


34-159


Die Teufelsleiter.

Deutsche

Volksmärchen.

Erzählt

von

Friedrich Gottschalck.

Erster Band.

Mit einem Holzschnitte nach einer Zeichnung des Professor Richter.

Leipzig,
Baumgärtners Buchhandlung.
1846.

Die Märchen, welche hier vorgeführt werden, sind nicht Dichtungen neuerer Fantasie, sie sind dem Volke entnommene, wirkliche Lokalsagen, welche noch jetzt — wenn auch weniger als in früherer Zeit — unter ihm leben.

Zum größten Theile gehören sie zu den wenig gekannten; einige davon gab ich schon in Zeitschriften.

Möge es mir gelungen sein, diese lieblichen Dichtungen, worin so viele lebendige Töne einer

freien Poesie erklingen, in dem Gewande vorgeführt zu haben, das ihrem Wesen das zusagendste sein dürfte, einfach, ohne wesentliche Aenderung ihrer Grundstoffe.

Dresden am 21. Januar 1846.

F. G.

Inhalt.

Deutsche
Volksmärchen.

Der Sage kecke Zuversicht reißt hin,
Das Wunderbare findet Gunst und Glauben.

Schiller.

Der erste Herzog von Zähringen, ein Köhler.

Wem ist der Schwarzwald unbekannt
Mit seinen schlanken Tannen! —
Kein Wandrer kommt in's Schwabenland
Und keiner geht von dannen,
Der nicht bei seiner wilden Pracht
Still steht, und große Augen macht.

Welcher Dichter so sang, — ich weiß es nicht; aber er sang wahr. Denn, wer des tannenbestandenen Schwarzwalds Höhen, seine riesigen Felsenkuppen sah, in seinen von brausenden Bächen durchströmten Thälern wandelte, von den Trümmern verfallener Burgen und Klöster hinabschaute auf das herrliche Schwabenland, in das sich einst jener Burgen Herrn getheilt, der — kommt wieder, es nochmals zu schauen, von Neuem sich an seiner wilden Pracht zu laben, und auch zu vernehmen die lieblichen Dichtungen der Vorzeit, die Sagen, die Mährchen alle, welche an seinen Klüften, Felshörnern und Trümmern haften.

Von diesen sei eines hier erzählt, Euch, die Ihr gern in der romantischen Fabelwelt der Vorzeit Euch ergeht, eines, wie ich es vernahm aus dem Munde eines ergrauten Köhlers, bei dessen Köthe ich auf der Wanderung durch des Schwarzwaldes Gebirgswindungen ruhte.

Mit fetter Milch und schwarzem Brot hatte das greise Männchen mich erquickt, dabei mir viel vorgeschwatzt von der Bedeutsamkeit seines Geschäfts, von den Kenntnissen, welche das Betreiben desselben erheische, und war eben im Begriff, das Alles mir nochmals vom Anfange an zu wiederholen, wenn ich ihn nicht durch die Frage davon zurückgehalten hätte: „Alter, weißt Du kein Mährchen mir zu erzählen aus diesen Thälern Deines kohlenreichen Schwarzwaldes?"

„O ja," erwiederte er mit wichtiger Miene, stark betonend dieses o ja! und sich zugleich die Haare aus dem rußigen Gesichte streichend; „und zwar eines, das meinem Stande zu ganz besonders hoher Ehre gereicht, eigentlich aber kein Mährchen, sondern eine sich wahrhaft zugetragene Begebenheit ist."

„Wirklich?"

„Ja, wahrhafte Geschichte, denn sie steht geschrieben in der Chronik der Stadt Freiburg im 4ten Kapitel,

wo es heißt: „„wie die einst mächtigen Herzoge von Zähringen aus gemeinem Blute dem Stande der Köhler entsprossen seien.““

„Ei! Nun, so erzähle.“

Und der Alte begann.

Seht Herr, wo jetzt die Trümmern der Burg Zähringen verwittern, nur noch ein hoher runder Thurm davon steht, da lebte einst in den Bergen und Wäldern umher ein junger, flinker Köhlersmann. Er trieb das vom Vater gelernte und ererbte Geschäft des Kohlenbrennens mit Lust und Liebe, und eine ältere Schwester besorgte seine kleine Wirthschaft. Einig und genügsam lebte das Geschwisterpaar zur Verkohlungszeit in einer Köthe, große Bedürfnisse nicht kennend, und war schon zufrieden, wenn die schönen Kohlen reichlich abgeholt wurden nach den Städten und den Ebenen des Landes.

Nun war aber allmälig rings in weiter Runde um die Köthe alles Holz rein weggehauen und verkohlt, und schon eine halbe Stunde weit mußte die Schwester gehen, um dem Bruder das Mittagsbrot dahin zu bringen, wo dieser das Verkohlen besorgte. Das wurde ihr gar beschwerlich, und da meinte sie: es wäre doch bequemer für sie Beide, wenn sie ihre Köthe weiter verlegten und dahin, wo noch dichter Wald

und Bäume zum Fällen und Verkohlen wären. Der Bruder fand den Vorschlag nicht unrecht, und es wurde beschlossen, im nächsten Frühjahre ihn auszuführen.

Als nun die Vöglein wieder sangen auf den frisch begrünten Zweigen, das Kohlenbrennen wieder beginnen konnte: da suchte sich der Köhler da, wo der Wald am dichtesten war, einen wohlpassenden Platz aus, baute sich bei einem rauschenden Waldbache eine neue Köhlerköthe, und die Schwester richtete darin das Wirthschaftliche ein. Holz gab es nun im Ueberfluß, und mehr als einen Meiler konnte der Köhler zu gleicher Zeit brennen lassen. Das dampfte und qualmte, daß es eine Lust war, und Bruder und Schwester waren seelenvergnügt.

Als der erste Meiler ausgebrannt, die darauf liegende Erdrinde abgenommen war, die schönen frischen Kohlen sich zeigten: da erzählte eines Abends der Bruder, daß auf seiner neuen Kohlenstätte die Erde ihm viel schwerer vorkomme, als auf der Stelle, die er verlassen. Den Meiler damit zu bedecken würde ihm jetzt weit saurer. Die Schwester suchte in ihrer Einfalt dies zu erklären und meinte, das komme wohl daher, weil die Erde hier noch feuchter sei als dort, wo Sonne und Luft sie mehr austrocknen könnten als hier in dem dicht-

bestandenen Walde. Dem Bruder aber wollte dies nicht einleuchten, meinend, es müsse eine andere Ursache haben. Und die hatte es. Denn als er vom zweiten Meiler die Erde abräumte, da fand er am untern Rande desselben einen schwarzen Klumpen. Anfangs hielt er ihn für einen Stein, und begriff nicht, wie der dahin gekommen sei, da es ringsum keine Steine gab; indessen wurde er doch bald inne, daß es kein Stein sein könne, denn der Klumpen war so schwer, schwerer als ein Stein der Größe sein würde. Die Schwester wurde herbeigerufen, zu schauen. Sie wälzte den Klumpen hin und her, um und um, wußte aber eben so wenig, wofür sie ihn halten solle. Da nahm der Bruder eine Axt, schlug aus allen Kräften darauf, aber der Klumpen blieb wie er war. Endlich sprang aber doch an einer etwas vorstehenden Ecke ein Stückchen von der Größe einer Haselnuß ab. Erstaunt standen die Geschwister beide, und sahen sich verwundernd an, denn das abgesprungene Stückchen, und am Klumpen die Stelle, wo es abgesprungen, glänzte silberweiß.

„Das ist ja wohl Silber," sagte die Schwester.

„„Ja, ich weiß es nicht,"" erwiederte der Bruder, „„habe mein Lebtage noch kein Silber gesehen, wenn es aus der Grube kommt.""

„Da müssen wir doch dahinter kommen," fuhr jene fort. „Weißt Du was, morgen ist Marientag, da gehe ich nach der Stadt die Messe zu hören, nehme das abgeschlagene Stückchen mit, trage es zum Silberschmied und frage den, was es ist; der weiß das gewiß."

„„Und erzählst, daß wir einen großen Klumpen davon haben,"" fiel der Bruder hastig ein. „„Nein, nein, daraus wird nichts! Ich will selbst damit in die Stadt und zum Silberschmied, denn Du lässest Dir Alles abfragen, bist ja ein Weib.""

Die Schwester versicherte nun zwar, sich klug und schlau zu benehmen, aber es verblieb bei des Bruders Beschluß. Der Klumpen wurde in die Köthe getragen, in einem Winkel versteckt.

Kaum graute der Himmel am Tage der Verkündigung Mariä, da stand schon draußen vor der Köthe der Köhler am Bache, vom Kohlenschwarz sich zu säubern, die rothen, frischen Backen wieder sichtbar zu machen. Darauf legte er ein feines Hemd an, das Sonntagskleid, nahm Stock und Sonntagsmütze, steckte das Stückchen Erz bei, und schritt so, schmuck und festlich, einen Köhler nicht verrathend, der Stadt Freiburg zu.

Ehe er sie noch erreichte, ertönte Glockengeläute vom

schönen, hohen Domthurm. Das ergriff ihn gar sehr, denn der Köhler war auch ein frommer Mann. Er blieb stehen, zog die Mütze, faltete die Hände, betete mit Andacht sein Ave Maria, und schritt dann der Stadt zu.

Wiewohl nun sein Sinn gar sehr nach dem Silberschmied hinstrebte, so zog es ihn doch, als er am Dom vorüber ging, den Gesang am hohen Chor vernahm, unwillkürlich hinein in das Gotteshaus. Lange war es her, daß er in keinem gewesen, es ergriff daher sein gutes Gemüth das Feierliche der heiligen Handlungen, und als der geistliche Herr am Hochaltare das Hochwürdigste emporhielt, Alles in Demuth auf die Erde sank, da beugte auch der Köhler sein Knie und betete inbrünstig zum Geber alles Guten.

Die Messe war zu Ende. Die andächtige Menge verließ den Dom, und nun ging der Köhler zum Silberschmied.

„Hört einmal," sprach er zu diesem, „da habe ich ein glänzendes Steinchen gefunden, könnt Ihr mir nicht sagen, was das für ein Steinchen ist?"

Der Schmied setzte bedächtig die Brille auf die Nase, nahm das Steinchen, drehte es um und um, roch daran, bekratzte es mit dem Messer, fuhr damit

auf einem schwarzen glatten Steine hin und her, daß es weiße Striche hinterließ, schüttelte bedächtig den Kopf, aber seine Augen glänzten dabei immer heller.

„„Weiß ich doch wirklich nicht,““ sprach er gelassen, „„wofür ich das Steinchen halten soll, müßte versuchen, ob es sich im Tiegel schmelzen ließe.““

„Das möchte zu lange dauern,“ erwiederte der Köhler; „heute habe ich nicht Zeit darauf zu warten, komme wohl ein anderes Mal wieder zu Euch.“

„„Nun so nehmt doch erst ein Frühstück bei mir ein,““ sprach jener mit freundlicher Miene; „„habt doch wohl einen weiten Weg gemacht, seid hungrig.““ Zugleich rief er seinen Lehrburschen, Schinken, Wurst und Brot zu bringen. „„Und während Ihr esset,““ fuhr er fort, „„will ich noch einige Proben mit dem Steinchen machen.““

Der Köhler war das zufrieden, setzte sich, ließ es sich wohlschmecken, und hörte dabei, wie neben an in der Werkstatt Meister und Gesellen viel hin- und hersprachen über das Steinchen. Als Jener wieder eintrat, sagte er mit ganz gleichgültiger Miene: „„wo habt Ihr denn dies Steinchen her?““

Der Köhler merkte bald, daß er es mit einem schlauen Fuchs zu thun habe, und antwortete eben so

gleichgültig: „ich fand es draußen auf der Landstraße, vielleicht eine Viertelstunde vor der Stadt, da lag es bei einem Steinhaufen."

„„Lagen noch mehr dergleichen da?"" fuhr hastig der Schmied heraus.

„Ich habe nicht darauf geachtet."

„„Könntet Ihr mir wohl den Steinhaufen zeigen?""

„Warum nicht, wenn Ihr mit mir gehen wollt. Aber was ist es denn für ein Steinchen?"

„„I nun, es ist eine Art gewöhnlicher Glimmer, glänzt, sieht aus wie Silber, hat aber keinen Werth.""

„So! Das ist Schade. Ich dachte, es sei Silber, und wollte Euch schon bitten, mir ein Ringelein für meine Schwester davon zu machen."

„„Wenn Ihr es mir überlassen wollt, will ich Euch ein schon fertiges Ringelein dafür geben.""

„Nein, dafür ist's mir nicht feil, das schöne Steinchen, wenn's auch keinen Werth hat. Gebt Ihr mir aber zwei Ringelein, so sollt Ihr es haben."

Nach langem Hin- und Herhandeln war der Silberschmied bereit, zwei Ringelein zu geben. Er kleidete sich nun an, und wanderte mit dem Köhler zum Thor hinaus, der Landstraße entlang.

Bald kamen sie an eine Stelle, wo ein Haufen Steine lag. „Hier," sprach der Köhler, „hier war es, wo ich das Steinchen fand."

„„So!"" entgegnete der Schmied, „„da will ich doch suchen, ob ich auch eins finde; will Euch aber nicht aufhalten, denn Ihr habt noch einen weiten Weg. Glückliche Reise!""

Der Köhler ging, innerlich lachend, seine Straße, und sah mit kleiner Schadenfreude aus der Ferne, wie der Schmied Stein vor Stein aufnahm, beäugelte, auseinanderschlug und wieder wegwarf. Die Ueberzeugung hatte er aber nun, daß sein Klumpen reines Silber sei, und hocherfreut verkündigte er dies der Schwester, welcher er einen der beiden Ringelein gab, und den zweiten für seine künftige Braut bestimmte.

Andern Tags, wo wieder ein Meiler abgeräumt wurde, fand sich am äußern Rande desselben abermals ein Klumpen. Das war nun fort und fort so, und beim jedesmaligen Abräumen eines Meilers der Fall. Wöchentlich mehrten sich die Klumpen wenigstens um Einen.

Wie dieser anwachsende Reichthum genutzt und angelegt werden sollte, darüber hatten die Geschwister gar oft schon gesprochen, gar manchen Plan gemacht. Bald

wollten sie einen großen Meierhof kaufen, bald eine Kirche bauen, ein Kloster gründen auf der Stelle, wo der Schatz gewonnen sei, zur Ehre der heiligen Jungfrau Maria und ihrer Seele zum Heil, aber zu einem festen Entschlusse kam es immer nicht.

Da kommt eines Tages die Schwester aus der Stadt, wo sie Lebensmittel erkauft, zurück, und erzählt: sie habe dort gehört, ein König, der aus seinem Reiche vertrieben, habe in den Schwarzwald sich geflüchtet, und lebe in der Gegend, die der Kaiserstuhl heiße, mit seiner Familie und seinem Hofgesinde unter Zelten. In Freiburg und in allen Städten um den Schwarzwald habe der ausrufen lassen: wer ihm helfen thäte, daß er wieder zu seinem Reiche käme, dem werde er, er möchte sein wer er wolle, eine seiner Töchter zum Weibe geben, ihn auch zu einem hohen Herrn erheben.

Der Bruder hörte mit großer Aufmerksamkeit die seltsame Kunde, sagte aber kein Wort. Wider seine Gewohnheit saß er den ganzen Tag vor der Köthe in Nachdenken, und antwortete der Schwester, die wissen wollte, was ihm sei, wenig oder gar nicht. Erst beim Abendbrot erwachte er wie aus dem Traume und sprach: „Höre Schwester, was du Da von dem vertriebenen

König erzählt hast, habe ich mir reiflich überlegt und beschlossen, dem Könige zu helfen."

Die Schwester lächelte, „„Du,"" sprach sie, „„Du willst dem Könige wieder zu seinem Reiche verhelfen? Wie willst Du das anfangen? Hast Du Reisige und Mannen ihm zu Hülfe zu schicken?""

„Die habe ich nicht," erwiederte der Bruder, „aber ich habe Silberklumpen, wofür man Reisige und Mannen haben kann. Morgen am Tage gehe ich hin zu dem König und sage: Herr König, ich habe gehört, was Ihr habt ausrufen lassen. Ich komme, Euch meine Hülfe anzubieten. Nicht mit Mannen und Streitrossen kann ich Euch dienen, aber mit Silber in Menge. Damit könnt Ihr Euch Macht verschaffen und Eures Landes wieder Herr werden. Sieh, Schwester, so will ich zu ihm reden. Mein Anerbieten wird ihm gut dünken, er wird es annehmen, erobert sein Land wieder, macht mich zum großen Herrn, wird mein Schwiegervater, ich bin dann ein Prinz, Du eine Prinzessin, wir erhalten Land und Leute, und unser Glück ist gemacht."

Die Schwester schüttelte bedenklich den Kopf, war gar nicht der Meinung des Bruders, nannte sein Vorhaben ein thörichtes, und suchte es ihm auszureden,

besonders dadurch, daß sie meinte: die Silberklumpen werde der König wohl annehmen, Reisige und Mannen damit um sich sammeln, vielleicht auch sein Reich wieder erobern, dann aber des Köhlers im Schwarzwalde nicht weiter gedenken noch das Versprochene erfüllen.

Solche Worte waren aber ohne Wirkung auf den Bruder. Der erklärte fest, sein Vorhaben auszuführen, denn ein König halte gewiß, was er öffentlich verheißen.

Früher als gewöhnlich verließ er am andern Morgen das Lager, wusch sich blank und rein, legte seine besten Kleider an, schlug einen der Silberklumpen in ein weißleinen Tuch, hing ihn an den Stock über die Schulter, reichte der kopfschüttelnden Schwester mit den Worten: „Leb wohl, Schwester Gräfin oder Prinzessin" die Hand, und wanderte fort nach dem Berge, den man den Kaiserstuhl nennt.

Um die Mittagsstunde war er auf der Höhe des Berges angelangt, sah aber nirgends eine menschliche Spur, nur dichten Wald ringsum. Eine Weile stand er still, unentschlossen, nach welcher Seite er sich nun wenden solle. Da vernahm er wie den Ton einer Trommete in weiter Ferne. Er stutzte und horchte. Da erklang der Ton wieder. Wo der Schall herkam,

da wendete er sich nun hin, immer durch dichten Wald. Endlich trat er aus dem Walde hinaus, und sah mit Erstaunen vor sich eine große Wiesenfläche, ringsum mit Wald umgeben. Darauf standen an die hundert Zelte, aus deren Mitte eines hervorragte, worauf zwei Fähnlein, ein gelbes und ein rothes, weheten. Diener und Reisige gingen hin und her, als wären es Wächter. Etwas bange ward ihm bei diesem Anblick, denn daß dies des Königs Lager sei, schien ihm gewiß, und fast wollt' es ihm an Muth gebrechen, vorwärts zu schreiten. Doch bald ermannte er sich, ging einige hundert Schritte, blieb aber wieder stehen, denn es sammelten sich die Wächter, als wollten sie ihm den Weg versperren.

Hoch schlug ihm das Herz. Aber wie pochte es erst, als aus einem der Zelte zwei schmuck gekleidete Jungfrauen heraustraten und Arm in Arm auf der Wiese hin- und hergingen. Das sind gewiß des Königs Töchter, sprach er ganz leise zu sich selbst, und sind sie das, so ist auch eine davon deine Braut. Unbeweglich stand er, verfolgte mit seinen scharf blickenden Augen die schönen Jungfrauen hin und her auf ihrem Wege, sah nichts weiter als sie. Gar sonderbar ward ihm zu Muthe, je länger er sie sah. Es schlug ihm das Herz hoch, aber nicht vor Besorgniß, oder aus

Zaghaftigkeit, wie in dem Augenblicke, wo er aus dem Walde auf die Wiese trat; nein, es war ein ganz anderes, ihm dunkeles, fremdes Gefühl, das sein Blut erregte. Als es ihm aber schien, als ob die Jungfrauen auf ihn zukämen, ja, da war er vollends verplüfft. Hochroth färbte das Blut seine ohnehin gerötheten Wangen, und in der linken Brust pochte es wie ein Hammer. Jetzt waren sie ganz in seiner Nähe, schienen ihn aber nicht zu bemerken. Er zog die Mütze und machte eine ungeschickte tiefe Verbeugung. Da blieben die Jungfrauen stehen, und schaueten den fremden schmucken Mann an. Die Eine fragte:

„Wer bist Du?"

„„Ein Köhler, schönes Fräulein.""

„Was willst Du hier?" fragte die Andere.

„„Den König sprechen.""

„Den König, unsern Vater?" riefen Beide zugleich.

Da hämmerte es noch derber in des Köhlers Brust, denn nun war er gewiß, daß es Prinzessinnen waren. Verlegen drehte er seine Mütze hin und her, denn die Jungfrauen sprachen mit einander in einer ihm unbekannten Sprache, und sahen ihn dabei oft an. Da sagte er nochmals, daß er den König sprechen möchte.

„Was willst Du von dem König, meinem Vater?" fragte wieder die Eine.

„„Ich will ihm sagen, daß ich ihm helfen könne, sein Reich wieder zu gewinnen.""

„Du, ein Köhler!" riefen Beide lächelnd. „Wie willst Du das anfangen?"

„„Ich will ihm Silber geben, viel Silber, dafür kann er sich ein Heer Reisige halten, und den Feind aus seinem Reiche vertreiben.""

Die Jungfrauen redeten ein Weilchen zusammen in ihrer Sprache, dann sagte die Eine: „Folge uns, wir wollen Dich zum König bringen."

Der Köhler folgte mit immer abgezogener Mütze. Zwischen vielen Zelten hindurch gingen sie auf das hohe, mit den Fahnen besteckte zu, vor welchem zwei geharnischte Ritter Wache hielten. „Hier bleib stehen," sagten die Jungfrauen, und gingen in das Zelt. Nicht mehr so heftig pochte ihm das Herz, denn mit dem Könige zu reden, dazu hatte er den Muth. Der Silberklumpen unterm Arm, und die in seiner Köthe noch liegenden gaben ihm Muth.

Nach einer kleinen Weile trat ein Diener aus dem Zelte, sagte, der König wolle ihn sprechen, er möchte hineingehen.

Der Köhler trat ein und bückte sich tief. Ihm gegenüber saß auf einem hohen Kissen der König, ein stattlicher rüstiger Mann mit langem Bart. In Sammet und Seide war er gekleidet, ein dunkelrother Mantel umgab ihn. Vor ihm lag auf einem niedrigen Tische eine goldene Krone mit vielen flimmernden Steinchen verziert und das Scepter. Zu beiden Seiten saßen die schmucken Prinzessinnen, seine Töchter, und neben diesen links und rechts standen schön geputzte Ritter und Edelknappen. Der Köhler stutzte wohl etwas beim Anblick solcher ihm ganz fremden Pracht, blieb aber bei Fassung, obwohl mit scharfem Blick der König ihn lange ansah, und mit barscher Stimme sprach:

„Meine Töchter haben mir gesagt, daß Du kommen seiest, mir anzubieten Deine Hülfe zur Wiedergewinnung meines Reichs. Die Absicht mag gut sein, aber wie willst Du, ein armer Köhler des Waldes, dies beginnen?"

Der Köhler antwortete dreist:

„„Ich bin nicht arm, ich bin ein reicher Köhler. Ich will Euch, Herr, Silber geben, viel Silber, woraus Ihr Geld machen laßt. Habt Ihr Geld, so wird es Euch an Reisigen und Mannen nicht fehlen, und habt Ihr diese, so könnt Ihr Euer Reich wieder gewinnen.""

„Das klingt wohl gut," sprach der König, „aber so viel des Silbers, als ich bedarf um ein Heer um mich zu sammeln, hast Du, Köhler, so reich Du auch sein magst, doch nicht."

Keck erwiederte der Köhler: „„Das kommt darauf an;"" nahm den Klumpen unter seinem Arme vor, wickelte ihn aus dem leinenen Tuche, und hielt ihn dem König hin.

„„Seht, Herr König,"" sprach er, „„das ist ein Klumpen gediegenen Silbers, und solcher Klumpen Silber habe ich an zwanzig Stück.""

„Woher kommst Du zu solchem großen Schatz?" fragte der König.

„„Herr König,"" erwiederte der Köhler, „„das kann ich Euch nicht sagen. Glauben könnt Ihr mir aber, daß ich ihn nicht gestohlen, daß ich auf ehrliche Weise und mit sauren Kräften ihn mir erworben habe. Reicht er aus, Euer Reich damit zu erobern, so mache ich Euch die zwanzig Klumpen zum Geschenk; und habt Ihr Euer Reich wieder inne, so erwarte und verlange ich, daß Ihr Euer öffentlich bekannt gemachtes Wort haltet, zu einem hohen Herrn mich erhebt und Euer Eidam ich werde.""

Ein leises verwunderndes Gemurmel vernahm man

unter den Anwesenden; die Prinzessinnen aber erröthelen und sahen züchtiglich auf den Boden.

„Ehe ich Dir meinen Entschluß kund gebe," sprach der König, „muß ich wissen, ob Du überall die Wahrheit geredet."

Er winkte Einem der umstehenden Edlen, befahl ihm den Klumpen zu prüfen, ob er Silber sei, und während dieser das Zelt verließ, den Befehl zu vollziehen, unterhielt sich der König mit dem Köhler, fragte ihn, wie er heiße, wie alt er sei, wo er lebe, wer seine Eltern wären, ob er Geschwister habe, und dergleichen mehr.

Dreist beantwortete dieser alle Fragen, was dem König wohl gefallen mochte; und die Prinzessinnen-Jungfrauen blickten zuweilen verstohlen nach dem kräftigen jungen Mann, der ihnen nicht zu mißfallen schien.

Der Edle trat mit dem Klumpen wieder ein, neigte sich tief vor dem König und sprach: „Herr, was der Mann Dir angeboten, ist das feinste und gediegenes Silber."

Neues verwunderndes Gemurmel erhob sich unter den Anwesenden.

Der König aber sprach: „Es ist bewiesen, daß, was Du gebracht, Silber ist. Jetzt mußt Du zu gleicher Prüfung vorlegen, was Du noch an Silberklumpen

besitzest, Geh, bringe alle hierher. Reisige sollen Dich zu Deiner Hütte geleiten, zur Hülfe und zum Schutz Dir dienen. Morgen um diese Zeit sei wieder hier, und fällt die Prüfung Deines Schatzes günstig aus, dann sollst Du meinen Entschluß hören."

Der König machte eine Bewegung mit der Hand, und der Köhler merkte, was das hieß. Tief bückte er sich vor der Majestät, drehte sich, das Zelt zu verlassen, wendete sich aber nochmals, und machte den schönen Prinzessinnen eine Verbeugung, welche mit freundlichem Kopfnicken dankten.

Draußen vor dem Zelte standen Diener mit Speis' und Trank den Köhler zu erquicken, was diesem ganz willkommen war, denn ihn hungerte baß. Nach dieser Stärkung machte er sich auf den Rückweg, und drei Reisige begleiteten ihn.

Nicht wenig erschrak die Schwester, als sie den Bruder mit den geharnischten Männern ankommen sah, welche diesen, wie einen Gefangenen, in ihrer Mitte führten. Groß aber war ihre Freude, als sie hörte, was geschehen, und lustig sprang die künftige Prinzessin, den Gästen das Abendbrot zu bereiten.

Die Hälfte der Nacht kam kein Schlaf in des Köhlers Augen. Wie es mit ihm, und was aus ihm



werden könne, das zog in glänzenden Bildern vor ihm vorüber, und hielt ihn wach. Und als er entschlummerte, da gaukelten Träume ihm gleiche Bilder vor, und erhielten seine Phantasie in Thätigkeit. Dennoch war er andern Tages in aller Frühe munter, und als er seine Begleitung mit Speis' und Trank erquickt, wurde der ganze Vorrath an Silber aufgepackt und dem Kaiserstuhle zugewandert.

Um Mittag schon standen sie vor des Königs Zelt; Ihre Ankunft ward gemeldet. Der Edle des Reichs, der Tags zuvor die Silberprobe gemacht, trat aus dem Zelt, nahm den Köhler bei der Hand, und führte ihn in einen Erdkeller, wo der mitgebrachte Schatz niedergelegt wurde, um von ihm geprüft zu werden. Wohl eine Stunde und länger noch dauerte das, denn von jedem der Klumpen wurde ein Stück abgeschlagen, und bei großem Kohlfeuer in Tiegeln zum Fluß gebracht. Dem Köhler währte dabei die Zeit verdammt lang, doch gewahrte er mit Vergnügen, daß der Edle während des Probirens oft beifällige Mienen machte. Endlich war die Prüfung vorüber. Der Schatz wurde nun in des Königs Zelt gebracht, zu den Füßen der Majestät niedergelegt, und dieser gemeldet, daß Alles reines, gediegenes Silber sei.

Da erhob sich der König von seinem Sitze und sprach: „Köhler, Du hast mir gegeben, was Du versprachst, einen großen Schatz. Ich nehme ihn an, und halte mein offenkundig gegebenes Wort, denn mit solchem Reichthum erobere ich mein Land gewiß wieder. Kehre jetzt zu Deiner Köthe zurück. Sobald ich in meine Hauptstadt als Sieger und Herr eingezogen bin, erhältst Du Kunde, und es erfolgt dann die Erfüllung meines Wortes. Zu dessen Versicherung reiche ich Dir meine Rechte."

Der Köhler aber sprach dreistweg: „„Topp, es gilt! ein Wort ein Wort, ein Mann ein Mann!"" und schlug herzhaft ein mit seiner Rechten in die Hand der Majestät.

„Gehab Dich wohl," fuhr der König fort, „als Herzog und Eidam hoffe ich Dich wieder zu sehen."

Des Köhlers Auge erglänzte. Er wußte nicht, wie er sich vor Freude haben solle, machte eine gar ungeschickte Verbeugung und ging. Einige der Edlen begleiteten ihn bis vor das Zelt. Tiefe Verbeugungen machten sie vor dem künftigen Eidam ihres Herrn, der ihnen kurzweg mit seiner Mütze ein Abschiedszeichen zuwinkte, und nach Hause eilte.

Gedanken und Pläne über seine Zukunft, über das,

was er in der neuen Lage beginnen, unternehmen, thun und treiben werde und wolle, durchkreuzten auf dem Heimwege in buntester Menge des Köhlers Kopf.

Er rannte im schärfsten Schritt vorwärts, sah nicht um, nicht neben sich, und langte bei seiner Köthe an, ehe er es selbst glaubte.

Die Schwester fand er, wie sie eben bei einem lodernden Feuer beschäftigt war, Milchbrei zu kochen. „Prinzessin Schwester," redete er sie an mit stolzer Haltung, „Du siehst hier vor Dir Deinen vom Könige zum Herzog erhobenen, zu seinem Eidam bestimmten Bruder, der Dich hiermit zur Prinzessin ernennt. Komm, umarme Deinen fürstlichen Herrn Bruder." Mit ausgebreiteten Armen stand er da; aber die Schwester ließ ihn stehen, lächelte und sprach: „„Ei, was faselst Du da. Laß mich den Brei rühren, sonst brennt er an.""

„Schwester, gehorche Deinem herzoglichen Herrn Bruder, wenn auch der Brei anbrennt. Ich befehle es Dir."

Lachend erhob sich die Schwester, umarmte den immer noch mit hoher Miene vor ihr stehenden Bruder, verlangte aber zugleich, daß er die Possen lassen, ernsthaft erzählen solle, wie es ihm ergangen.

Das geschah, und zwar mit der größten Umständ-

lichkeit und Weitschweifigkeit. Nicht die geringste Kleinigkeit wurde vergessen. Besonders viel sprach er von den schönen Töchtern des Königs, die ihm beide so wohl gefielen, daß ihm die Wahl schwer werden würde, am liebsten er sie Beide nähme.

Die Schwester wollte Anfangs gar nichts glauben, meinte, der Bruder foppe sie. Erst nach wiederholter Versicherung, daß er gewiß und wahrhaftig ihr nichts vorlüge, brach sie in Freude aus und in Erstaunen. Sie sprang auf, packte den Bruder, tanzte mit ihm herum, und jauchzte laut auf. Das Rühren des Breies wurde vergessen, so daß der neue Herzog selbst dazu auffordern mußte, da er großen Hunger hatte.

„Sieh Schwester," sprach er, als sie beisammen saßen und aßen, „mein Plan ist nun der: ich treibe das Kohlenbrennen fort und so lange, bis mir der König Kunde geben läßt, daß er sein Reich wieder gewonnen. Da dies so geschwind nicht gehen wird, so gewinne ich in der Zeit noch viele Silberklumpen, deren ich bedarf. Denn, hat mir der König das Land gegeben, das ich haben will, und was die ganze Umgegend hier sein wird, so baue ich mir da drüben auf jenem Berge, wo ich mein Land überschauen kann, eine Burg, die nenne ich Zähringen, welchen Namen

ich annehmen werde. Dann reise ich mit Dir zum König, vermähle mich mit einer seiner Töchter, und führe diese ein in meine Burg Zähringen, die eine der festesten und prächtigsten im ganzen Schwabengau werden soll. Dann leben wir herrlich und in Freuden, Kohlen werden nicht mehr selbst gebrannt, aber meine Leute thun das, damit in meinem Schatze immerfort ein Haufe Silberklumpen liege, und ich großen Hof halten kann in meiner Burg, größern noch, als meine kleinern Nachbarn, die Grafen von Urach, von Teck, von Scheuern, und wie sie sonst noch heißen. Auf alle diese muß ich stolz hinblicken können, ich, des Königs Eidam, der Herzog von Zähringen, dessen Geschlecht blühen wird in Ewigkeit, aus welchem vielleicht noch Fürsten und Könige einmal entsprießen können."

So sprach der Herzog von Zähringen im Köhlerkittel, Milchbrei dabei essend und schwarzes Brot. Ruhig ließ die Schwester ihn ausreden, konnte aber nicht unterlassen, bei diesem und jenem Worte bedenklich den Kopf zu schütteln, und am Schlusse der langen Rede ihm zuzurufen: „„Gemach, gemach Herr Bruder! Vergiß nicht das Sprüchwort: Hochmuth geht vor dem Fall.""

Der Köhler begann indessen die Ausführung seines Planes ganz so, wie er sich ihn gemacht. In vielen

Meilern brannte er Kohlen, um schnell der Silberklumpen viele zu haben. Und als er deren eine große Menge gewonnen, holte er sich aus der Stadt einen Baumeister und Arbeiter, führte sie auf die Stelle, wo die Burg Zähringen aufsteigen sollte, und der Bau begann.

Wiewohl nun die Schwester es nicht billigte, daß er so rasch seinen Plan verfolge, ehe noch Kunde da sei, daß der König sein Reich wieder gewonnen, wovon doch Alles abhänge, ob er Herzog werde und das Land erhalte, das er jetzt schon als das seine betrachte, so ließ sich der Bruder doch nicht stören. Fortwährend wurde gebaut, denn er meinte: das könne gar nicht fehlen, das werde und müsse Alles so kommen wie er es sich denke, der König müsse ihm geben, was er verlange.

So vergingen Wochen, so vergingen Monden. Der Burgbau nahte sich der Vollendung, denn der Silberklumpenvorrath nahm kein Ende, aber — die königliche Kunde von Wiedereroberung des Reichs blieb aus. Die Schwester fing schon an, den Bruder Herzog mit seinem Herzogthum zu foppen, ihm zu prophezeihen, daß von den Grafen des Gaues die neue Burg ihm weggenommen werden würde, was er nicht

hindern könne, da er keine Mannen habe; allein der Bruder verlor den Muth nicht, und verwies die Schwester zur Geduld.

Eines Morgens saßen Beide vor der Köthe. Der Köhler war still und sah ernst auf den Boden, denn allmälig wurde es ihm doch bedenklich, daß die erwartete Kunde gar nicht ankomme. Die Schwester, neben ihm beschäftigt Rüben zum Mittagsessen zuzurichten, blickte zuweilen schalkhaft nach ihm hin, hätte gern ihn geneckt mit der so lange schon vergebens erwarteten königlichen Gesandtschaft, unterdrückte aber ihren Frevel, den Bruder nicht zu kränken. Zutrauen zu den Verheißungen, welche man diesem gemacht, hatte sie aber gar nicht, denn je länger je mehr verlor sie allen Glauben daran. So saßen Beide stumm neben einander, und hingen ihren Betrachtungen im Stillen nach. Da fuhr der Köhler plötzlich auf und sprach: „Was war das?"

„„Was denn?"" fragte verwundert und fast erschrocken die Schwester.

„Hast Du nichts gehört?"

„„Ich habe nichts gehört.""

„Aber ich. Einen ganz eigenen Ton vernahm ich."

„„Wer weiß, was Du gehört hast; das Geschrei eines Hähers oder Geiers, die hier horsten.““

„Nein, nein, ganz anders war der Ton.“

Indem vernahm man ganz deutlich Trompetenschall.

„Hörst Du wohl,“ sprach er hastig, „das sind Trompeten, das ist die Gesandtschaft des Königs, ja, ja die ist's, bringt mir Kunde von meinem Schwiegervater, juchhe Schwester!“ Er nahm sie beim Kopf, und herzte sie rechts und links im höchsten Freudentaumel.

Der Schwester war nicht so zu Muth. Sie war erschrocken, sie erblaßte, sie zitterte und hätte bald ihre geschnittenen Rüben fallen lassen. Indem hörte man von Neuem Trompetenschall, der näher rückte.

Der Köhler lief unruhig hin und her, wußte nicht, was er thun sollte; lief in die Köthe, kam wieder heraus, lief wieder hinein, warf den Köhlerkittel ab, zog einen Rock an, und stellte sich vor die Köthe, den rechten Arm in die Seite gestützt, mit vornehmer Miene erwartend, was da kommen werde.

Von Neuem ertönten Trompeten, und aus des Waldes Dickicht drängte sich eine Reiterschaar hervor, in glänzender Kleidung auf reich verzierten Rossen. Von ihren Helmen wehten bunte Federn, und ein Fähn-

lein gelb und roth flatterte in ihrer Mitte. Gerade auf die Köthe zu ritten sie. Der reichgekleidetste sprang vom Roß, verneigte sich ehrerbietig vor dem Köhler, und sprach: „Mein Herr, der König, sendet mich zu Euch, Herzog. Er läßt Euch wissen, daß, mit Hülfe Eures Schatzes, er sein Reich wieder erobert, in seine Hauptstadt eingezogen sei, fest auf dem Throne seiner Väter wieder sitze, das Euch gegebene königliche Wort nun erfüllen wolle, und Euch daher laden lasse, zu ihm in seine Hauptstadt zu kommen, Euren Lohn und seinen Dank zu empfangen. Da er auch vernommen, daß Ihr Euch eine Burg in der Mitte des Gaues erbauet, den Ihr als Euer Eigenthum haben wollt, und daß Ihr solche Burg Zähringen genannt, so schenkte er Euch diesen Gau als Euer völlig freies Eigenthum, und erkenne Euch an als einen Herzog von Zähringen. Dies Euch zu verkünden, bin ich vom König hierher gesandt, und es thut mir wohl, daß ich der Erste bin, der Euch als Herzog von Zähringen begrüßen darf."

Der Sprechende hielt einen Augenblick inne, des neuen Herzogs Antwort zu erwarten. Der war aber so verdutzt, daß er nicht reden konnte. Jener sprach weiter: „Der König, mein Herr, hat mir ferner be-

fohlen, Euch zu sagen: er habe auf Eure Burg Ritter, Reisige und Mannen gesendet, die Euch angehören sollen. Auch Gewänder würdet Ihr da finden, wie sie einem Herzoge gebühren, damit Ihr, wie es die Sitte erheischet, an seinem Hoflager im herzoglichen Schmuck erscheinen möget, sowie Eure Schwester, für welche ebenfalls Kleidung und Geschmeide dort bereit lägen. Und nun säumt nicht, diesen Zelter hier zu besteigen, nach Eurer Burg zu reiten, wohin wir Euch begleiten, um morgen nach der Königsstadt Euch zu folgen."

Der Sprecher machte eine tiefe Verbeugung vor dem Herzog und dessen Schwester. Ersterer hatte sich während dem gesammelt. Schlicht und schlank sagte er: „Das gefällt mir, daß der König sein Wort hält, und daß er für Alles, was ich jetzt nöthig habe, sorgte. Ich werde sogleich mit Euch reiten auf meine Burg."

Die Schwester aber, die wußte nicht, wie sie sich haben sollte. Sie war noch immer blaß vor Schrecken oder vor Freude, und als sie vernahm, daß auch sie mit an des Königs Hof solle, Kleider und Geschmeide für sie auf der Burg bereit lägen, da vergaß sie die geschabten Rüben in ihrer Schürze, ließ den ganzen Vorrath fallen, klatschte vor Freude in die Hände, und drehte sich tanzend auf der Stelle herum.

Drauf rief der Herzog einen der Köhler, übergab diesem, was in der Köthe an Geräth und Kleidung sich befand, befahl ihm, das Kohlenbrennen für ihn fortzusetzen, und wöchentlich die Silberklumpen auf die Burg zu liefern. Nachdem dies geschehen, führte man die Zelter vor. Der Herzog wie die Schwester, Beide noch nie auf einem Rosse gesessen, bestiegen sie mit Hülfe der Diener, welche ein Lächeln nicht bergen konnten, wenn sie die letztere in ihrem Hausanzuge mit der Küchenschürze auf dem schön geputzten, stolzen Zelter sich ängstlich an dessen Mähnen festhalten sahen.

Die Reise begann. An der Spitze das Fähnlein, hinter ihm die Trompeter, deren schmetternde Töne die Luft erfüllten und von den Bergen zurückprallten; dann die Gesandtschaft des Königs zu beiden Seiten des Herzogs und der Schwester, und nun die übrige Begleitung.

Nach vier Stunden langten sie am Fuße des Berges an, von welchem die schöne Burg Zähringen herabschauete. Auf ihrer hohen runden Warte, die noch jetzt steht, wehten Fähnlein, und vor der Burg standen Mannen und Reisige, dem Zuge entgegen jauchzend. Als dieser am Burgthore war, nahm das Jauchzen

zu, und begleitete ihn über den Burghof bis vor die Eingangsthür, wo man abstieg, und die Stiege hinan in die Gemächer sich begab.

Der Herzog war überrascht und erstaunt, wie sein königlicher Schwiegervater Alles so schön und reichlich hatte einrichten lassen. An nichts fehlte es. Sessel mit goldledernen Polstern, Tische, Schreine mit eingelegten bunten Steinen, Betten und sonstige Bedürfnisse, selbst Küchengeräth und Lebensmittel waren nicht vergessen, und Diener harrten der Befehle ihres neuen Herrn. Die Schwester aber, die durchlief schnell alle Gemächer der Burg, all' das Schöne und Kostbare zu sehen, das ihr Eigenthum nun war; dabei sprang sie, noch immer mit der Köhlerküchenschürze angethan, lustig umher, rufend ein Mal über das andere Mal: „Ach, Bruder Herzog, wie viel schöner ist's doch hier als in unserer alten schmutzigen Köhlerköthe."

Als Bruder und Schwester von dieser Besichtigung zurückgekehrt waren, sprach der Herzog zu der Gesandtschaft: „Nun wollen wir essen, ich bin hungrig." Da öffneten die Diener die Thür eines großen Gemachs, wo auf einer gedeckten Tafel der Gerichte gar viele aufgetragen waren. Man setzte sich, ließ es sich wohl schmecken, und der Humpen kreiste wacker herum. Der

Herzog und die Schwester wurden ganz lustig, und gaben in ihrem schlanken Benehmen und durch ihre ungekünstelten, schlichten Aeußerungen den Herren vom Hofe des Königs gar oft Gelegenheit, im Stillen diese Naturmenschen zu belächeln.

Nach dem Essen sagte der Herzog: „Heute bleiben wir hier auf meiner Burg. Morgen reiten wir zum König. Senden Sie, Herr Gesandter, einen Boten an diesen, damit er weiß, daß ich komme.“ Das geschah. Ein Knappe mußte zur Stunde diese Botschaft hinbringen.

Andern Tages erschien der Herzog, angethan in prachtvolle, ritterliche Kleidung, mit Waffe und Helm, und nicht minder schmuck, und reich gekleidet wie eine Prinzessin, die Schwester. Beide gefielen sich gar allzu sehr, konnten sich nicht genug beschauen. Die Schwester sprang wie ein junges Füllen umher, so daß der Bruder — sie waren allein — sagte: „Schwester, das schickt sich nun nicht mehr; Du bist Prinzessin, mußt Dich ernst und vornehm benehmen.“ Aber die Prinzessin wußte nicht, wie sie das anfangen sollte, und ward darob ganz mißmuthig.

Jetzt trat der Gesandte in das Gemach und verkündete, daß Alles zur Abreise bereit sei. Die Rosse

wurden bestiegen, der Zug setzte sich in Bewegung in derselben Ordnung wie Tags zuvor von der Köthe nach Burg Zähringen.

Erst am folgenden Tage erreichte man die Grenze des königlichen Reichs. Hier empfing den Herzog eine zweite Gesandtschaft des Königs, welche sich dem Zuge anschloß. Wo sie nun durch eine Stadt oder durch ein Dorf kamen, da jubelte das Volk dem königlichen Eidam entgegen, und der Herzog grüßte dankend links und rechts.

Als die Thürme der Königsresidenz hervortraten, die große befestigte Stadt sich näherte, da pochte dem Köhler das Herz gewaltig. Es war ihm bange, wußte aber eigentlich selbst nicht warum. Beim Einreiten in die Stadt spielten Musikanten auf, und das Volk jubelte über die Maaßen. Der Schwester gefiel besonders die Musik und sie nickte den Spielleuten freundlich zu. Im Hofe der Königsburg standen die Hofleute, viele Ritter und Edle, Alle prunkvoll angethan. Der König stand am Eingange des Palastes, und umarmte den Herzog, der sich tief vor ihm beugte. Sie stiegen die Treppe hinan und in einen weiten goldenen Saal. Alles folgte. Der König setzte sich auf den Thron, zu beiden Seiten seine Töchter, und neben der einen

wurde der Schwester des Herzogs der Platz angewiesen. Rundum im Saale standen die Edlen und Ritter. Der Herzog blieb in der Mitte dem Könige gegenüber stehen.

Der König sprach: „Was ich Dir schon durch meine Gesandtschaft eröffnen ließ, sollst Du nun nochmals aus meinem königlichen Munde vernehmen. Durch Deinen mir dargebrachten Reichthum habe ich mein Reich wieder erlangt. Zum Lohn dafür erhebe ich Dich zu einem Herzog, Deine Schwester zu einer Prinzessin. Das Land, in welchem Du eine Burg erbauet, die Zähringen Du nennest, schenke ich Dir als Dein und Deiner Erben freies Eigenthum, und nenne Dich Herzog von Zähringen. Empfange von mir, zum Zeichen der Bekräftigung meines königlichen Ausspruchs, den Ritterschlag."

Einer der Hofherren trat zum Herzog und sagte ihm, daß er dem König sich nähern, auf ein Knie sich niederlassen müsse. Der Herzog that es. Der König berührte ihn ein, zwei, drei Mal mit dem Schwert und sprach dabei: „So schlage und ernenne ich Dich hiermit zum Ritter, Grafen und Herzog. Steht auf, Herr Herzog, und umarmt mich."

Der Herzog that wie ihm befohlen, war aber wie

betäubt von alle dem was geschah, und fast vergingen ihm die Sinne. Der König gewahrte es, ließ ihm einen Augenblick Ruhe und sprach dann weiter:

„Der mir mein Reich wieder gewinnen hülfe, dem versprach ich nicht allein, ihn zu erheben, ich gab auch mein königliches Wort, daß er eine meiner Töchter zum Weibe erhalten solle. Das halte ich. Sieh Herzog, hier sind sie Beide, wähle! Die Du wählest, wird Dein, und Euer Bund soll in der Kapelle meiner Burg sogleich geschlossen werden."

Freude und frischer Muth überströmte den Herzog. Dankvoll verneigte er sich vor dem Könige, seine Augen strahlten vor Entzücken. Aber, nun stand er da, gegenüber den beiden holden Gestalten, und in ihm kämpfte es, welche er erkiesen solle. Beide waren so schön, so liebreizend, Beide so schlank und so blühend, Beide erglänzend im königlichen Schmuck, verschämt und angstvoll erwartend die Lösung ihres Schicksals. In Beiden glühte insgeheim der Wunsch, gewählt zu werden, denn schöner noch erschien ihnen der junge Mann in der festlichen Prunkkleidung seines jetzigen Standes, als damals, wo sie zuerst ihn sahen, wo noch der Köhlerkittel ihn umgab. Da blickte der junge Herzog liebetrunkenen und forschenden Blickes sie an, und als

in diesem Moment der Jüngern Augen ihm begegneten, da rief eine innere Stimme ihm zu: die wähle. Und er that es. Nieder sank er vor dieser auf sein Knie, und rief laut aus und im höchsten Entzücken: „Du bist mein Eheweib!" und steckte ihr das Ringelein an den Finger, das er einst vom Goldschmied in Freiburg erhielt.

Laut schmetterten die Trompeten, und die Heerpauken wirbelten. Die Umstehenden riefen dem Brautpaare ein Lebehoch, und der König legte höchst bewegt, und mit dem Ausruf: „Gott segne Euren Bund, seid glücklich!" ihre Hände in einander. Drauf begab man sich nach der Kapelle, wo der priesterliche Segen den Bund weihte. Ein Prunkfestmahl schloß den glücklichen Tag.

Spiele und Feste folgten nun in den Tagen darauf. Minnesänger wetteiferten um den Preis in Gesängen auf das junge Paar, und in Freude und Jubel verflossen die glücklichen Stunden.

Am neunten Tage brach der Herzog auf mit seiner Gemahlin und seinem Gefolge, und zog von den Segenswünschen des Vaters begleitet nach seiner Burg Zähringen. Festlich war ihnen auch hier der Empfang von den Unterthanen des Landes bereitet.

Jubel begleitete das glückliche Paar bis an die Schwelle der Burg, und Tanz, Spiel und Gelag wechselten drei Tage. Jeden Tag trafen neue Gäste aus der Umgegend ein, meistens aus Neugierde, den jungen reichen Köhler-Herzog, wie sie ihn spöttisch nannten, kennen zu lernen.

Als die Tage der Freude und des Getümmels vorüber waren, da begann ein stilles häusliches Familienleben, denn nach rauschenden Vergnügungen strebte das junge Paar nicht. In sich selbst fand es sein Glück, und des Herzogs Schwester theilte diese stillen Freuden.

Kaum war ein Jahr verflossen, da wiegte der Vater einen Stammfolger auf seinen Armen. Dem Könige wurde die frohe Nachricht zugesendet, und bald darauf zog dieser mit großem Gepränge ein, hielt den Enkel selbst über die Taufe, gab ihm den Namen Konrad, und beschenkte die Kirche im Dörfchen am Fuße des Burgberges mit feinem Altartuch und köstlichen Meßgewändern.

Nach zwei Jahren beschenkte die Herzogin ihren Gemahl mit einem zweiten Sohne. Im Besitze dieser Unterpfänder für die Fortdauer seines Geschlechts, im Besitze großen Reichthums, den fortwährender Kohlenbetrieb ihm lieferte, und im Genusse dauerhafter Ge-

sundheit und Kraft, fühlte sich der Herzog auf der höchsten Stufe des Glückes.

Leider regten sich aber auch bald Leidenschaften im Gemüthe des glücklichen Mannes, die früher er nicht kannte, vom Wohlleben und Reichthum erst erzeugt wurden. Prunk, Herrschsucht und Stolz waren es, die sich seiner bemächtigten. Stille Häuslichkeit genügte ihm nicht mehr. Immer prachtvoller richtete er Alles um sich her ein, mehrte das Hofgesinde auf überschwengliche Weise, ward barsch, streng und despotisch gegen Alles was ihn umgab. Wie liebevoll auch Gattin und Schwester ihn baten, flehendlich baten, abzulassen von solchem Thun, mild und gut zu sein wie früher, in Glanz und rauschenden Vergnügungen Glück und Genuß nicht zu suchen, — sein Stolz und Uebermuth, sein Streben nach Außendingen nahmen eher zu als ab. Besondere Ueppigkeit zeigte sich an seiner Tafel. Das Leckerste mußte herbeigeschafft werden, seinen immer mehr verwöhnten Gaumen zu kitzeln, und nicht selten mußten die Köche es büßen, wenn der abgestumpften Zunge die gewürzigsten Speisen nicht zusagen wollten. Immer sollten jene Neues, noch nie Genossenes bereiten, was sie je länger je weniger vermochten.

Als nun einst der Herzog mit Zorn und Heftigkeit seine Köche anließ, sie ins Burgverließ zu werfen drohte, wenn sie nicht neue Gerichte ihm lieferten, und voll Furcht und Zittern diese erklärten: daß sie dies nicht vermöchten, da fuhr der Herr mit donnernder Stimme auf sie ein: „Nun so will ich Euch ein neues Gericht sagen. Morgen, zum Mittagsmahl, bereitet mir ein eben erst gebornes Kind. Junges Menschenfleisch ist zart, muß gut schmecken, wird gut schmecken, wenn ihr es gut bereitet. Fort, vollziehet meinen Befehl."

Die Köche erblaßten und zitterten. Sie versuchten Gegenvorstellungen, meinten, daß sie nicht verständen Menschenfleisch zuzubereiten, daß auch keine Mutter ihr eben erst gebornes Kind hierzu hergeben werde, aber mit verdoppelter Donnerstimme verwies er sie zum Gehorsam, hinzufügend: „für Geld ist Alles feil, und ich, der reiche Herzog von Zähringen, zahle der Mutter was sie begehrt. Jetzt keine Widerrede mehr, vollzieht meinen Befehl oder ihr werdet morgen selbst am Spieße lebendig gebraten."

Weinend und jammernd warfen sich die Köche vor ihm nieder, baten flehendlich, abzulassen von diesem Begehren, einer so großen Sünde sich nicht theilhaftig

zu machen; aber der Verblendete stieß sie von sich, und fürchterlich brüllte er ihnen zu, daß augenblicklich er sie lebendig braten lasse, vollzögen sie nicht seine Befehle. Die Unglücklichen stürzten händeringend aus dem Gemach, schrieen laut: „Die Schuld komme über Dich, nicht über uns!" und gingen — den Befehl zu vollziehen.

Als sie hinabkamen in den Burghof, da stand eine Bettlerin in Lumpen gehüllt, und trug ihr dreitägiges Kind. Sie bat flehendlich um Brot, sonst müsse sie und ihr Kind verhungern.

„Du sollst Brot und Fleisch haben, so viel Du willst," sprachen die Köche, „wenn Du uns Dein Kind hier lässest."

„„Nein,"" erwiederte die Mutter, „„das thue ich nicht, lieber gehe ich hungrig von hier.""

„Wir geben Dir noch obenein eine Hand voll Geld."

Die Mutter schüttelte mit dem Kopfe. Da entfernte sich einer der Köche, kam aber bald zurück, in der einen Hand eine Schüssel mit Fleisch und Brot, in der andern blankes Geld.

„Willst Du, so nimm und gieb Dein Kind," sprach er.

Mit trübem Blick schaute die Mutter nach dem

Dargebotenen, seufzte, weinte und drehte sich um zu gehen.

„Du willst also nicht?“ fragte der Koch und ließ dabei die Geldstücke klingen.

Eine Weile stand die Mutter, und sah zur Erde. Dann sprach sie: „„Mein Kind gebe ich nicht, aber seid barmherzig, und gebt mir zu essen, denn daheim schreien noch vier Kinder um Brot. Bringe ich keines, so müssen sie verhungern.““

Die Köche konnten ihre Thränen nicht bergen, und Einer nur war im Stande, seiner Gefühle Herr zu werden und zu sagen: „daß, wenn sie das Kind ihnen gäbe, sie Alles haben solle, was sie ihr böten, sonst aber nichts.“

Die Mutter zitterte und bebte und weinte. „„Ach,““ sprach sie, „„Ihr seid harte Menschen, Ihr quält mich arme Frau, mich unglückliche verlassene Mutter.“ — Sie suchte ihren Schmerz zu stillen, dann fragte sie: „„Was wollt Ihr mit meinem Kinde?““ — Sie schwiegen. — Nochmals fragte sie, und — sie schwiegen.

„„Großer Gott!““ rief sie aus und schluchzte, „„was soll ich thun?““

„Entschließe Dich, Weib,“ sprachen jene. „Wir haben nicht länger Zeit, müssen an unsere Arbeit.“

Da fuhr die Mutter hastig auf: „„Gut, ich lasse Euch mein Kind, aber nur auf vier Wochen, dann muß ich es wieder haben. Wollt Ihr das?““

Die Köche sahen sich an, und sprachen: „Ja.“

Der Tausch geschah. Noch einmal drückte unter Thränen die Mutter das Kind an ihre Brust, gab es, und eilte mit der Nahrung und dem Gelde fort. Die Köche gingen in ihre Arbeitsstube, und das zarte Geschöpf endete unter ihren Messern.

Am folgenden Mittag setzten sie das Kind, unzertheilt, in einer langen silbernen Schüssel, gebraten auf die Tafel. Mit Rosen war es umsteckt, von einem Geflecht von Thränenweiden umgeben, auf dem Köpfchen mit einer Krone von Citronenrinde geschmückt.

Man meldete dem Herzog, daß die Tafel bereitet sei. Die Thüren des Gemachs öffneten sich; der Herzog trat ein mit seiner Gattin. Diese, von nichts wissend, vom Herzog nur unterrichtet, daß sie heute ein ganz neues Gericht finden werde, erblickte kaum was in der Mitte der Tafel stand, als sie einen schrecklichen Ton ausstieß und ohnmächtig niedersank. Der Herzog selbst prallte zurück, erblaßte beim Anblick des bestellten Gerichtes, knieete nieder bei der Gattin, wollte sie beruhigen, aufrichten, aber ihr Leben war schon

entschwunden. Als Leiche trug man die Unglückliche aus dem Saale.

Einer Leiche gleich, schüttelte den Herzog Fieberfrost. Er stürzte hinaus und in die Kapelle, sank nieder am Hochaltar, betend und flehend zu Gott um Vergebung seiner Sünde, denn das schändliche und ruchlose Verbrechen lag jetzt in seiner ganzen Scheußlichkeit ihm vor Augen, peinigte ihn mit Höllenqual. Da trat der Burgkaplan zu ihm, mit aufgehobenem drohenden Finger.

„O du Sünder," sprach er, „welch schändliches Verbrechen hast Du begangen; den Zorn Gottes hast Du auf Dich geladen, sein Strafgericht wird Dich erreichen, zur ewigen Qual im Flammenpfuhl Dich verdammen."

Heulend und flehend wand sich der Sünder zu den Füßen des geistlichen Herrn, schreiend um Vergebung, um Fürbitte bei Gott, um Rettung seiner Seele. „„Sagt,"" rief er mit höchstem Angstgeschrei, „„was soll ich thun um der Seligkeit theilhaftig zu werden, meine Seele dem Satanas zu entreißen. Sagt, sprecht, ich flehe Euch an um Gotteswillen, schafft mir Ruhe.""

Da sprach der Burgkaplan: „Wollt Ihr aufrichtig Eure Sünde bereuen, Eure Schandthat abbüßen, soll

Gott Euch gnädig sein, Eure Seele erretten aus dem Schlunde der Hölle, so baut Kirchen und Klöster zur Ehre des Höchsten und der heiligen Jungfrau; thut Buße und stiftet ewige Messen zum Heil Eurer Seele. Thut Ihr so, dann wird der Himmel sich Euer erbarmen, und wenn Ihr fürder ein gottseliges Leben führt, ein bußfertiges, reuiges, dann kann und werde ich Euch Absolution ertheilen, Eure Sünden Euch vergeben."

„„Ja, das will, das versprech' ich,"" rief der tiefzerknirschte Herzog. „„Alles soll geschehen, wie Ihr es befehlt, ehrwürdiger Herr.""

Da reichte dieser ihm die geweihte Hostie, sprach den Segen des Herrn, und rief aus: „Steh auf, Deine Sünden sind Dir vergeben!"

Der Herzog wankte aus der Kapelle auf sein Gemach. Fieberfrost schüttelte ihn, und warf ihn auf's Lager. Sein Geist erkrankte, er war nicht mehr seiner Herr. Verworrene Worte sprach er, und andern Tags lag er in völliger Raserei. Besorgt, daß der Kranke nicht werde erfüllen können, was er zum Heil seiner Seele versprochen, und diese nun hinabfahren werde in den Flammenpfuhl der Hölle, erschien der Burgkaplan oft am Krankenlager, ängstlich harrend des Eintritts eines lichten Augenblicks, wo der Kranke fähig

sei zum Ertheilen der Befehle zur Ausführung des Gelobten. Dieser trat endlich am siebenten Tage ein. Das Fieber wich, der Gebrauch der Sinne kehrte wieder, und bei vollem Verstande, aber erschöpft an Lebenskraft, war der Herzog am achten Tage. Da kam der Pater, mit Freundlichkeit ermahnend, ohne Verzug die Befehle zu ertheilen, daß man seine Gelöbnisse ins Werk setze. Es geschah. Der Geheimschreiber verabfaßte die nöthige Urkunde, die der Herzog mit schwacher Hand unterschrieb, dem geistlichen Herrn sie reichte, und nun von diesem die letzte Oelung empfing.

Am folgenden Morgen entschlief der Herzog, seines Alters erst acht und dreißig Jahre. In der Gruft ward er neben seiner Gattin beigesetzt, wohin seine Schwester mit den Kindern dem Sarge folgte. Mütterlich wurden von jener die holden Knaben gepflegt, zu guten Menschen erzogen, und ihnen entsproß das Geschlecht der Herzoge von Zähringen in zahlreicher Nachkommenschaft.

Gleich nach dem Ableben des Herzogs begann der Bau von zwei Klöstern im Schwarzwalde mit einer noch nie gesehenen Pracht. Das eine ward geweiht dem heiligen Rupert, das andere dem heiligen Peter. Beider Trümmer sieht man noch heutigen Tages im Lande Baden.

Hier endete der alte Köhler seine Erzählung. „Seht Herr," sprach er, „das ist die Geschichte vom ersten Herzog von Zähringen, der, als Köhlerknabe geboren in Elend und Armuth, reich und mächtig, aber übermüthig, und deshalb zu Schanden ward. Sein Geschlecht erlosch mit Berthold, als man schrieb 1218.

Die verwünschte Jungfrau.

An der Südseite des Schneeberges, — wie eine der höchsten Kuppen des Fichtelgebirges heißt, — da breitet sich eine öde, wilde, eine schauderhaft-einsame Fläche aus, die man den Nußhardtfelsen nennt. Mit großen Granitfelsstücken, von dichten Moosdecken überkleidet, ist sie bestreuet, als wäre hier der Todtenanger einer Riesenwelt. Kein Vögelein nistet hier, und keines zwitschert auf Aesten und Zweigen in dieser Oede, denn hier grünt kein Strauch, kein Baum. Ewige Ruhe herrscht, ewige Stille, zuweilen nur von einem darüber hinschwebenden Raubvogel krächzend unterbrochen. Zwar sprießen zwischen den Felsen würzige Kräuter, fette Nahrung für das Vieh, und in frühern Zeiten trieb der Hirt aus dem nächsten Dorfe Vordorf

seine Heerde gern hierher. Seitdem aber einmal einer der Hirten leichenblaß heimgekehrt ist, erzählt hat, daß eine grausige Erscheinung er da gehabt, vor Schrecken fast des Todes gewesen sei, Unholde und Hexen ihr Wesen am Nußhardtfelsen trieben, da wollte keiner mehr die Heerde dahin führen, und die Gegend kam in Verruf.

So mochte wohl ein ganzes Jahrhundert verflossen sein: da erhält die Stelle des Gemeindehirten im Dorfe Vordorf ein junger hübscher Bursche.

Von seinen Aeltern hat er gehört, daß ehedem am Nußhardtfelsen schöne Weide gewesen, und auch, warum dahin kein Hirte mehr treiben wollen. Das reizt seine Neugierde, denn er ist kühnen Sinnes, will nicht an Spuk und Geisterei glauben, und beschließt daher, nach der verrufenen Fläche seine Heerde einmal hinzutreiben. Gute Freunde rathen ihm zwar ab davon, nennen ihn einen Naseweis, dem seine Neugierde übel bekommen könne; er aber kehrt sich daran nicht, denn Keiner kann ihm sagen, daß er vom Geisterspuk etwas gesehen, nur von den Vorältern davon erzählen gehört habe.

Muthig treibt er daher eines Morgens die Heerde nach dem Nußhardtfelsen, wo er gegen Mittag ankommt.

Daß es öde und schauerlich da sei, hat er gehört, und so findet er es auch, aber fast noch schlimmer, als er es sich gedacht. Da ist kein Strauch, kein Baum, unter deren Schatten er und seine Kühe in der Mittagsstunde beim Sonnenbrand ausruhen könnten; auch sprudelt nirgends eine Quelle zur Labung für ihn und seine Heerde. Das steht ihm gar nicht an; und daß sich das Vieh hinter und zwischen den bemoosten Felsblöcken weidend verliert, die Hälfte davon seiner Aufsicht dadurch entzogen wird, nur ihre Glocken er hört, beim Heimtreiben es ihm mit den Hunden schwer wird, die Heerde wieder zu sammeln, das steht ihm auch nicht an. Die schönen Kräuter aber, die hier wachsen, das schöne hohe Gras, das dem Vieh die fetteste Nahrung giebt, das gefällt ihm wohl, und da er seiner Heerde ein guter Hirt ist, so beschließt er, trotz jener Mängel einige Zeit hierher zu treiben.

Es geschieht; und da er nach Verlauf von zwei Wochen von Geisterspuk nichts vernimmt, so denkt er auch gar nicht weiter an Unsicherheit am Nußhardtfelsen, und treibt täglich auf den schönen Weideplatz, von welchem das Vieh die fetteste Milch heim bringt.

In der dritten Woche — es war am Tage des

heiligen Johannes, — als er eben wieder an dem Felsen lehnt, der ihn gegen den Sonnenbrand schützt, da sieht er zwischen 12 und 1 Uhr Mittags eine wunderliebliche, fein geschmückte, jungfräuliche Gestalt hinter einem der Felsen hervorkommen, eifrig beschäftigt, Flachsknoten mit einem Rechen auszubreiten, hin und her zu wenden, um sie an der Sonne zu trocknen.

Ein feines weißes Gewand umgiebt sie bis auf die Kniee, wo ein Geflecht von blauen Kornblumen den Saum grenzt, so wie ein Gürtel solcher Blumen den schlanken Leib umschließt. Vom Nacken herab fällt eine goldene Kette auf den Busen, an welcher ein Kreuz von funkelnden Steinchen hängt; den Kopf mit zierlich geflochtenem lichtbraunen Haar deckt ein großer Strohhut, mit dem Auge einer Pfauenfeder geschmückt. Die ganze Frische der Jugend liegt in dem holden Antlitz, und aus den Augen von des Himmels Bläue strahlt Frohsinn und Leben.

Der Hirte stutzt; und obwohl es nur ein Mägdlein, und ein so schmuckes Mägdlein ist, das nur ein gutes Wesen sein kann, so spürt er doch eine kleine Bangigkeit, denn die alten Erzählungen vom Spuk am Nußhardtfelsen fallen ihm ein, und die Erscheinung kommt ihm auch gar nicht wie eine natürliche vor.

Unverwandt beobachtet er sie, rührt und regt sich nicht, ist voller Erwartung, was weiter geschehen werde. Sie aber sieht nicht nach ihm hin.

So verfließt fast eine Stunde; da geht die Jungfrau hinter den Felsen, und kommt nicht wieder hervor. Langsam erhebt sich der Hirt, faßt sich ein Herz und schleicht leise, doch nicht ohne einige Aengstlichkeit, hin zu dem Felsen, zu schauen, ob die schöne Dirne noch da sei. — Als er an die Stelle kommt, wo die Flachsknoten ausgebreitet sind, erblickt er zu seiner Verwunderung nicht Flachsknoten, die er ganz deutlich zuvor als solche erkannt, sondern — Roßkoth, und dazwischen hin und wieder Goldstücke. Er stutzt. Daß es hier nicht mit rechten Dingen zugehe, sieht er nun deutlich, und was die Großältern vom Spuk am Nußhardtfelsen erzählten, glaubt er nun bestätigt zu finden. Ein Weilchen steht er an, was er thun solle; ob weiter gehen, die Thaler unberührt lassen, oder umkehren und diese mitnehmen. Da alles um ihn ruhig bleibt, so faßt er sich ein Herz, schleicht leise weiter, beugt um den Felsen, guckt und guckt, sieht aber nichts, umgeht den Felsen und sieht — auch nichts. Die schöne Jungfrau ist fort. Da sammelt er die Goldthaler auf, wohl an die zwölfe, steckt sie zu sich, setzt sich wieder

an seinen Felsen, hofft, die Jungfrau solle wieder kommen, aber — sie kommt nicht wieder.

Andern Tags sitzt er zur Mittagsstunde wieder an dem Felsen, harrt und harrt ob der Erscheinung, aber es erscheint nichts. So auch den zweiten und dritten Tag. Das ist ihm gar nicht recht, er hätte gern täglich die schöne Jungfrau gesehen und goldene Thaler von ihr angenommen. Endlich am vierten Tage ist sie wieder da, trocknet wieder, wie das erste Mal, Flachsknoten, verschwindet nach einer Stunde, läßt Roßkoth mit Goldthalern zurück, die der Hirt abermals zu sich steckt.

So geht es den ganzen Sommer hindurch. Immer den vierten Tag erscheint die Jungfrau, beschäftigt sich auf gleiche Weise, und der Hirt kehrt mit ein Dutzend Thalern jedesmal heim, spricht aber mit Niemand von seinem Abentheuer. Je länger, je mehr gefallen ihm die blanken Thaler, bald aber gefällt ihm mehr noch die schöne Dirne selbst. Gern möchte er mit ihr reden, ihr sagen, daß sie ihm gefalle, hat aber nicht den Muth, denn ihre Erscheinung hat immerfort etwas Uebernatürliches für ihn, was ihn scheu macht. Daß sie ihn anreden möchte, wünscht er, aber das geschieht nicht. So vergeht eine Woche nach der andern.

Sie sehen sich Beide von fern, nähern sich aber nicht.

Schon begann der Herbst zu nahen. Die Blätter färbten sich, und die Felder wurden leer; da sitzt auch einmal der Hirt mit übereinander geschlagenen Armen an seinen Felsen gelehnt, und überlegt, ob er sich nicht ein Herz fasse, und, ehe der Winter sie trenne, die holde Jungfrau anrede.

Vertieft in Gedanken hierüber, sieht er starr zur Erde, sieht und hört nichts, was um ihn her vorgeht, und so reift endlich der feste Vorsatz, sie heute anzureden.

„Ja„ das will ich!" ruft er aus, blickt auf, und — nahe vor ihm steht die Jungfrau. Er erschrickt, das Blut weicht von seinen Wangen, aller Muth ist dahin, er zittert, springt auf und will fliehen.

„„Bleibe,"" spricht die Dirne mit holdseliger und edler Stimme; „„fürchte Dich nicht. Ich bin nicht kommen Dir zu schaden, aber von Dir Hülfe mir zu erbitten.""

„Von mir?" fragt mit ängstlicher Miene und Verlegenheit der Hirt. „Du von mir Hülfe?"

„„Ja, so ist's. Du kannst, wenn Du willst und Muth hast, mein Retter sein.""

„Ich Dein Retter? Bist Du in Gefahr?"

„„Höre mich. Ich bin eine edle Jungfrau, hohen Standes, aber von einem bösen Dämon, der mich vergebens um Gegenliebe quälte, meinen Aeltern geraubt, in diese furchtbare Einöde gebannt. Hier mich zu beschäftigen mit Reinigen und Trocknen von Flachsknoten, die zu häßlichem Mist unter meinen Händen sich umwandeln, bin ich verdammt. Schon hundert Jahre schmachte ich in dieser Verbannung, seufze nach Erlösung, aber umsonst. Keiner, den ich bis jetzt um solche bat, half mir; Allen fehlte es an Entschlossenheit, an Muth, und obwohl Viele mir Hülfe zusagten, leistete sie doch Keiner im entscheidenden Augenblicke, der nur jährlich einmal kommt. Jetzt habe ich meine Hoffnung auf Dich gesetzt. Du kannst, Du mußt mich retten, Du wirst mich erlösen aus den Klauen jenes Dämons.""

Der Hirt hört mit steigender Aengstlichkeit diese Worte. Er zittert, denn daß er mit einem Wesen redet, das ein Jahrhundert lang schon hierher gebannt ist, das erlöst sein will aus der Gewalt des Teufels, das ist ihm graulich, schauderhaft, und nicht der Liebreiz der Jungfrau, nicht der schmachtende, der zärtlich um Hülfe flehende Blick aus den schönen Augen,

können ihm Ruhe und Besonnenheit geben. Er sieht ängstlich zur Erde und schweigt.

„„Du antwortest nicht, willst mir nicht helfen?““ spricht mit liebevollster Stimme die Jungfrau.

„Ja, wie soll, wie kann ich Dir helfen, ich schwacher Mensch?“

„„Das will ich Dir sagen. Der Tag des heiligen Erzengels Michael, — er wird bald kommen, — der Tag meiner Geburt, ist jener Einzige im Jahre, an welchem meine Erlösung möglich ist. An diesem wirst Du hinter dem Felsen, hinter welchem Du mich täglich hervortreten sahst, die weite Oeffnung einer Höhle erblicken. In diese tritt vor Aufgang der Sonne, gehe so lange in ihrem Dunkel fort bis es hell und heller ist. Da, wo der höchste Lichtglanz Dich fast blenden wird, da findest Du mich, ausgestreckt auf schwellenden seidenen Kissen, nicht lebend, nicht todt, aber im Kampfe mit dem unsichtbaren Dämon um Leben oder Tod. Wie Du mich jetzt siehst, so erblickst Du mich dort aber nicht. Einer Höllenfurie gleiche ich. Aus meinem Munde sprüht Feuer, mein Haar ist ein Geflecht von lebenden Schlangen; von Krämpfen wird mein Körper durchzuckt und verzerrt; ich stoße die schrecklichsten Töne aus; mein Jammer ist zermalmend. Das scheußlichste

Bild stelle ich dar, das scheußlichste, was Du Dir erdenken kannst. Dabei zischen Blitze ringsum, und Donner kracht ohne Ende. Hast Du Dich mir nun genaht, mich einige Minuten betrachtet, an mein furchtbares Bild Dich gewöhnt, dann tritt, ohne Furcht daß Dir Uebles begegne, dicht an mein Lager, und küsse mich dreimal auf die Stirn. Hast Du Muth, hast Du Entschlossenheit dies zu thun, scheuest Du nicht die Flammen aus meinem Munde, das Zischen der Schlangen auf meinem Haupte, das Donnern und Krachen umher, so — ist der Zauber zerrissen, ich bin erlöst, Dein Lohn ist groß, sehr groß.""

Der Hirt, blaß und bang, bebte mit den Lippen, zitterte an allen Gliedern, sprach kein Wort, und sah sich ängstlich um, als wünsche er, daß Jemand ihm zu Hülfe käme.

„„Du bist besorgt,"" fuhr die Jungfrau fort. „„Sei das nicht. Habe Muth, und Du wirst glücklich bestehen, was ich von Dir begehre, denn wisse: Dein Dasein, Dein Leben greift wundersam in das meinige ein. Du bist getauft aus einer Bademulde, gefertigt von Holz einer Eiche, die am Tage meiner Geburt, dem Tage des heiligen Erzengels Michael, gepflanzt, an demselben Jahrestage gefällt ward, und an demselben

Tage bist auch Du geboren. Sieh, an das Zusammentreffen dieser Umstände ist meine Erlösung geknüpft. Wer an diesem Tage geboren, aus dieser Mulde getauft war, kann mich erlösen, was leider aber noch Keiner vollbrachte, dem es möglich gewesen, und den ich darum bat. Jetzt bist Du dazu von mir aufgefunden; Du wirst mir helfen. Und hättest Du nicht den Muth, allein in jene Höhle einzutreten, so nimm Deinen Beichtvater mit oder einen treuen Freund. Aber bedenke: Erlösest Du mich nicht an jenem Tage, so muß ich neue hundert Jahre schmachten nach Erlösung, kann nach hundert Jahren erst wieder einen Dir gleich Befähigten dazu aufsuchen. Hilf, ich bitte Dich, hilf mir Unglücklichen!""

Der Hirt stand sprachlos vor der Jungfrau, blickte zur Erde, wollte reden, konnte nicht reden. In ihm kämpften Mitleid und Furcht, Menschenliebe und Besorgniß für sein Leben. „Gott, was soll ich thun!" rief er in höchster Aufregung aus.

Da sprach die Jungfrau mit der holdesten Freundlichkeit: „„Jüngling, er wird Dir schwer der Entschluß, ich sehe es. Darum lasse ich Dich jetzt. Sinne, was Du thun willst. Drei Tage noch hast Du Zeit bis zu dem entscheidenden Augenblick, drei Tage der Bedenk-

zeit. Nochmals aber beschwöre ich Dich: vergiß nicht, daß in Deiner Hand mein Schicksal liegt; vergiß nicht, daß Du glücklich machst und glücklich wirst.““

Sprachs, und verschwand.

Lange stand der Hirt auf derselben Stelle und starrte vor sich hin. Es war schon spät, als er seine Heerde heim trieb, und wie er seine Hütte erreicht hatte, sank er ermattet aufs Lager. Aber kein Schlaf erquickte ihn. Immer stand das Bild der unglücklichen Jungfrau vor ihm, mit flehender Miene ihn anblickend. Was thue ich, was soll ich beginnen? So fragte er sich jeden Augenblick, ohne sich eine Antwort darauf geben zu können. Hin und her schwankte sein Wille. Gedachte er des schauderhaften Zustandes der Jungfrau im Augenblick der Rettung, und der ihm dabei drohenden Gefahr, so bebte er zurück, und war fest, solch Wagstück nicht zu beginnen. Gedachte er wieder, daß er die Unglückliche zu erlösen vom Schicksal bestimmt sei, für ihn der Augenblick nie wiederkehre, solch Großes zu thun; dann war es ihm, als fühle er Kraft und habe er Muth, keine Gefahr zu achten, Aber keine dieser Vorstellungen stand fest, und führte zu einer Entscheidung.

So verging der erste Tag zwischen Wollen und

Nichtwollen. So verging der zweite im steten Hin- und Herschwanken, und nicht hatte er den Muth, nach dem Nußhardtfelsen zu treiben, auch nicht Neigung, dem Beichtvater sich zu entdecken, um Rath ihn anzugehen.

Der dritte, der entscheidende Tag brach an. Gepeinigt und gequält von Angst und Furcht, von Pflicht und Mitleid, lief der Hirt ängstlich hin und her, hatte nirgends Ruhe, vergaß seiner Heerde, durchstreifte Wald und Feld, seufzte, weinte, und — so verstrich dem Unentschlossenen der Tag der Entscheidung.

Er war vorüber; aber Ruhe kehrte nicht in des Hirten Gemüth zurück. Jetzt fühlte er, wie unrecht er gethan, wie schwach er gehandelt, wie schwer er gesündigt, eine Seele nicht zu retten aus den Klauen des Dämons, und mit bitteren Vorwürfen über seine Unentschlossenheit überhäufte er sich selbst. Nach dem Nußhardtfelsen trieb er nicht. Er fürchtete das Erscheinen der Jungfrau; fürchtete, ihren Blick nicht ertragen zu können, bittere Vorwürfe zu hören, vielleicht selbst gestraft zu werden.

So verging der Herbst und der Winter. Wohl etwas minderte allmälig die Zeit seinen Trübsinn,

ganz verscheuchen konnte sie ihn aber nicht, und oft saß er in Gedanken vertieft und betrübt über seine Unentschlossenheit, seine Muthlosigkeit, und nagte es an seinem Innern, daß er so schwach gewesen, die Unglückliche ihrem Unglücke nicht zu entreißen.

Kaum hatte der Frühling die Erde wieder gekleidet mit Kraut und Gras, da hatte der Hirte nicht Ruhe mehr in seiner Hütte. Zeitiger als sonst trieb er seine Heerde aus, und gleich das erste Mal nach dem Nußhardtfelsen. Dahin zog es ihn mächtig. Wissen wollte er, ob die holde Jungfrau ihm wieder erscheinen, ob sie auf ihn zürnen, ihn verachten, vielleicht strafen werde. Strafe verdient zu haben, fühlte er, erwartete sie, scheuete sich auch nicht, ihr entgegen zu gehen, fühlte im Gegentheil, durch solche beruhigt, befriedigt zu werden.

Das Herz pochte ihm wie ein Hammer schon als er von fern den bekannten Felsen erblickte, hinter welchem er so oft die Jungfrau beschäftigt hervortreten sah, wo sie ihn zu ihrer Erlösung aufforderte. Und als er näher kam, umherliegende verwandelte Flachsknoten frisch durchharkt fand, da klopfte das Herz ihm vor Freude, denn nun war er gewiß, daß sie hier noch wirke.

Die Mittagsstunde war noch lange nicht da, und

schon saß er an gewohnter Stelle, jenem Felsen gegenüber, erwartend eine Erscheinung, der er nicht mit Furcht, der er verlangend entgegen sah. Zu zeitig hatte er sich aber hier niedergelassen, und da überwältigte Müdigkeit seine Anspannung, die Augen fielen ihm zu.

Zwei Stunden verliefen so, da trat die Jungfrau arbeitend hinter ihrem Felsen hervor.

Beim Erblicken des Hirten seufzte sie tief, aber wohlgefällig ruhten eine lange Weile ihre Augen auf dem Schlafenden. Dann trat sie zu ihm hin, und berührte ihn leise mit einem Stäbchen.

Der Hirt erwachte, schrak auf, und Todtenblässe lag auf seinem Gesichte. Er zitterte.

„Sei unbesorgt," sprach die Jungfrau, „ich thue Dir kein Leids an; nur sagen wollte ich Dir, daß Du an mir nicht wohl gehandelt. Du warst vom Schicksal erkoren, mich zu retten. Du konntest es, und thatest es nicht. Schwach und unentschlossen, versäumtest Du den günstigen Augenblick, und — ich schmachte nun fort im Elend, in der Verdammung. O, ich Unglückselige! — Dennoch habe ich Mitleid mit Dir schwachem Geschöpfe. Ich klage Dich nicht an. Ich verzeihe Dir. — Es gehe Dir wohl."

Eine Thräne fiel aus ihrem Auge. Sie wandte sich, und schritt hinter den Felsen.

Sprachlos stand der Hirt, wollte reden, und konnte nicht; wollte sich entschuldigen, und wußte nicht wie. Sehr unglücklich fühlte er sich, machte sich bittere Vorwürfe ob seiner Unentschlossenheit, und hätte nun Alles gewagt für die Jungfrau, deren Zustand ihn tief in der Seele kümmerte.

In höchster schmerzvoller Aufregung über sich selbst rannte er nach dem Felsen, wo sie verschwand, zu ihren Füßen sich zu werfen, aber — die Jungfrau war nicht zu finden, die Jungfrau sah er nie wieder. Trieb er auch noch Jahre lang seine Heerde nach dem Nußhardtfelsen, keine Jungfrau sah er mehr. Das nagte ihm am Leben. Tiefsinnig ging er umher, konnte nicht Ruhe finden, und siechte bald dem Grabe zu.

Der Seeburger See.

In einem lieblichen weiten Thale des an den Harz grenzenden Eichsfeldes breitet sich zwischen den Dörfern Seeburg und Berendshausen die Spiegelfläche des Seeburger Sees aus, ein Schmuck der sonst eben nicht reich von der Natur mit ihren Reizen beschenkten Gegend. Wohl eine Stunde hat er im Umfange, ist reich an Fischen, aber unergründlich tief.

Vor langer, langer Zeit ragte aus seiner Mitte ein Felsen hoch hervor, worauf die stattliche Burg der Grafen von Isang prangte. Noch nie war diese erstiegen von feindlichen Mannen, denn außer den gewöhnlichen Sicherungsmauern und Graben-, war ihr der beste Schutz das Wasser, welches auch im härtesten Winter nicht gefror. Für den Raubritter konnte es daher keine

wohlgelegenere Veste geben als die Seeburg. Sicher konnte er seine Schätze, das geraubte Gut, darin bergen, denn hatte er glücklich das Ufer erreicht, war er in seinen Kähnen hinüber geschwommen zur Burg, so konnte er der nacheilenden Feinde lachen. Aber nie hatten die Isang's diese sichere Lage ihrer Burg gemißbraucht, nie, gleich ihren Standesgenossen, gebeutet und beraubt. Für den Hülflosen nur zogen sie das Schwert, für ihn nur kämpften sie. Wo Armuth und Dürftigkeit einkehrten, da gaben, da halfen sie. Was sie besaßen, war wohlerworbenes oder ererbtes Eigenthum, und darauf ruhte der Segen Gottes sichtlich.

Graf Konrad von Isang kam als stattlicher junger Mann zum Besitze des väterlichen Erbes, das er mit Sorgfalt verwaltete, und im Geiste seiner Altvordern auch dem Nothleidenden half. Darum ward er auch geehrt und hochgeliebt in der ganzen Umgegend, darum schlossen auch die Patres der nahgelegenen Klöster Pöhlde und Gerrode in ihr Kirchengebet ihn ein, denn kamen sie und baten für die Armuth, so gab Konrad mit reichlicher Hand.

Funfzehn Jahre lang war Konrad schon Herr der schönen Seeburg; hatte als stattlicher Rittersmann sich herumgetummelt, auf Turnieren manchen Dank aus

den Händen sittsamer Fräulein empfangen, auf Banketten viele schmucke Mägdlein gesehen; hatte Welschland und Schwaben, das Böhmer- und Sachsenland durchzogen, die zu finden, die er suchte, aber noch war sein Herz für Keine entbrannt. Gern hätte er in seine Burg ein Weiblein eingeführt, wie er sie sich wünschte, aber er fand keine. Wohl drückte Manche ihm beim Ringeltanze die Hand, oder sprach aus blauen Augen ihm zu: daß keinen Korb er sich holen werde; aber sein Herz sagte immer: das ist sie nicht. So kehrte er jedes Mal heim wie er ausgezogen war, und warf sich still seufzend in den Lehnstuhl, oder durchging die schönen Prunkgemächer seiner Burg, worin es still und einsam war.

„Ich bin ein reicher, ein angesehener Mann," sprach er in solchen Stunden mit sich selbst, „habe Güter und Länder, bin gesunden Leibes und Herzens, besitze Alles wonach der Mensch auf Erden strebt, und — bin doch nicht froh; denn es freuet sich Niemand mit mir, und kein Wesen steht mir zur Seite, das Glück und Freude des Lebens mit mir theilte. Solche ernste Betrachtungen verstimmten ihn immer tief, und dann eilte er auf den Söller, um sich durch den Blick in die um seine Seeburg lagernde schöne Natur wieder zu erheitern.

So nahten die Vierziger, und Graf Konrad ergab sich mehr und mehr in den Willen des Himmels, ohne Weib sein Leben hinzuleben, als der Letzte seines Stammes die schöne Seeburg in fremde Hände übergehen zu sehen. Es widerstrebte nun einmal seinem Gefühle und seinen Grundsätzen, ohne wahre Zuneigung, ohne Liebe sich zu verehelichen, und unwillig ward er, wenn von den Nachbarn Einer über solche Gesinnung ihn bespöttelte. Doch auch ihm schlug sein Stündlein, nur später als Andern. Graf Wilhelm von Catelnburg, sein Nachbar, gab am Hochzeitsfeste seiner Tochter ein großes Bankett, wozu auch Konrad eingeladen war. Ungern begab er sich dahin. Solche große Festlichkeiten mochte er überhaupt nicht, am wenigsten die Feier einer Hochzeit, welche ihn nur zu trüben Betrachtungen veranlaßte; indessen glaubte er dem alten Freunde dieses Opfer bringen zu müssen, und erschien auf Catelnburg.

Unter den vielen schönen Jungfrauen, die hier versammelt waren, zog aber gar bald Eine seinen Blick ganz besonders an. Dies war Bertha, des Grafen von Hohnstein Tochter. Ihre schöne Gestalt, ihr frisches, blühendes Antlitz, aus welchem große, hellblaue Augen züchtig und bescheiden, wie ihr ganzes

Wesen war, hervorblickten, nahmen Konrad unwiderstehlich ein. Mit Schüchternheit nahte er ihr und führte sie zum Tanz. In seinem Innern sprach es laut und immer lauter: das ist sie, die muß es sein, oder keine. Und sie war es. Am folgenden Tage schon eilte er hin auf des Hohnsteiners Burg, sie wieder zu sehen, die Gefundene. Und so oft er seine Besuche wiederholte, so fand er immer, daß Bertha die züchtige, anspruchlose Jungfrau blieb, wie er sie zuerst auf Catelnburg gefunden. Und als er nun auch gewahrte, daß Bertha ihm nicht abhold zu sein schien, da gestand er ihr seine Liebe, da fragte er: willst Du mein Weib werden? Bertha's Blick bejahte, und ihr Vater sprach: Amen.

Am Tage Allerheiligen segnete der Burgkaplan auf Hohnstein den Bund des glücklichen Paares. Drei festliche Tage gab es nun auf Hohnstein, wo Ritter und Edle aus der ganzen Umgegend sich einfanden und Konrad beglückwünschten zum Ende seines ehelosen Lebens. Und als diese vorüber waren, führte er die junge Frau heim in seine Seeburg, wo neue Feste und Gelage die ersten Tage ausfüllten.

Ihnen folgten die stillen Freuden des häuslichen Glückes, welche Bertha, gleich ihrem Gatten, den rau=

schenden vorzog. Konrad fühlte sich jetzt unendlich froh. Er verjüngte sich wieder. Wie ein flinker, feuriger Jüngling von zwanzig Jahren kosete er um seine liebe Bertha, wollte nur was sie wollte, und war am liebsten zu Haus bei ihr. Turniere besuchte er nicht mehr, auch nicht Gelage und Bankette der Nachbarn, die ihn nun wieder höhnten ob seines klösterlichen Lebens. Seine Burg war seine Welt. Da saß er mit Bertha Abends auf dem Söller, von wo er früher oft mit Seufzen in die schöne Landschaft geblickt hatte, die jetzt, an des Weibes Seite, reizender noch ihm erschien; oder er wandelte mit seiner Bertha auf dem kleinen Eilande herum, oder fuhr sie auf der Spiegelfläche des Sees.

Zehn Jahre verstrichen so dem glücklichen Paare, und niemals trübte ein Unfall ihr Glück. Aber jenes, welches das Band der Ehe noch fester knüpft, die Freuden dieses Bundes erhöht, das Glück, Kinder zu haben, wurde ihm nicht. Im Stillen erflehten es sich Beide vom Himmel, aber umsonst. Ein Jahr nach dem andern verfloß, und der Segen des Herrn blieb aus. Augenblicke kamen, wo Beide mit Zärtlichkeit sich anblickten ohne zu reden, in ihren Augen aber wechselseitig die Uebereinstimmung ihrer Wünsche und

Gefühle erkannten. Wenn dann Bertha eine Thräne nicht zurückhalten konnte, küßte Konrad ihre glühende Wange und sprach: „Bertha, kein vollkommenes Glück auf Erden!"

In stiller Andacht lag einst Bertha an den Stufen des Altars in der kleinen Burgkapelle. Ihren Lippen entwich von Neuem der, an dieser Stelle schon so oft gethane Wunsch, ein Kindlein zu wiegen in ihren Armen. An die Mutter Gottes richtete sie ihr Gebet, und that sie das laute Gelübde, daß, wenn ihr Flehen erhört werde, das Geschenk der Kirche sie weihen wolle. Da war es ihr, als höre sie die Stimme eines Seraphs, der ihr zurief: „Dein Gebet wird erhört."

Voll Freudigkeit sprang sie auf, eilte zu ihrem Konrad, flog an seine Brust, und erzählte ihm mit leisen Worten von der erhaltenen Verkündigung.

Und siehe, kaum war ein Jahr verflossen, da wiegte die glückliche Mutter ein Mägdlein in ihren Armen. Hoch erklangen Zinken und Posaunen, wie das Geläute der Glocken von den Thürmen der Seeburg, das frohe Ereigniß den Nachbarn zu verkündigen, und den entfernten Freunden wurden Eilboten zugesendet, der freudetrunkenen Aeltern Glück ihnen zu melden.

Um diese Zeit war es, als das deutsche Reichs-Oberhaupt durch diese Gegend zog, und in der Pfalz

Goslar weilte. Konrad benutzte dies, begab sich nach Goslar und bat den König Otto, des Kindleins Pathe zu sein. Otto sagte das zu, und nach acht Tagen zog dieser Fürst mit kaiserlicher Pracht in die Seeburg ein, hielt das Mägdlein über die Taufe und gab ihm den Namen: Ottilie. Zwei Tage weilte er auf der Burg, wo festlich es herging, aus nah und fern der Ritter und Edle Viele sich eingefunden im höchsten ritterlichen Schmuck, dem Reichsoberhaupte zu huldigen, und an den Banketten Theil zu nehmen. Als am dritten Tage der Kaiser wieder gen Goslar zog, küßte er beim Abschied das Pathchen auf die kleine Stirn, und beschenkte es mit einer goldenen Kette, verziert mit köstlichen Perlen und edlen Steinen. Konrad und alle seine edlen Gäste geleiteten den kaiserlichen Gast zwei Stunden des Wegs nach Goslar hin.

So lange die festlichen Tage währten, wo Alles in der Burg der Freude sich überließ, die überglücklichen Aeltern in Gefühlen der reinsten Wonne schwelgten, da gedachte weder Konrad noch Bertha des der Kirche gethanen Gelübdes. Als aber die Gäste wieder heim gezogen, die frühere Ruhe und Stille wieder einkehrten, da traten Augenblicke ein, wo der Gedanke an jenes Gelübde Beide im Stillen, und ohne sich darüber

gegenseitig auszusprechen, trübe stimmte. Besonders gedrückt fühlte sich das Mutterherz, wenn dem kleinen Säugling an der Brust sie Nahrung gab, seine lieben Aeugelein er zu ihr aufrichtete, als wollte er sagen: verlasse mich nie! Ach, dann bereuete Bertha, was sie versprochen, wünschte des Gelübdes wieder ledig zu sein, und heiße Thränen fielen nieder auf das liebe Kind. Obwohl sie nun sorgfältig diesen inneren Schmerz vor dem Gatten verbarg, so gewahrte ihn dieser doch bald, denn auch ihn verstimmte der Gedanke an die Erfüllung des Gelübdes, wie hätte er da nicht den leisen Anstrich von Schwermuth sich erklären können, den Kampf im Innern, der auf dem holden Antlitze Bertha's je länger je mehr sich kund gab.

Einst, als Konrad seine Gattin im Kampfe mit ihren Gefühlen überraschte, da drang er freundlich in sie, den Kummer ihrer Seele ihm mitzutheilen, wenn gleich er wohl schon wissen konnte, welcher er sei. Da gestand sie ihm, wie sehr sie beklage, jenes Gelübde gethan zu haben, wie sehr sie wünsche, davon wieder entbunden zu sein.

Konrad wandte sich einen Augenblick zur Seite, seiner eigenen Gefühle erst Herr zu werden, dann verwies er mit aller Zärtlichkeit ihr, solche Gedanken zu

fassen. „Ein Gelübde," sprach er, „der Kirche am Altare gegeben, ist unauflöslich, muß Dir wie mir heilig sein; denn seine Erfüllung ist Gott wohlgefällig und dient zum Besten unseres Seelenheils. Ergieb Dich daher in den Willen des Höchsten, und bitte ihn, zum Ertragen des Unabänderlichen, um Kraft."

Bertha sank weinend an des Gatten Brust, und stammelte leise: „„Ich will es.""

„Aber," fuhr Konrad fort, „damit die Trennung von dem Kinde uns leichter werde, und an seine Bestimmung das Mägdlein sich zeitig gewöhne, wollen wir es, so wie es zwei Jahr alt ist, in das Kloster Lindau zur Erziehung geben. Besser es lernt das schnöde Weltleben gar nicht kennen, so wird es ihm leichter entsagen. Dort wächst es auf in der Gottesfurcht und Tugend, wird ein schmuckes Pflänzchen im Himmelsgarten, und kehrt dereinst reines Herzens dahin zurück, von wo es uns geschenkt ward."

Nur durch Zeichen konnte Bertha ihre Zustimmung zu diesem Willen ihres Gatten geben. Ihr Schmerz lähmte die Zunge, dem sie sich aber ganz überließ, saß sie einsam in ihrem Kämmerlein.

So verflossen zwei Jahre. Der Tag der Trennung von dem Kinde war der bitterste ihres Lebens, und

nur die immer mehr sich entfaltende Hoffnung, für ihren Verlust Ersatz zu erhalten, richtete sie auf, linderte ihren tiefen Kummer.

Und diese Hoffnung ging in Erfüllung, Bertha beschenkte ihren Konrad mit einem holden Knaben. Ueberglücklich war dieser, einen Erben seiner Güter und Burgen in den Armen zu wiegen, und Bertha's Auge füllten Thränen der Freude, wieder im Besitze eines Kindes, und, was ihr Gatte so sehnsuchtsvoll wünschte, eines Sohnes zu sein. War es bei Ottiliens Geburt hoch hergegangen, so ging es bei des kleinen Hermanns Ankunft noch geräuschvoller, noch prunkender her. Küche und Keller wurden geöffnet, die Armen zu erquicken. Schmaus und Tanz und Rennen und Fischerstechen wechselten mit einander. Alle Freunde und Nachbarn mußten herbei, den glücklichen Vater, den kleinen Erben zu sehen, die Festtage mit zu feiern, die gar kein Ende nehmen wollten.

Jetzt begannen die glücklichsten Tage des Aelternpaares. Ihre heißesten Wünsche waren erfüllt; Weiteres wünschten sie nicht. Den Knaben sorgfältig zu erziehen, bestrebten sich nun Beide; aber die allzugroße Liebe zu ihm hielt sie nur zu oft zurück, das Bäumchen in Zeiten zu schneideln. Kräftig und gesund trieb

Hermann viel lustige Kurzweil und Schelmstückchen zur Lust der Aeltern, die ihm nicht wehrten, dem einzigen Söhnchen allen Willen ließen. Mit jedem Jahre gewahrte der Kleine mehr, daß seinem Willen, seinen Wünschen die Aeltern fügsam entgegen kamen, er sie beherrschte, nicht sie ihn. Als er zehn Jahre zählte, nannte man ihn schon in der Umgegend: des alten Grafen Isang junger Wildfang. Bis dahin waren es jedoch nur Knabenstreiche, die er mit seinen jungen Gespielen ausübte. Je mehr er aber zum Jüngling heranreifte, desto mehr entwickelte sich seine Neigung zu einem ungebundenen, regellosen Leben. Mit Kummer erfüllte dies die Aeltern, wohl fühlend, daß sie davon die größte Schuld mit trugen. An Ermahnungen und Bitten zur Ordnung und Sitte ließen sie es wohl nicht fehlen, aber es war zu spät; das wilde Reis ließ keine Beugung mehr zu. Da fühlten die, bei der Geburt des Sohnes so überglücklichen Aeltern sich sehr unglücklich. Sorge und Gram nagten an ihnen, und in einem Jahre deckte Beide kühler Rasen. Eine Stunde vor seinem Scheiden ermahnte noch der Vater den Sohn mit Thränen, den Lastern zu entsagen, ein Gott wohlgefälliges Leben zu führen, nicht noch im Grabe des alten Vaters Namen zu beflecken.

Aber auf unfruchtbaren Boden fielen die guten Lehren. Reich, jung, schön, los und ledig, folgte Hermann den Lockungen seiner Begierden, überließ zügellos sich allen sinnlichen Genüssen. Mit gleich lockern Spießgesellen durchzechte und durchbuhlte er die Nächte, und am Tage zog der wilde Schwarm umher, die Töchter des Landes zu beschauen, sich ihrer freiwillig oder gezwungen zu bemächtigen, und auf seine Seeburg sie zu bringen. Ritt er durch ein friedliches Dörfchen, so liefen die Dirnen vor dem Unhold. Die Männer sperrten die Weiber, die Aeltern die Töchter vor ihm ein, bis das Ungethüm vorüber war. Die alten Freunde des Vaters kamen nicht mehr auf die Seeburg, die sie Lasterburg nannten, und kein Ritter, der auf Sitte und guten Namen hielt, mengte sich mit Hermann. Einige Mal sprach der Kaplan der Burg ernsthaft mit diesem, drohte das Gotteshaus ihm zu verschließen, wenn er nicht ablieβe von seinen Sünden, das heilige Mahl ihm zu verweigern, wenn nicht als reuiger Sünder er vor ihm erscheine; aber dazu hohnlächelte Hermann, erwiederte spottend: Der Kaplan möge ohne ihn beten in der Kirche, das heilige Mahl statt seiner verzehren, und solche Reden sich nicht weiter gegen ihn erlauben, wolle er nicht zur Burg hinausgejagt sein.

Mit gleichen Worten wurden die alten, in der Burg ergrauten Diener zurecht gewiesen, wenn sie es wagten, den, unter ihren Augen aufgewachsenen, jungen Mann mit aller Bescheidenheit zu einem gottseligen Lebenswandel zu ermahnen. Traurig schlichen sie in der Burg umher, wandten ihre Blicke von den Scenen der zügellosen Jugend, die jetzt in den Mauern herrschte, wo ehedem Tugend und Sittlichkeit heimisch waren.

Solch wildes Leben trieb Hermann mehrere Jahre, einstürmend in seine sonst so feste Gesundheit, und ohne daß auch nur einmal das Gewissen bei ihm angeklopft und gemahnt hätte, zu verlassen die zum Verderben führende Bahn. Freilich konnte solche Mahnung nicht aufkommen, da böse Gesellen ihn stets umgaben, keine Zeit ihm ließen zum Nachdenken, und Sorge trugen, daß ihr Thun und Treiben im steten Sinnenrausch den Hermann erhielt.

Eines Abends saß die wilde Rotte beisammen und zechte. Da that Einer den Vorschlag, einen Raubzug nach dem Kloster Lindau zu machen, zu den, dem Himmel geweihten Töchtern, diesen auch einmal die Freuden der Welt kosten zu lassen. Mit teufelischem Jauchzen wurde dieser arge Plan aufgenommen, und beschlossen, den folgenden Abend den Ueberfall zu unternehmen.

Ein alter Diener der Burg hatte dies gehört, eilte sogleich zum Burgkaplan, und erzählte es diesem. Im heiligen Eifer ergrimmte der geistliche Herr, bekleidete sich sofort mit dem Kirchenornat, und trat mit feierlichem Ernst und Würde, das Cruzifix in der Hand, in das Gemach der Zechenden.

„Hurrah,“ schrieen ihm diese entgegen, „was will der Pfaffe? Willst Du mit uns zechen? Komm, Bruder, hier ist ein Humpen, trink!“

Der geistliche Herr hob langsam die Rechte empor und blickte nach oben, seine Mißbilligung zu zeigen und seinen Unwillen über das, was er sah und hörte. Er wollte reden, aber man ließ es nicht zu, und sammelte sich mit gefüllten Humpen um ihn her, nöthigend zum Trinken.

Der Herr trat einen Schritt zurück, und sprach mit hohem Ernst: „Hört mich an. Ich lag eben am Altar und betete für die Seele Deiner Mutter, Ritter Hermann, deren Todestag heute ist. Da hörte ich ihre Stimme, die sprach: Geh, halte zurück meinen Sohn, er will eine grausame That begehen, will einbrechen in das Kloster Lindau, die Gott Geweiheten zu rauben. Beschwöre ihn, abzustehen von diesem gottlosen Beginnen, abzulassen von seinem sündigen Leben, zurückzukehren

auf den Weg der Tugend und der Gottseligkeit, sonst verschlinge ihn der Hölle Pfuhl."

Hermann ergriff ein heimliches Grauen. Er zweifelte nicht an der Wahrheit der Worte des Kaplans, denn nur auf dem angegebenen Wege konnte dieser von dem eben erst beschlossenen Raubzuge Kenntniß haben. Er setzte seinen Humpen nieder, und sah nachdenkend zur Erde. Das aber war das Signal für seine Zechbrüder, mit Hohn und Gekreisch über den Kaplan herzufallen, zur Thür ihn hinaus zu werfen, und nun Hermann aufzufordern, heute noch, sogleich nach Lindau zu jagen, ehe der Burgpfaffe Kunde dahin sende. Ihr Toben und Jauchzen und Drängen erstickte den schwachen Keim des Guten, der in Hermanns Brust einen Augenblick sich regte, er wurde fortgerissen von der bösen Brut, und bald saßen Alle zu Roß und sprengten nach Lindau.

Es war eine stürmische, finstere Nacht. Dunkel und Graus lagerten auf der Erde, Regen strömte nieder, und aus der Ferne zogen schwere Wetterwolken heran. Einer der Gesellen, bekannt mit dem Oertlichen des Klosters, führte das Raubgesindel an eine Stelle, wo die Umfassungsmauer desselben niedrig und leicht zu übersteigen war. Da ging es hinüber. An der

Pforte wurde geklingelt, und als der Pförtner öffnete, knebelten sie den Greis und banden ihn an. Nun stürmten sie in die Zellen. Die Aebtissin ward eingesperrt, und die reißenden Wölfe wütheten ungehindert unter den frommen Schäfchen des Himmels. Die heiligen Mauern hallten wieder von Geschrei und Angstruf, aber keine Hülfe kam. Fort wurden die Töchter des Himmels geschleppt. Jeder nahm eine auf sein Roß, und nach allen Winden jagten sie mit der Beute.

Als Hermann mit der seinigen auf der Seeburg ankam, hob man die Unglückliche ohnmächtig vom Pferde. Der Unmensch benutzte dies und — voll ward das Maaß seiner Sünden.

Abgespannt an Seel und Leib lag Hermann am andern Morgen auf dem Lotterbette. Da regte sich sein Gewissen, klopfte mächtig an, und der vom Vater angefachte Funken des in ihm noch nicht ganz erstorbenen guten Geistes glimmte auf. Er überdachte seinen Lebenswandel, schämte sich seiner selbst, und bitter quälte ihn der Gedanke, am Todestage seiner Mutter eine unselige That begangen zu haben. Schnell beschloß er, die geraubte Nonne nach Lindau zurück zu schicken, und ließ dies sogleich bewerkstelligen. Ruhiger fühlte er sich dadurch und ging hinaus ins Freie,

wo im Hingeben ernster Betrachtungen über sich selbst seine Gemüthsruhe wuchs. Aber wie schrecklich wurde er aus dieser wieder herausgerissen! Die Diener, welche die Nonne zurückgebracht, erzählten ihm nach ihrer Rückkehr, daß diese — seine Schwester sei.

Daß er eine Schwester habe, daß diese der Kirche geweiht war, wußte er, aber immer hatten die Aeltern es, absichtlich oder zufällig, unterlassen, ihm zu sagen, in welchem Kloster diese sei; und da er sie nie gesehen, so war das Gefühl der Geschwisterliebe nie in ihm rege geworden, so wie nicht der Wunsch sie zu sehen. Dennoch war ihm diese Nachricht ein Donnerschlag. Betäubt sank er auf das Lager und weinte bitterlich. Da trat der Burgkaplan ein. Weinend ergriff er dessen Hand, und drückte sie an seinen Mund. Voll Rührung und Reue gestand er, daß seine Sünden ihm leid thäten, und versprach, ein besserer Mensch zu werden. Da kam mit Lieb' und Erbarmen dieser dem tief Gebeugten entgegen, richtete ihn auf mit den Tröstungen der Religion, ermahnte ihn, festzuhalten am Guten, den Versuchungen des Bösen zu widerstehen, und Hermann schwor ihm beim Heile seiner Seele dies zu. Täglich ging er nun in die Kapelle, lag am Altare und weinte, spendete reichliche Gaben an das

Kloster Lindau, verbot streng keinen der alten Spießgesellen einzulassen in seine Burg, lebte ein Gott wohlgefälliges Leben, und nur wenn er ein Stück Wild erlegen wollte, verließ er die Burg.

Nicht so gesinnt noch bekehrt waren seine fortwährend wildernden Zechkumpane. Von Allem genau unterrichtet, waren sie unzufrieden, ihren besten Zechbruder mit einem Male in einen Betbruder umgewandelt zu wissen. Die schönen Tage auf Seeburg hatten ihnen gar zu wohl gefallen, und diese wiederkehren zu sehen, beschlossen sie das Aeußerste zu wagen, ihren abtrünnigen Freund wieder in ihre Garne zu locken. Da sie keinen Einlaß in die Seeburg erhielten, so verabredeten sie, Hermann, wenn er jage, wie zufällig zu begegnen, um ihn nur erst wieder gesehen und gesprochen zu haben, das Weitere werde sich dann finden. Das gelang ihnen. Denn als eines Morgens Hermann durch das Dickicht des Waldes einen Hirsch verfolgte, kam er auf eine freie Stelle, wo er mehrere der alten Kumpane gelagert fand. Einen Augenblick stutzte er. Es war ihm dies unangenehm, und er wäre gern umgekehrt, aber die Freunde begrüßten ihn mit einem freudigen „Halloh!" sprangen auf, umgaben ihn, und bezeugten große Freude, nach so langer Zeit ihn wieder

zu sehen. Er mußte schon bleiben. Man lagerte sich wieder, sprach von diesem und von jenem, gedachte aber mit keinem Worte der Vergangenheit, noch der Veranlassung, welche Hermann so lange von ihnen entfernt hatte, noch weniger machte man ihm Vorwürfe wegen seines Benehmens. Das gefiel Hermann, er blieb, und fühlte sich nach und nach wieder ganz behaglich im Kreise der alten Bekannten, die er vielleicht auch in Sinnesart verbessert glaubte. Als daher Einer zum Aufbruch mahnte, nach Speis' und Trank begehrend, da ladete Hermann Alle ein, in seiner Burg einen Imbiß anzunehmen.

Das war es, was die lockern Buben wollten, Eingang in die Seeburg. Sie zogen mit ihm, und die Dienerschaft wunderte sich baß, nichts Gutes ahnend von der Wiederkehr der Rotte, welche bis Abend spät blieb, der Freuden der Tafel zu genießen. Da man nun auch hierbei des frühern Lebens und der Ereignisse auf Seeburg nicht gedachte, nur alten Jokus in Worten trieb, so regte sich in Hermann von Neuem unreine Lust und der Wunsch, mit seinen Gesellen wieder in gutem Vernehmen zu stehen. Als sie sich trennten, ladete er daher die wiedergefundenen Freunde und Brüder ein, bald wieder bei ihm einzusprechen.

Nun hatten es diese, wohin sie es haben wollten. Täglich kehrten sie wieder in Seeburg ein, und Hermann ward der frühere, muntere Wirth und Mitzecher wie zuvor. Wilde Scherze und Zureden, das junge Leben, das einmal nur man genieße, durch Freude und Lust sich zu verschönern, besonders den Jungfrauen zu huldigen, wandelten Hermann allmälig ganz wieder um. Klopfte auch zuweilen das Gewissen an, mahnte ihn, nicht wieder die alte Bahn zu betreten, so drückte er diese Stimme des guten Geistes dadurch schnell zurück, daß er meinte: zur Buße seiner Sünden reiche Spenden genug gethan zu haben. Kurz, er verfiel ganz wieder dem alten Sündenpfuhl, fröhnte von Neuem allen Leidenschaften auf das ausschweifendste, betäubte sich in Wein und Wollust, und seine Gäste sorgten treulich dafür, das Flackerfeuer dieser Begierden stets in lodernden Flammen zu erhalten, wobei Arnold, ein Diener Hermanns, der von Allem mit genoß, wackere Hülfe leistete.

Uebersättigt und abgespannt lag Hermann eines Morgens auf dem Faulbette, und gähnte mißgelaunt den Tag an. Da trat sein Mundkoch — der lange schon den abgestumpften Gaumen des Herrn durch seine ganze Kunst nicht mehr zu reizen vermochte

— herein, und brachte in einem Netze einen silberweißen Aal.

„Schaut's einmal, gestrenger Herr," sprach er, „da hat der Fischer mir diesen weißen Aal gebracht, den er im See gefangen. Hab mein Lebtage solch einen wunderbarlichen Aal nicht gesehen, und bin doch ein eisgrauer Kerl."

Hermann betrachtete den Fisch und sprach: „„Ist wohl kein Aal, ist vielleicht eine Schlange.""

„Nein, gestrenger Herr, eine Schlange ist es nicht, es muß ein Aal sein."

„„Wie der wohl schmecken mag?""

„Ihr werdet ihn doch nicht essen wollen!"

„„Warum nicht! Ist's ein Aal, so muß man ihn essen können.""

„Aber Herr, wer weiß, was in dem Thier steckt, es hat ein so besonderes Ansehn."

„„Was soll darin stecken?""

„Ja, ich meine, es ist nicht richtig mit dem Aal."

„„Wie so?""

„Es ist ein Zauberfisch, ein behexter."

„„Narr, wer will solche Mährchen glauben.""

„Kein Mährchen, Herr. Ich bin auch einmal in

meinem Leben verzaubert gewesen, und weiß, was das für ein Zustand ist. Man leidet Höllenpein."

„„Da warst Du wohl in eine flinke Dirne verliebt?""

„Ich bin niemals verliebt gewesen."

„„Und doch so alt geworden?""

„Eben darum bin ich es geworden. Es wäre wohl gut, gestrenger Herr — nehmt's mir aber ja nicht vor übel — wenn Ihr nicht so viel mit den Dirnen liebäugeltet, damit Ihr auch ein hohes Alter erreichtet."

„„Halt's Maul, Koch, kümmere Dich um Deine Küche. Geh und bereite mir den Aal zu Mittag. Gieße eine schmackhafte Brühe darüber von Wein und Würznägelein, hörst Du?""

„Lieber Herr, ich bitte Euch, eßt nicht von dem Fisch, es ist gewiß ein schädlicher, giftiger."

„„Du hast gesagt, es sei ein Aal, und das ist kein giftiger Fisch, also marsch, fort in die Küche.""

Der Koch schlich langsam der Küche zu, bei sich sprechend: Nun, ich habe das Meine gethan, habe den Herrn gewarnt. Will er nicht hören, mag er fühlen. Mir kommt das Thier verdächtig vor, und ein Unglück geschieht gewiß damit.

Mit Furcht ging er an das Schlachten des Fisches.

Ehe er aber dazu schritt, betete er seinen Rosenkranz dreimal ab, und sprach dann laut die Worte: „Nicht über mich komme die Schuld, nur über meinen Herrn, dessen Befehle ich vollziehe."

Die Küchenbuben und Schüsselwäscherinnen standen erwartungsvoll dem Koche zur Seite, als dieser den Bauch des Aals aufschlitzte. Alles blieb ruhig, nichts Ungewöhnliches zeigte sich. Der Aal war todt, nur einzelne der zerhackten Stücke zuckten noch. Langsam that er eins nach dem andern in das siedende Wasser. Hier ward der Fisch noch weißer, zuletzt schneeweiß. In zierlicher Ordnung legte er diese auf die silberne Schüssel und trug sie in das Speisezimmer des Grafen.

Hermann setzte sich, die Schüssel vor sich nehmend, beroch das Gericht und fragte: „Wie schmeckt der Fisch?"

„„Ich habe nicht davon gekostet.""

„Was ein Koch bereitet, muß er zuvor kosten, ehe er es auf die Tafel setzt. Versuche!"

„„Danke, gnädiger Herr. Um keinen Preis möchte ich davon essen.""

„Narr, meinst Du noch immer, es sei ein verzauberter Fisch?"

„„Ich meine gar nichts, esse aber auch nichts davon,"" und verließ das Gemach.

Hermann lachte ob des wunderlichen Graukopfes, und ließ sich den weißen Aal trefflich schmecken. Je mehr er davon aß, desto besser schmeckte er ihm, denn der Fisch hatte einen ungewöhnlich lieblichen Geschmack.

Bis auf ein Stück hatte er den Aal verzehrt, als Arnold, der Diener, eintrat. „Da, du treuer Bursche," sprach er, „mußt auch den Zauberfisch kosten. Hier, nimm das letzte Stück."

Arnold aß. Dann sprach er: „„Herr, der Fisch schmeckt gut. Mein Lebtage habe ich dergleichen nicht gegessen. Davon müssen wir mehr zu fangen suchen.""

In tiefem Schlummer lag Hermann nach der Mahlzeit auf dem Faulbette hingestreckt, und Arnold saß in seinem Kämmerlein und schnarchte auch. Da wälzten sich düstere Träume vor des Ersteren Seele vorüber. Alle Glieder zuckten ihm, die Nerven spannte es ihm an, unverständliche Worte sprach er, schrie laut auf, und erwachte endlich unter konvulsivischen Zuckungen. „Was ist das, wo bin ich, wie wird mir!" schrie er überlaut. „Was fühle ich! welch tobendes Feuer läuft mir durch die Adern! Welche unaussprechliche Angst quält mich! Bilder der Vergangenheit wirbeln mir durchs Gehirn. Das lange Register meiner Sünden, meiner Schandthaten, längst vergessener Ausschweifungen,

ziehen mit all' ihren schrecklichen Folgen vor meiner Seele vorüber. Gott, was ist das! Hülfe, Hülfe!"

Schrecklich brüllte er diesen Ausruf. Da traten der Diener einige ins Gemach. Entsetzt blieben sie stehen vor dem Herrn, dessen Haar sich sträubte, dessen Augen verwirrt und gräßlich hin und her rollten, der einem Wahnsinnigen glich. Zur Thür hinaus stürzte er und rannte in den Burghof. „Luft, Luft," schrie er gegen die hohen Mauern, die dumpf den Schreckenslaut zurückgaben.

Das ganze Burggesinde sammelte sich, von Staunen ergriffen, um ihn her; aber er sah Keinen, er hörte nicht ihre Worte, nicht ihr Angstgeschrei. Wilden Blickes lief er umher, stand still, griff mit beiden Händen in die Luft, als wolle er eine um ihn schwebende Erscheinung erfassen, machte Bewegungen, als habe er eins der Bilder und zerreiße es, und floh dann in den Garten. Die Diener folgten.

Da trat ein Pater aus dem Kloster Lindau auf ihn zu, und übergab ihm ein Schreiben der Aebtissin dieses Klosters.

„Was soll's?" schrie er den Pater an.

„„Lest,"" war die Antwort.

Hastig riß Hermann das Schreiben auf und las:

„„Heute früh ist Eure unglückliche Schwester gestorben. Ihre Seele steht vor Gott und klagt Euch an. Eure himmelschreiende Schandthat war ihr Tod. In Wahnsinn schied ihr Geist. Ihre letzten Worte waren: „Wehe, wehe über ihn!“ Gott sei Euch armen Sünder gnädig.““

Hermann sank zur Erde, und wälzte sich wie ein Thier, heulte und brüllte wie ein Rasender. „Teufel und Hölle,“ schrie er „wer hilft mir von dieser Qual, wer nimmt mir mein schändliches Leben!“

Die Diener sprachen ihm Trost zu; sie wollten ihn aufheben, in die Burg zurückbringen, aber mit Ungebärtigkeit stieß er sie von sich und befahl, Waffen, Mordgewehre ihm zu bringen. Keiner gehorchte; sie blieben. Er drohte, er fluchte, er schwor, sie Alle zu morden, wenn sie seine Befehle nicht befolgten; aber Keiner wich von der Stelle.

Da schäumte sein Mund vor Wuth. „Nun,“ rief er im höchsten Ingrimm aus, „so gehe ich, sie selbst zu holen.“ Er stand auf, wollte fort, aber eine unsichtbare Macht hielt ihn gefesselt an den Boden. Seine Handlungen hingen nicht mehr von seinem Willen ab. Zur Erde niederstarrend, schien die Fieberhitze in volle Betäubung überzugehen. Mit den Händen erfaßte er

seinen Kopf, und schlich so, an allen Gliedern zitternd, blaß und verstört, langsam in den Schloßhof zurück. Die Diener folgten, mit ihnen der Pater aus dem Kloster Lindau, Alle in peinlicher Ungeduld, wie das enden werde.

Im Schloßhofe waren in bunter Menge Hausthiere beisammen. Katzen, Hunde und Geflügel aller Art ging hier, ganz gegen ihre Natur, und ohne nach Nahrung zu suchen, ruhig durch einander herum. Hermann stutzte bei ihrem Anblick, und noch mehr, als er ein dumpfes Gemurmel, als er wie leise Menschenstimmen unter den Thieren vernahm. Hoch horchte er auf, ob er auch recht höre. Die volle Besinnung schien ihm in dem Augenblicke wiedergegeben zu sein, wie der freie Gebrauch seiner Glieder, denn er neigte sich nieder, bald zu einem Hunde, dann zu einem Hahne, oder zu einer Ente, als wolle er Laute derselben vernehmen. Dann fuhr er auf, streckte beide Hände gen Himmel, jammerte und weinte. Erstaunt sahen sich die Diener an, begriffen nicht, was das bedeute, und gaben sich durch Zeichen zu verstehen, daß nun Wahnsinn den Herrn ergriffen.

Wohl mußten sie dergleichen vermuthen, denn ihnen war es unbekannt, daß durch den Genuß des wunder-

baren Fisches Hermann die Fähigkeit verliehen war, die Sprache der Thiere zu verstehen, und daß diese sich eben von dem schändlichen Leben des Burgherrn unterhielten, wie von der Strafe, welche das Fatum über ihn bestimmt. Letztere hatte Hermann, als er seine Arme gen Himmel erhob, von einer alten Henne vernommen, die zu ihm sprach: „Ehe heute die Sonne sich neigt, wird Deine prächtige Seeburg untergehen. Du und wir finden den Tod in den Wellen. Bereite Dich und bete."

Hermann taumelte, einer Leiche gleich, bis an das Thor der Burg. Da sank er auf einen Stein nieder. Hier, wo so oft die Freude eingezogen war, die wilden Gesellen gleich jungem Weine hindurch und taumelnd wieder hinausgebraust waren, wo manche liebe Dirne gepackt und mit Gewalt herbeigeschleppt, mit Hohnlachen hinausgestoßen war: hier wollte er das Ende seines Lebens erwarten, unter den Trümmern seiner Burg in den See hinabsinken. Der Gedanke, durch Flucht aus der Burg sich zu retten, kam ihm nicht bei. Geistes- und Körperkraft hatten ihn verlassen. Im stummen Hinbrüten schien er sein Schicksal erwarten zu wollen.

Da die Diener von der bevorstehenden Gefahr nichts

wußten, keinen Rath ertheilen konnten, so standen sie nur trauernd um ihren Herrn und seufzten. So vergingen einige Minuten. Da kam schnell und mit schwingenden Fittigen der alte schöne Haushahn — wegen der Pracht seines Gefieders der Liebling Hermanns, der manch Weizenkorn aus der Hand ihm gefressen — auf ihn zugeflattert, krähte gewaltig und sprach: „Herr, noch kannst Du Dich retten. Eile aus der Burg, fliehe."

Wie aus dem Traume auftaumelnd, und seiner Sinne wieder mächtig, sprang Hermann hastig auf. „Ist's möglich!" rief er aus.

Der Hahn schlug mit den Flügeln, krähte und sprach, „„Ja, aber eile, eile, denn schon ist die Sonne im Sinken.""

Wild rannte Hermann zum Stalle, zog ein Roß heraus, schwang sich drauf, und sprengte zum Erstaunen der Zurückgebliebenen durch das Thor und über die Zugbrücke. Jenseit dieser kam Arnold bleich und mit Entsetzen ihm entgegen. Auch ihm war nach dem Genusse des kleinen Stückes vom Wunderfische die Sprache der Thiere verständlich geworden, und was im Burghofe vom Haushahn dem Herrn gesagt war, hörte er draußen vor der Zugbrücke von einem der Haushunde.

„Herr," rief er, „nehmt mich mit, nehmt mich auf Euer Roß."

„„Fort, rette Dich selbst,"" schrie ihm dieser entgegen.

„Ihr müßt, Herr, Ihr müßt, ich lasse Euch nicht fort," und wie rasend hielt er Hermanns Roß beim Zügel.

Da kam nochmals der alte Haushahn geflattert, und kreischte in eins fort: „Eile, eile, fliehe, die Sonne sinkt."

Ueberwältigt von Furcht und Schrecken, zog Hermann, unwissend selbst was er that, das Schwert, hieb auf den flehenden Diener ein, daß dieser zur Erde sank, sprang in den See, und hindurch trug ihn das Roß an das andere Ufer.

Mit Entsetzen sahen die Diener Hermanns unmenschliches Benehmen gegen den alten treuen Arnold, eilten diesem zu helfen, aber zu spät. Nur wenige Minuten lebte Arnold, den Umstehenden das Räthsel lösen zu können von den Wirkungen des genossenen Wunderfisches, und was die Thiere dem Herrn verkündigt.

Als Hermann das Ufer erreicht hatte, einen Hügel beim Dorfe Gieboldehausen hinangesprengt war, stieg er vom Pferde, und setzte sich erschöpft auf den Rasen.

Rund umher lag die Natur in der Dämmerung des Abends. Ueber ihm schwirrte noch die Lerche, Heimchen zirpten neben ihm im Kornfelde. Ein lauer Südwind säuselte in seinen Locken, und im Glanze der letzten Sonnenblicke blitzten die vergoldeten Spitzen der vier prächtigen Thürme seiner Stammburg. Ruhe überall und Frieden in der Natur, aber nicht in Hermanns Brust. Bitterlich weinte er, rang die Hände, und streckte sie sehnsüchtig nach dem Orte aus, wo er das Licht der Welt erblickte, die erste Lust, die erste Freude, den ersten Schmerz empfand. „Ach!" rief er aus im wehmüthigsten Gefühle, „wie unglücklich bin ich, und wie glücklich könnte ich sein!"

Die Sonne war hinab, und noch stand sie da, die schöne, bethürmte Seeburg, fest und sicher auf ihrem Felsengrunde, umfluthet vom prächtigen See. Da stieg plötzlich in Hermanns Seele der Gedanke auf: wie, wenn Alles Täuschung, nur Warnung, ein Traum meiner Einbildungskraft wäre! Ja, so muß es sein, denn fest steht ja noch meine Seeburg, und die Sonne schwand ja schon! Ergriffen von diesem Gedanken, ihm ein Hoffnungsstrahl, sprang er auf, faßte den Zügel des Rosses, wollte wieder aufsitzen, zurück an das Ufer des Sees sprengen: — da wankte der Boden

unter ihm, ein dumpfes unterirdisches Getöse war vernehmbar. Kalt rieselte es ihm über den Rücken. Wie angewurzelt stand er, blickte ängstlich nach der Seeburg, und da sah er mit bitterem Jammer, wie der Felsgrund der Burg sich langsam senkte, wie die Burg bald auf der Wasserfläche zu schwimmen schien, wie Alles, was in der Burg lebte, in Kähne sich stürzte, dem Tode zu entrinnen, wie die Fluth zum Thore eindrang, immer tiefer und tiefer Mauern und Zinnen sich senkten, die vier Thürme nur noch herausragten, endlich auch diese untertauchten, und nun der See eine große Spiegelfläche bildete, jede Spur vom Dasein einer Burg darin verschwunden war. Da fiel er zerknirscht und voll Reue nieder auf seine Kniee, hob schluchzend die Hände gen Himmel, und betete zum ersten Mal in seinem Leben mit Inbrunst zu Gott, flehend um Erbarmen, um Vergebung seiner Missethaten.

Als er sich wieder aufrichtete, siehe, da stieg vor ihm aus der Erde eine eherne Tafel, worauf geschrieben stand: „Im Kloster weihe Dich dem Himmel in Demuth und Buße, dann wirst Du das ewige Reich schauen."

„Ich gehorche," sprach er, schlich hin nach dem Kloster Gieboldehausen, beichtete, erhielt Absolution

und nahm das Mahl des Herrn. Nach bestandener Prüfungszeit ward er unter die Zahl der Brüder aufgenommen. Sein Habe und Erbe schenkte er dem Kloster, und lebte darin viele Jahre noch ein gottseliges frommes Leben. Auf seinem Sterbebette verordnete er: daß täglich zweimal auf ewige Zeiten Seelenmesse für ihn und alle reuige Sünder gelesen werden solle. Und das geschah bis auf den Tag, wo das Kloster in Gieboldehausen auch unterging in den Fluthen der Zeit.

Die Gegensteine.

Wo des hohen Harzgebirges weit ausgestreckte Zweige in Osten sich sanft abdachen, in fruchtbare Ebenen sich hinausdehnen, die herrlichsten Laubwaldungen tragend, da siehst Du, fröhlicher Wanderer, zwei gewaltige Felsenklumpen, riesig und ungeheuer aus jenen Ebenen emporragen, die ganze reizende Landschaft überschauend. In weiter Ferne schon erblickst Du sie, weißt nicht zu deuten, was Du siehst; ob die Natur in diesen Kolossen ein Erzeugniß ihrer Allgewalt hinstellte als Sinnbild ihrer Größe, oder ob es die Trümmer einer Cyklopenburg sind, um welche schon die Wogen der Sündfluth ihr Spiel trieben. Je näher Du kommst, je mehr sich Dir das dunkele Bild entfaltet, und in seiner seltsamen Riesenform sich klar

darstellt, desto mehr wird es Dich überraschen, denn Du erkennst, daß es zwei isolirt stehende Felsen, oder Bruchstücke einer Felsenwand sind, welche, weit über achtzig Fuß hoch, einer mäßigen Anhöhe entsteigen.

In Staunen und Verwunderung umgehest Du sie, ringsum sie zu betrachten. Und so that auch ich. Auf die Kante des höchsten stieg ich auf Stufen, welche Sinn für Naturgenuß in den harten Sandstein meißelte. Oben blickte ich weit umher auf fruchtreiche Felder, auf Dörfer und Städte, auf des Harzes wellenförmige Umrisse mit seinem noch schneebedeckten Brocken, und auf die reich mit Thürmen prangende, uralte Stiftsstadt Quedlinburg, wo der erste Heinrich, der Vogelsänger, mit seiner Mathilde oben im Gewölbe der alten Stiftsburg schlummern, auf welcher acht Jahrhunderte hindurch Frauen den Krummstab als Scepter führten. Das Alles sah und überblickte ich mit trunkenem Auge, und freuete mich wie auch Du, lieber Leser, Dich des erfreuen wirst, stehst Du einmal auf dieser Höhe.

Herab stieg ich drauf, ging zur andern Felswand hin, der niedriger liegenden. Vertieft im Anschaun ihrer dunkeln, zerklüfteten und zerrissenen, noch höher als jene aufstrebenden Masse, die sich wie zu mir überbeugte

stand ich vor ihr und staunte, sann und sann, welche Kraft beide Riesenwände heraufgeschoben aus der Tiefe an das Licht, ihnen geboten habe zu stehen und zu starren himmelwärts, wie viele Tausende von Jahren an ihnen vorüberzogen ohne sie zu brechen, und wie Aeonen noch an ihnen hinfluthen werden, ohne sie verwischen zu können. In Betrachtungen versank ich über Ewigkeit, Vergangenheit, Fortdauer, Unendlichkeit. Um mich her war es einsam und still. Kein Lüftchen regte die schweren Halme der Aecker, kein Vögelein sang. Nur in den Spalten des Gesteins, wo Uhu und Eule nisteten, unkte zuweilen ein solcher Vogel der Nacht. Schauerlich schön und ernst war dies Bild, magisch; ungern trennte ich mich von ihm. Begeistert rief ich zum Abschiede dem Felsen laut zu: „Leb wohl, du Wunder der Natur!" und im Hui kamen vom Felsen zurück die Worte: „Wunder der Natur."

„Was ist das," rief ich erstaunt, „wer ruft aus diesen Klüften mein Wort zurück?"

Von Neuem rief ich laut gegen den Felsen: „Bist Du ein Geist, ein guter oder böser?"

„Böser," sprachs zurück.

Und wie ich sprach, und wie ich rief, so gab der

düstere Felsen die letzten Worte deutlich wieder. Wie schön, wie einzig, wie seltsam, dachte ich, daß hier im todten Gestein das unermüdliche Echo seinen Wohnsitz nahm, zu äffen und zu necken den Vorüberziehenden, und den finstern Massen eine ewige Lebendigkeit damit einhauchte. Und länger noch weilte ich, zu prüfen die Fertigkeit der Zunge des Echo. Da kam des Wegs ein Männlein, grau an Jahren, gebückt am Stabe vorüber. Es hörte mich mein Spiel treiben mit dem Wiederhall, blieb stehen, und schauete mich an, fragend: „Euch freuet wohl der Ruf aus dem Felsen?"

„„Ja, Alter, treibe Scherz mit dem Geiste im Felsen, der mir Alles zurück spricht.""

„Thut das nicht, Herr," sprach das Männlein, und hob warnend die Rechte, „das ist ein gefährliches Spiel."

„„Wie so?""

Das Männchen näherte sich, und raunte mir leise ins Ohr: „Was Euch da antwortet, das ist ein böser, böser Geist, der steckt im Felsen und bewahrt einen Schatz."

„„Wie? Einen Schatz?""

„Ja, einen gewaltig großen Schatz, der einmal vor langen Jahren hier versunken ist."

„„So, ei erzählt doch: wie ging das zu?""

„Ja Herr, das ist eine lange Geschichte. Da hätte ich wohl eine Stunde zu erzählen, und dazu habe ich keine Zeit, muß auf die Arbeit."

„„Was verdient Ihr da, Alter?""

„Nun, wenn's gut geht, einen halben Gulden."

„„Bleibt Alter, setzt Euch hier zu mir auf den Rasen; erzählt mir die Geschichte von dem versunkenen Schatze, sollt damit so viel verdienen, wie auf der Arbeit.""

„Wenn Ihr so sprecht, bleibe ich und erzähle. Unser Herr Pater sagt zwar, es wäre nur ein Mährchen, aber das ist nicht wahr. Ihr könnt Euch darauf verlassen, es ist wirklich und wahrhaftig eine wahre Geschichte, die sich begeben, und vor sehr langer Zeit begeben. Denn, denkt nur, ich bin jetzt sechs und siebenzig Jahre alt, und schon als Knabe von zwölf Jahren erzählte sie mir meine Großmutter, welche sie schon als Kind von ihrer Großmutter gehört hatte."

„„Dann muß sie freilich wahr sein. Aber, erzählt doch!""

„Gleich, Herr. Erst aber muß mein Pfeifchen brennen, ohne das geht es nicht."

So recht mit Bedacht wurde nun das kleine Pfeifen-

stummelchen gefüllt, Feuer gepickt, der Zunder aufgelegt, und endlich dampfte es zu meiner großen Zufriedenheit, diese Prämilinarien beseitigt zu sehen.

Das Männchen hub nun an, wie folgt:

„Seht Herr, zur Zeit, als einer der Engel Gottes abfiel, deshalb vom Schöpfer aus dem Himmelreich verbannt, in den Abgrund der Hölle verstoßen ward, da kämpfte dieser immerfort noch gegen unsern Herrn Gott, und störte ihn in seinen Werken. Als nun Gott die Erde schuf, da begehrte der Böse die Hälfte derselben für sich. Der Herr war so gnädig, gewährte das Verlangen, wohl wissend, es werde der Böse seine Macht bald mißbrauchen, auf seiner Hälfte die Menschen zum Verderben führen, und er sie ihm wieder entreißen müssen. Da bauete nun der Böse eine Mauer auf von grausam-großen Felsstücken, die sollte die Grenze sein zwischen seiner und Gottes Hälfte. Rund um die Erde lief die, und war so hoch, daß sie in die Wolken reichte. Aber Gott sah bald, daß der Böse auf seiner Hälfte das Menschengeschlecht verdarb, und da schüttelte er die Erde, daß die Mauer brach und zusammenstürzte. Ueberall findet man Spuren davon, die noch heutiges Tages „die Teufelsmauer“ heißen. Von dieser sind auch die beiden hier vor uns

liegenden Felsen ein Ueberrest; und wenn Ihr da oben auf dem einen steht, so könnt Ihr sehen, wie nach dem Harzgebirge hin in lauter Zacken dergleichen aus der Erde herausragen. Nun war zwar des Teufels Macht gebrochen, Gott wieder Herr der ganzen Erde; jener aber trieb noch immerfort ein unheimliches Wesen in und um den Klüften seiner Mauer, und neckte und plagte die Menschen. So war es auch hier bei diesen Felsen, welche man die Gegensteine nennt, und kein Mensch trauete sich dahin. Auch war hier Alles dichter Wald, durch den Niemand dringen konnte; und wo Ihr jetzt Kornfelder seht, da waren Sümpfe und Moräste, auf den Höhen wilde Thiere, kein Steg noch Weg, den ein menschlicher Fuß betreten konnte. Schon aus der Ferne sah man, wie böse Geister bei nächtlicher Weile, besonders in der Mitternachtsstunde, bald wie feurige Luftgestalten, bald wie tanzende Flammen erschienen, mit Zeterstimme tobten und schrieen, aber auch liebliche Töne hören ließen, die Menschen anzulocken und zu verderben. Mancher, der ihrer spotten, auf keine Warnung hören, in der Nähe sehen wollte, was eigentlich die Unholde trieben, bis zu ihrem Anschauen durch's Dickicht sich hindurch zu arbeiten versuchte, kam zerfetzt, gesteinigt oder nimmer zurück. Durch die

Lüfte führten ihn die bösen Geister. Man hörte das Wimmern in der Höhe, und meilenweit wurden sie todt an der Erde liegend gefunden. Nur wer reinen Herzens, ein Gott geheiligtes Leben führte, fromm und gläubig unserm Herrn und Heiland eigen war, dem thaten sie nichts, wenn er diese Gegend betrat, dem konnten sie nichts anhaben.

Da begiebt sich einst, daß ein Ackersmann, dort aus dem damals kleinen Dörfchen Ballenstädt — das jetzt, wie Ihr seht, ein großer Ort ist und ein stattliches Schloß hat — früh vor Sonnenaufgang ausreitet. Er will nach Quedlinburg in die Stiftskirche, welche kaum erst Mathilde die Kaiserin gestiftet hat, dort sein Gebet zu verrichten und Absolution zu holen, denn in Ballenstädt war noch weder Kirchlein noch ein ehrwürdiger Vater. In gottergebenen, frommen Gedanken reitet er langsam vor sich hin, sieht nicht links nicht rechts, war auch sonder Furcht, denn er war ein gottesfürchtiger Mann, der den Armen gern half. Da überfällt ihn eine unwiderstehliche Müdigkeit, er schläft ein. Der Gaul fühlt bald, daß keine Hand mehr die Zügel leitet, geht vom Wege ab, steht still und graset. Da erwacht der Ackersmann, schauet auf und reibt sich die Augen, denn die ganze Gegend um-

her ist ihm fremd. Im Dickicht ist er drinnen. Kein Weg noch Steg. Felsen thürmen sich ringsum auf, Wasser hört er brausen, zu seinen Füßen ein dumpfes Gepolter, und zwischen zwei Felsklumpen hindurch erblickt er die Oeffnung einer Höhle.

Daß es solche wilde Gegend in der Nähe seines Dorfes gäbe, hat er nie gehört, und es wird ihm daher gar bänglich ums Herz, denn er meint behext zu sein oder noch zu träumen. Vom Gaule herab betrachtet er Alles genau, und je länger desto mehr überzeugt er sich, daß es nicht Traum sei, denn die Sonne bescheint die Gipfel der Bäume, die zackigen Spitzen der Felsen, und der Gaul graset emsig fort. Aber geheuer kommt es ihm nicht vor; es ist ihm, als sei Alles, was ihn umgiebt, Blendwerk böser Geister, und da rieselt es ihm eiskalt über den Rücken. Umzukehren, dazu hat er den Muth nicht. Zu bleiben, ist ihm ängstlich. Er weiß nicht, was machen. Allmälig wird es aber ruhig. Das Brausen des Wassers läßt nach, wie das unterirdische Gepolter. Er hört Vögelein singen, und nichts deutet mehr auf Unsicherheit noch Gefahr. Da kehren Zuversicht und Muth beim Ackersmann zurück. Furchtlos blickt er umher, besieht Alles mit Ruhe, denkend: Willst doch

morgen mit Weib und Kind hergehen und ihnen die wilde Gegend zeigen, von der die Leute sagen, daß es nicht geheuer sei, und wo doch gar nichts Uebles zu vermerken ist.

Schon will er das Roß umlenken, den Weg nach Quedlinburg fortsetzen, da fällt sein Blick nochmals auf die Höhle.

„Was mag doch wohl in der Höhle sein," spricht er bei sich selbst, „möchte schon einmal hineinsehen. Aber wer weiß, was darin ist! Vielleicht ein böser Geist! Possen! und ist einer darin, so wird er mich auch nicht gleich beißen, wenn ich an den Rand trete und blos hineinschaue. Ich wag's."

So spricht er mit sich selbst, steigt vom Gaul, bindet ihn an einen Baum, und geht nun leisen Trittes, als ob es Niemand hören solle, über die Felsbrocken hin, die vor der Höhle liegen. Jetzt steht er am Rande der Höhle, beugt sich vorwärts, und blickt mit langem Halse hinein.

„Jesus, Maria und Joseph!" spricht er überlaut, die Hände überm Kopf zusammenschlagend, „was seh' ich!" —

Das Männlein machte hier in seiner Erzählung eine Pause. Das Pfeifchen war ihm ausgegangen.

Es pickte und pickte am stumpfen Stein mit dem schlechten Feuerstahl, aber kein Funken wollte herausspringen.

„Ei laßt doch das Rauchen, Alter," sprach ich unwillig, „erzählt weiter."

„„Nein, Herr,"" sagte es, „„wenn das Pfeifchen nicht brennt, kann ich nicht erzählen. Habt Geduld, ich erzähle Euch die Geschichte bis zu Ende, aber erst muß ich Feuer haben.""

Endlich brannte der Schwamm, Rauch entstieg dem kleinen Pfeifenstummel, und das Männchen fuhr fort.

Also, wie ich Euch sage, der Ackersmann ruft aus: „Jesus, Maria und Joseph, was seh' ich!"

Und was sieht er? — Er sieht eine große, große Braupfanne voll lauter Goldstücke wie meine inwendige Hand groß. Drauf liegt eine silberne, glänzende, viereckige Tafel, ringsum eingefaßt mit rothfeurigen, karfunkelnden Steinchen, und auf dieser stehen in der Mitte Buchstaben von schwarzen Granaten. Neben der Tafel liegt auf der einen Seite eine spannnagelneue Fuhrmannspeitsche, und auf der andern liegt — ein grimmig-großer, schwarzer Bullenbeißer mit feurigen Augen, die hin und her rollen, drohend dem, der sich dem Schatze nähert.

Der Ackersmann steht eine Weile und schauet Alles staunend an, sinnend was er thun solle. Gleich entschlossen wäre er gewesen, nämlich zuzugreifen, hätte nicht der gefährliche Wächter bei den Goldthalern gelegen, dem er auch nicht einmal eine Lockspeise zur Beschwichtigung vorzuwerfen hatte. So vergehen an fünf Minuten im Hin- und Herschwanken. Endlich ruft er, ein Herz sich schöpfend, aus: „Ich versuch's, ich wag's. Ich steige hinab, nehme mir ein Paar Goldstücke, oder auch eine Tasche voll, mehr aber nicht. Ich bin genügsam. Die schöne Peitsche aber, die muß ich haben, die ist gar zu schön."

Nun schreitet er hinab in die Höhle, blickt dabei aber unverwandten Auges nach dem schwarzen Wächter, ob der sich rühre. Er schreitet vor und vor, — der Schwarze rührt sich nicht. Er ist bis an den Rand der Braupfanne, — er rührt sich nicht. Er beugt sich über den Rand, hebt die Hand zum Zugreifen, — und er rührt sich nicht. „Der thut dir nichts," spricht er leise, greift erst mit einer Hand, dann mit beiden Händen in die goldenen Thaler, füllt die eine seiner Taschen, dann auch die andere, und springt nun in zwei Sätzen wieder hinauf an den Rand der Höhle.

Hier sinkt er, von Angst und Freude ergriffen, ermattet nieder. Hoch pocht ihm das Herz, das Blut stürmt rasch ihm in den Adern. Nach einem Weilchen hat er sich erholt. Da leert er die Taschen, überzählt, wie viele der Thaler er habe, und als die Zahl derselben seine Erwartungen übersteigt, ruft er aus: „Was für ein glücklicher Mann bin ich! Mit einem Male reich, aus aller meiner Noth, aus meiner Dürftigkeit gerissen und in Wohlstand. Wer hätte das gedacht, als ich diesen Morgen mein Lager verließ, mein Tagewerk wie immer mit Sorgen begann! Aber nun soll es anders werden, ja anders."

Er steckt die Thaler wieder ein, faltet die Hände, legt sie in den Schooß, schweift mit seinen Gedanken umher, und träumt Luftschlösser in die Zukunft, wie er das schöne Geld anwenden, recht vielen Acker ankaufen, große Wirthschaftsgebäude erbauen, wunderherrlich darin leben will; wie viele Acker Land seine drei Töchter zur Aussteuer haben sollen, da es nun an Freiern nicht fehlen könne, wie da große Hochzeiten ausgerichtet, die ganze Gemeine dazu geladen werden solle, wie und wie — Ohne Ende geht es so fort und fort, und ganz vertieft in Pläne und Projekte, vergißt er Alles um sich her. Da weckt ihn aus

solchen Träumen sein Roß, das wiehert und scharrt. „Geduld, alter Gaul," ruft er dem Thiere zu, „sollst's nun auch besser haben, werde dich zu Tode füttern." Da wiehert es wieder. „Komme gleich, erst muß ich aber noch die schöne Peitsche holen, die lasse ich nicht im Stich."

Der Ackersmann steigt wieder hinab in die Höhle, jetzt ohne alle Besorgniß vor dem schwarzen Wächter, der ruhig bleibt. Er nimmt die Peitsche und will schon umkehren. Da steht er still, betrachtet Alles nochmals, und spricht bei sich: „ich sehe gar nicht ein, warum ich nicht noch eine Handvoll Goldstücke nehmen soll', da ich so nahe dabei stehe, oder auch noch eine Tasche voll. Ich könnte dann noch mehr Äcker ankaufen, meine Wirthschaft noch größer einrichten, könnte Wein im Keller lagern, meine Töchter noch besser ausstatten, ja, ich könnte wahrhaftig ein Kirchlein, dem Herrn zu Ehren und zum Heile meiner Seele, in unserm Dorfe erbauen. Dann hieße es: seht, das ist der reiche Jakob, der hat viel Geld und Gut! — Ja, ich thue es, ich thue noch einen Griff in die Pfanne, der Hund rührt sich ja nicht."

Und er thut's. Mit voller Faust greift er in die Thaler, steckt sie bei, und greift zum zweiten Male

hin. Da erhebt sich langsam der schwarze Wächter, knurrt und fletscht die scharfen Zähne; aber Jakob fürchtet ihn nicht mehr. „Knurre du nur,“ spricht er, „jetzt stehe ich einmal an der Quelle, wer weiß, wenn das wieder geschieht. Ich nehme noch eine Hand voll. Aller guten Dinge müssen drei sein.“

Aber, wie er den Arm ausstreckt, den dritten Griff zu thun, da sprühen die Augen des Thieres sengende Feuerstrahlen auf den Ackersmann; ringsum entsteht ein fürchterliches Geheul und Getöse, ein Brausen und Stürmen, Blitzen und Donnern und Krachen. Die Erde bebt, die Felsen stürzen zusammen, die Eichen brechen nieder, Waldbäche strömen vorüber, grau ist der Himmel, und aus der Tiefe steigen Flammen hervor.

Wie Jakob aus der Höhle kommt, ob auf seinen Füßen, oder herausgeschleudert, weiß er nicht. So viel Besinnung bleibt ihm, zu sehen, wie unter furchtbarem Donnergepolter und Feuerregen, der „Gott sei bei uns“ in riesiger Gestalt aus der Höhle heraufsteigt, umgeben von tausend kleinen Teufelsgestalten, haltend in der einen Kralle die Braupfanne mit den Goldthalern, in der andern die glänzende Tafel, und wie Alles umher versinkt und verschwindet, nur zwei

Felsenstücken einzeln stehen bleiben; wie das Teufelcorps sich mit scheußlichem Hohnlachen in die Luft schwingt, nach dem Gegensteine, vor dem wir jetzt sitzen, schwebt, mit einem Fußtritt ihn spaltet, in die Oeffnung hinabfährt, aus welcher stinkender Schwefeldampf qualmt, und nun im Innern des Felsens die Goldstücke klingend von Stufe zu Stufe tiefer und tiefer hinabstürzen, dann Alles ruhig wird, der Himmel sich klärt, die Sonne leuchtet, der Gaul ungeduldig scharrt.

Jakob zittert und bebt, die Knie schlottern ihm, er liegt erschöpft am Boden.

„Wie ist mir!" ruft er aus, „was war das! Träumte oder wachte ich! — Nein, ein Traum war es nicht. Hier habe ich ja die Peitsche, und in den Taschen fühle ich das Gewicht der Goldstücke. Fort ist er freilich der große Geldkessel, aber was ich in den Taschen habe, ist genug für mich. Jetzt fort von diesem Schreckensort; mein Lebtage komme ich nicht wieder hierher."

Er will nun aufstehen, aber die Last in den Taschen hält ihn wie fest. „Was ist denn das! s'ist ja gerade, als wenn ich noch einmal so viel in den Taschen hätte." Er greift hinein, und was bringt er heraus?

— Statt eines Goldstückes, einen doppelt so großen Kieselstein, und nichts als Kieselsteine und Kieselsteine. Um und um kehrt er die Taschen, aber nicht einer der Thaler war Thaler geblieben, alle in Kiesel umgewandelt.

Mit gefalteten Händen starrt er den Kieselhaufen an, wimmert vor Schmerz und Jammer, und weint endlich laut über das sich selbst bereitete Geschick. „O ich Thor!“ ruft er aus, „wäre ich zufrieden gewesen mit dem, was ich zuerst nahm, wie glücklich wäre ich jetzt. Nun bin ich ärmer als zuvor, denn der Vorwurf der Unersättlichkeit wird mich peinigen, an meinem Leben nagen, mich nie wieder ruhig werden lassen. Wehe, wehe, muß ich über mich selbst schreien; verwünschen, verfluchen muß ich mich, daß ich mein und meiner Kinder Glück so unbesonnen zertrümmerte. Fluchen werden sie mir, verfluchen muß ich mich selbst.“ — Bitterlich weinend setzte er sich auf den Gaul, von dem er zu Hause ermattet sinkt, sich niederlegt, der Frau und den Kindern erzählt, was er erlebt und gethan, und in schwere Krankheit verfällt. Zwar suchen ihn alle die Seinigen zu beruhigen und zu trösten, aber umsonst. Nach drei Tagen deckt Erde seinen Sarg.

Seht, lieber Herr, das ist die Geschichte von dem versunkenen Schatze im Gegenstein. Seitdem nun sitzt der Satanas darin, foppt Vorübergehende, äfft ihre Töne, ihre Stimme nach, spricht zurück was sie sprechen, und schreckt damit den ruhigen Wanderer; und wer zu viel auf den Felsen einspricht, das Ungethüm gleichsam zum Besten haben will und lacht, den wirft es sogar mit Steinen."

„„Wirklich?""

„Ja Herr; da sind einmal ein paar junge Bursche gekommen, die das gehört haben und es nicht glauben wollen, die haben's drauf angelegt, den Bösen zu reizen. Aus vollem Halse haben sie gegen den Felsen gelacht, und da es immer zurück gelacht, so haben sie noch ärger gelacht, und immer ärger. Da hagelt es mit einem Male von der Höhe des Felsens Steine auf sie herab, sie müssen Reißaus nehmen, und haben ihr Lebelang sich nicht wieder den Gegensteinen genähert."

„„Ist denn aber der böse Geist gar nicht zu kirren, daß er den Schatz herausgiebt?"" fragte ich.

„Das weiß ich nicht. Man sagt, es sei einmal der Abt des Barfüßerklosters in Halberstadt hier vorüber gezogen, der habe beim Hören des Geisterspuks,

woran er zuvor nicht glauben wollen, sich bekreuzigt und gesegnet vor Schrecken. Gleich sei er zurückgekehrt in sein Kloster, Tags darauf aber mit dem ganzen Klosterkonvent, in feierlicher Prozession aus und hierher gezogen. Alle hätten sich vor dem Felsen auf die Knie niedergelassen, einen andächtigen Chorgesang angestimmt; dann habe der Abt das heilige Cruzifix an den Felsen gehalten, dreimal mit geweihetem Wasser ihn besprengt, und mit lauter Stimme Gott den Allmächtigen gebeten, dem Spuk des Höllenfürsten ein Ende zu machen. Da habe keines seiner Worte der Böse zurück gerufen, aber ein leises Geflüster, wie Engelsstimmen, hätte man gehört, und die Worte vernommen: — „Wenn eine Jungfrau, auf den Wogen des Weltmeeres geboren, keusch und rein wie die Morgenröthe, in der Mitternachtsstunde am Tage Allerheiligen, vor diesem Felsen sonder Furcht und allein, knieend sich niederläßt, mit aufgehobener Rechten und lauter Stimme ihren vollen Namen dreimal gegen den Felsen ausspricht, das dritte Mal mit dem Zusatz: „Gott wolle den Zauber lösen, das Ungethüm im Felsen vernichten,“ so wird der Felsen niedersinken, der Schatz heraufsteigen, der Jungfrau Eigenthum sein, und der Böse auf immer von hier entweichen. — So hat der

Herr Abt des Barfüßerklosters in Halberstadt gesprochen.“

„„Seltsame Bedingung!““

„Ja wohl Herr, seltsam. Drum hat sich auch zur Stunde noch kein Mägdlein gefunden; denn gäb's auch eines, geboren auf einem Schiffe im Meer, gut und keusch, so möcht's ihm doch an Muth fehlen, in der Geisterstunde am Tage Allerheiligen, der da fällt in den rauhen Novembermonat, sich allein hierher zu begeben, wo der Sturm um die Felsen saust, die Nachteulen und der Uhu unken, und der starke Mann zu thun hat, nicht zu zagen. Es wird daher der Teufelsspuk wohl verbleiben, das Echo den Vorübergehenden foppen, bis der jüngste Tag kommt, die Welt untergeht und also auch der Satanas.“

Das Männlein stand auf. „Nun, Herr, habe ich Euch erzählt die Geschichte vom versunkenen Schatze im Gegensteine und von dem darin wohnenden Unholde. Bewahret sie fein in Eurem Gedächtnisse und erzählt sie weiter und weiter, damit sie gekannt bleibe von Kind und Kindeskind. Denn, hat der Abt recht gehört, so kann sie doch wohl einmal das Ohr der Jungfrau erreichen, die allein hier helfen kann. Gehabt Euch wohl!“

Fort schlich das Männchen an seinem Stabe, und ich schritt fürder, den dunkelblauen Harzbergen zu, einzusammeln mehr noch der lieblichen Dichtungen, die das Volk an wundersam geformte Felsmassen, an Schluchten, an Höhen, an Burgtrümmer knüpft.

Die Glocke in Ebergötzen.

Am heiligen Abend vor dem Pfingstfeste wanderten zwei Schüler aus dem Städtchen Nordheim bei Göttingen hin in ihr heimathliches Dörfchen, im Vaterhause die Festtage zu verbringen. Die sorgsame Mutter hatte den jungen Burschen einen bejahrten Mann entgegen gesendet, sie auf dem drei Meilen langen Wege schützend zu begleiten, ihre kleinen Reisebündel zu tragen. Solche mütterliche Sorgfalt war aber diesen gar nicht recht. Sie fühlten sich hierzu selbst kräftig genug, kamen sich, nur mit dem Reisebündel auf dem Rücken, als wandernde Schüler vor, ließen sich dieses daher durchaus nicht nehmen trotz alles Versicherns des Gesendeten, daß die Mutter es so wolle, und zeigten dem gutmüthigen Begleiter ihren Unmuth über seinen Dienst-

eifer dadurch, daß sie nicht mit ihm sprachen, und ihn, als einen nicht zu ihnen Gehörigen, hinter sich her gehen ließen. Dieser belächelte den Stolz der jungen Bursche, und folgte ihnen schweigend.

Als sie der Weg beim Dorfe Ebergötzen vorüber führte, wurde eben mit der Abendglocke geläutet. Da konnte der Führer nicht länger an sich halten.

„Hört einmal, lieben Kinder," rief er den weit vorausgeeilten Burschen zu, „was die Glocke spricht."

Die Knaben standen, horchten, und Einer sagte: „„Was soll eine Glocke sprechen? Eine Glocke spricht nicht.""

„O ja, sie spricht wohl was, gebt nur genau Acht."

Die Knaben horchten abermals. Dann sagte der Eine: „„Ich höre nichts!"" und der Andere: „„Ich auch nichts.""

„Nun mein Gott, wenn ihr nicht hört, daß die Glocke spricht: Su fand, Mäggen Band, so seid ihr taub."

Sie horchten wieder, und gaben endlich zu, daß die Töne der Glocke einige Aehnlichkeit mit jenen Worten hätten.

„„Was soll das heißen, Su fand, Mäggen Band?"" fragte der Eine.

„Das will ich euch erzählen, wenn ihr hübsch neben mir hergehen, und mir aufmerksam zuhören wollt, denn es ist eine gar wunderbare Begebenheit, die ich schon als Kind von meiner Großmutter hörte, und die ihr wissen müßt, um sie auch weiter erzählen zu können, damit sie fort und fort im Andenken erhalten werde.“

Die Neugier der Knaben war gereizt. Sie nahmen den Führer in die Mitte und forderten ihn auf zu erzählen.

„Nun seht Kinder,“ begann dieser, „vor langer Zeit — es ist gar grausam lange her — da hat einmal ein Hirt aus Ebergötzen die Schweine auf das Stoppelfeld hinausgetrieben, das an einen Sumpf grenzt, der ganz mit Schilf bewachsen ist. Gegen Abend kommen die Schweine an den Sumpf, und wühlen darin nach Schweineart. Da sieht der Hirt, wie einige gar emsig um Etwas beschäftigt sind, es heraus zu holen. Neugierig tritt er näher, und es scheint ihm, als ob ein viereckiger Gegenstand mit einer Oeffnung aus dem sumpfigen Boden heraussähe. Das ist ein Schatz, vermeint er; eine Kiste, das Herausstehende der Griff daran. Richtig, das muß ich doch näher beschauen. Flugs watet er in den Sumpf bis zur Stelle, stört mit dem Hirtenstabe, fährt mit der

Hand an dem viereckigen Dinge hinab, fühlt, daß das Ding sich nach unten ausbaucht wie eine Glocke, und erkennt endlich, daß das Heraussiehende der Henkel der Glocke sein müsse.

„„„Einer Glocke?““ riefen beide Bursche zugleich.

„Ja, ja, einer Glocke.“

„„„Wie kommt die in den Sumpf?““

„Hört nur. Der Hirt treibt sogleich seine Heerde nach dem Dorfe zurück und erzählt da von der gemachten Entdeckung. Die Bauern lachen ihn aus, wollen es nicht glauben, meinen, wer wisse, was er gesehen, und sei es gewiß ein alter Baustamm noch aus der Zeit her, wo der Sumpf mit Holz bewachsen gewesen. Der Hirt läßt sich aber nicht irre machen, verbleibt bei seiner Angabe, und schwört Stein und Bein, es könne nichts Anderes, es müsse eine Glocke sein, er habe es ja mit eigener Hand gefühlt. Da spricht der Richter des Dorfes: „Nun, wir können ja das Ding einmal besehen.“

Wie nun der Richter so spricht, der als ein vernünftiger Mann in der Gemeinde viel gilt, und mit dem Hirten nach dem Sumpfe gehen will, da gehen auch die Bauern mit, und bald ist das halbe Dorf auf den Beinen und folgt.

Der Hirt zeigt ihnen nun den Fund, und, da steht die ganze Versammlung und klotzt das Ding an. „Ja, ja," spricht der Eine; „ja, ja," spricht der Andere, „ein Baustamm ist das nicht." Man schwatzt hin und her, was es sein könne, und ob es der Mühe werth sei, es heraus zu holen, aber Keiner will in den Sumpf waten. Endlich spricht der Richter wieder: „Nun, wenn Keiner hin will, so muß ich es wohl selbst thun." Das feuert einige junge Bursche an; sie ziehen Schuh und Strümpfe aus, und waten in den Schlamm bis zum Funde. Kaum haben sie diesen in der Nähe besehen, und tief hinab befühlt, so schreien sie der gaffenden Menge zu: „Ja, ja, es ist eine Glocke, eine große Glocke!" — „Donnerwetter," schreit diese herüber, „die müssen wir haben." — „Ja, holt sie mal heraus, die sitzt fest," antworten die Burschen, und versuchen sie vergebens zu bewegen.

Während dem ist es dunkel geworden, und der Richter schlägt vor, das Herausholen morgen vorzunehmen, heute Abend aber noch zu bereden, wie das anzufangen sei, da menschliche Kraft hierbei nicht ausreichen werde.

Kaum tagt es, so ist schon das ganze Dorf versammelt, und, mit Stricken, Ketten, Hebebäumen,

Pferden und einem Wagen zum Transport der im Geiste schon heraus geholten Glocke, zieht man, der Richter an der Spitze, jubelnd nach dem Sumpfe. An Weibern und Kindern fehlt es auch nicht. Die Stricke werden nun an den Hänk der Glocke befestigt, und dann an das Geschirr der am Rande des Sumpfs stehenden Pferde. Man treibt diese zum Ziehen an, aber die Glocke rührt sich nicht. Man treibt sie schärfer an, die Stricke reißen, die Pferde stürzen nieder. Nun nimmt man Ketten, legt diese an den Hänk und an das Geschirr, spannt vier Pferde vor, und unter antreibendem Schreien wird auf diese losgepeitscht. Doch umsonst. Auch die Ketten reißen, und die Glocke weicht und wankt nicht.

Da stehen Alle verdutzt, und Jeder fragt den Andern: „Was machen wir nun?" und Keiner weiß Rath, selbst nicht der Richter, der, die Arme in die Seite gestemmt, stumm nach der Glocke hinschauet.

Zu den umstehenden Dorfbewohnern hatten während dem auch viele Vorübergehende sich gesellt, und dem Unternehmen zugesehen. Unter diesen war ein schlankes hübsches Mädchen. Durch seine auffallende, von der Landestracht ganz verschiedene Kleidung zog dieses bald Aller Aufmerksamkeit auf sich, und man sah mehr

nach ihm als nach der Glocke, besonders die jungen Bauernbursche. Es trug einen sehr kurzen Rock, hochrothe Strümpfe mit blauen Zwickeln, gelbe Schuhe, ein Wamms von schwarzem Sammet, um den Hals eine schwere silberne Kette mit großem Henkelthaler daran, einen Strohhut mit spitzem Kopf, um den ein Geflecht von bunten Wiesenblumen sich wand, und in der feingeformten Hand hielt es ein leichtes Spazierstäbchen. Niemand kannte das Mädchen, Keiner ihre Landestracht. Als nun die Bauern mit verschränkten Armen da standen, nicht wissend, wie sie es anfangen sollten, den gefundenen Schatz zu heben, sich ansahen, und immer wieder Einer zum Andern sprach: „Was machen wir nun?" da trat das fremde Mägdlein vor und sprach:

„Was gebt Ihr mir, so schaffe ich Euch die schwere Glocke aus dem Sumpf?"

Alle sahen die Dirne lächelnd an, selbst der sonst ernste Richter lachte, maaß sie vom Scheitel bis zu den gelben Schuhen, und sprach:

„„Du schwaches Kind, willst die Glocke aus dem Sumpfe ziehen! bist ein spaßhaftes Mädel, machst uns lachen.""

„Braucht nicht zu lachen," erwiederte diese, „es ist

mein Ernst. Nehmt ihr mein Erbieten nicht an, so kriegt ihr nun und nimmermehr die Glocke heraus, denn sie ist groß, wiegt schwer, liegt schon dreihundert Jahre hier im Sumpfe, wo sie immer tiefer einsinkt."

Da trat ein junger, flinker Bursche zum Mädchen hin und sagte: „„Hör' Mädel, ziehst Du die Glocke heraus, so gebe ich Dir —""

„Nun was?" fiel dieses hastig ein.

„„So gebe ich Dir — einen derben Schmatz auf Deinen schönen, kleinen Mund.""

Alle lachten; aber das Mädchen ließ sich nicht irren, reichte dem Burschen die Hand, und sprach: „Topp, es gilt!"

Jetzt nahm sie ihren Hut vom Kopf, zog ein feines seidenes Band, das ihr Haar fest hielt, hervor, knüpfte es an das Spazierstäbchen, hielt dieses hoch, schwenkte damit nach den vier Weltgegenden, und verbeugte sich dabei jedesmal tief. Drauf kniete sie nieder, sah mit gefalteten Händen zur Erde und schien zu beten.

Als sich das Mädchen wieder erhoben, blickte es fröhlich umher, trat zum Richter hin und sprach „Nun, Alter, will ich Euch die Glocke heraus ziehen. Hier, — sie reichte ihm das vom Stäbchen losgebun-

dene Band — laß das eine Ende an den Glockenhänk befestigen, das andere an einen Strick knüpfen, der bis hierher zu mir reicht."

Als es geschehen, ergriff sie den Strick, wickelte ihn zweimal um die Hand, und zog mit leichter Anstrengung und in einem Zuge die Glocke aus dem Schlamme hervor, und durch den Sumpf hindurch bis auf dessen Rand. „Hier, Alter," sprach sie zum Richter, „hier übergiebt Dir das schwache Kind, wie Du mich vorhin nanntest, die Glocke, die Du nun und nimmer mit Deinen Stricken und Ketten und Männern herausgebracht hättest. Ein anderes Mal lächle nicht gleich über das, was Du nicht begreifen kannst."

Der Richter hatte seine Mütze gezogen, und hörte in bescheidener Stellung diese Worte. Alle Uebrigen standen erstaunt da, besahen bald die große, schöne Glocke, bald die schöne Dirne. Die alten Weiber aber ergriff Entsetzen. Sie erhoben ein Zetergeschrei, riefen: „'s ist eine Hexe, 's ist eine Hexe, werft sie in den Sumpf!" und liefen nach dem Dorfe zurück.

Nicht so die Männer. Mit tiefen Bücklingen näherten sie sich dem wunderbaren Mädchen, das ihnen ein übernatürliches Wesen war, dankten ihm für den

geleisteten Dienst, und Jedem mußte sie ihre Hand reichen. Damit begnügte sich aber jener junge, kühne flinke Bursche nicht. Er sprang auf die kleine, niedliche Hexe zu, sprach: „Topp, es gilt!“ hast Du gesagt, und küßte sie wacker durch.

Das Mädchen aber sprach: „Bringt die Glocke auf euern Kirchthurm; verwahrt sie wohl, denn wißt: so lange sie auf euerm Kirchthurm hängt, wird in Ebergötzen keine Feuersbrunst entstehen. Wenn ihr sie läutet, so gedenket mein, denn ihr Ton wird euch zurufen: Su fand, Mäggen Band, das heißt, eine Sau fand sie, eines Mädchens Band zog sie heraus. Lebt wohl!“

Dort ging sie hin. Nie sah man sie wieder, nie erfuhr man, woher sie war, noch wohin sie ging. Man sah sie in der Ferne in ein Gebüsch gehen, aber es nicht wieder verlassen. Neugierige Bursche folgten, durchsuchten es, aber sie war verschwunden.

Die Glocke wurde nun auf den Wagen geladen, andern Tags mit großer Festlichkeit, unter Sang und Klang, in das Dorf gebracht, und auf den Thurm der Kirche hinan gewunden. Und seit sie da hängt, ist nie in Ebergötzen ein Feuerunglück gewesen. Immerfort aber erzählt ihr Ton die Geschichte ihrer Erlangung

den Dorfbewohnern und der Umgegend von Geschlecht zu Geschlecht bis auf den heutigen Tag. „Su fand, Mäggen Band.“

Hier endete der Führer der Knaben die Erzählung von der Glocke in Ebergötzen, sprechend: „Merkts euch hübsch, lieben Kinder, die wunderbare Begebenheit. Gedenkt ihrer, so oft ihr bei diesem Dorfe vorüber geht, denn dergleichen Begebniß kommt in jetziger Zeit nicht mehr vor.“

Die Knaben aber, die meinten, das sei ein recht hübsches Mährchen, eine wahre Geschichte aber nicht, denn Wunder wären nie auf Erden geschehen, so habe der Lehrer in ihrer Schule gesagt. Darob ereiferte sich aber der Alte gar sehr, und so verging im Streit mit den Knaben der Weg, bis diesen ihr heimathliches Dörfchen entgegen winkte. Da rannte auf Flügeln der Freude und der Sehnsucht das Knabenpaar nach dem Vaterhause, und das Alter folgte langsam nach.

Das Trompeterschlösschen.

Wo jetzt das große, schöne Dresden mit seinen Palästen und Häuserreihen sich ausbreitet an beiden Ufern der Elbe, der Menschen viele Tausende sich regen und wirken, da lagen vor grauen Jahren zwei kleine Dörfchen nur. Fischerhütten waren's, ärmliche Wohnungen armer Leute, die vom Fischfang kümmerlich sich nährten.

Nicht fern davon, am Rande des Waldes, da lag ein stattliches Jagdhaus. Es gehörte den mächtigen Burggrafen von Dohna, welche Herrn der ganzen Gegend weit umher, wild und raublustig waren, keine Ruhe hielten, immer Fehde und Streit suchten mit den Nachbarn, und deshalb überall gehaßt und gefürchtet wurden.

Still und friedlich war es das ganze Jahr hindurch in den kleinen Fischerdörfchen bis in den Herbst hinein. Wenn aber Egiditag kam, da bezogen die Dohna'schen Burggrafen dieses Jagdhaus am Walde, und brachten ihre lockern Gesellen mit, das Wild zu jagen und zu hetzen. Lärmend und toll ging es dann her. Da wurde täglich, wenn der Troß von der Jagd zurückkam, geschmaust und gezecht, auch sonst noch Uebles getrieben, und — so wollte man wissen, — manchem schuldlosen Gefangenen in den tiefen Kellern das Lebenslicht ausgeblasen. Die Fischer sahen es aber dennoch gern, wenn die Herrn hier hausten, denn sie hatten viel Nutzen davon. Ihre Fische wurden sie bei ihnen los, brauchten sie nicht zur Stadt zu tragen, und unlieb war es ihnen daher, wenn die Jagdzeit vorüber geeilt, der Graf mit seinen Kumpanen nach seiner festen Burg Dohna zurückkehrte.

So verging eine lange Reihe von Jahren, während welcher aus den kleinen Dörfern große Dörfer wurden, denn sie nahmen zu an Häusern und Bewohnern, breiteten sich immer mehr aus, und endlich so weit, daß das Jagdhaus dicht an den Dörfern lag.

Die Dohnaer trieben aber ihren Unfug zu arg, feindeten alle Ritter der Nachbarschaft unaufhörlich an, raubten

und stegreiften auf den Landstraßen, und lehnten sich in ihrem Uebermuthe sogar gegen ihren Ober- und Lehnsherrn, den König Bogislav von Böhmen, auf. Da schlug ihre Stunde. Bogislav sendete eine große Heeresmacht aus, sie zu bändigen. Nun wehrten sie sich zwar tapfer, machten's den böhmischen Kriegern schwer, sie zu überwältigen, unterlagen aber doch dem mächtigeren Feinde, der sie völlig unterjochte, ihre Burgen brach, sie Alle zum Lande hinausjagte, und, was sie besaßen, an die Treuen, die ihm hierbei halfen, vertheilte. Das Jagdhaus stand seitdem leer und begann zu verfallen.

Schon seit vielen Jahren zog bei den Dörfern eine stark befahrene Straße nach der Brücke hin, welche die Dohnaer über den Elbstrom erbaut hatten und die noch heutiges Tages steht. In den Dörfern nahmen die Fuhrleute gewöhnlich ihr Nachtquartier, und das machte, daß immer mehr Wirthshäuser darin entstanden. Dem Jagdhause gegenüber lag auch eins, das seinen Eigenthümer wohl nährte, denn er gab gut Essen und Trinken, und machte mäßige Zeche. Immer hatte er daher reichlichen Zuspruch, daß oft der Raum nicht zureichen wollte, und mancher Fuhrmann abgewiesen werden mußte. Das war aber dem Wirthe nicht recht,

und er simulirte hin und her, wie das wohl zu ändern sei.

Eines Tages sitzt er vor der Thür seines Hauses mit gleichen Gedanken beschäftigt, und pafft den Rauch des Pfeifchens nachdenkend in die Luft. Da tritt Nachbar Hinz zu ihm hin und spricht: „Nu, Nachbar Velten, was sitzt Ihr denn da einmal wieder so in tiefen Gedanken? Drückt Euch was?" Und Velten theilt ihm mit: daß er seine Wirthschaft erweitern müsse, aber nicht ausklügeln könne, wie das anzufangen sei, da sein Gehöft nicht zu vergrößern wäre.

„Seht, Nachbar," sprach Hinz, „da will ich Euch was sagen: An Eurer Stelle ließe ich mir das alte Jagdhaus da drüben geben, und verlegte da hinein meine Wirthschaft. Da drinnen ist großer Raum für Menschen und Vieh, und wenn das alte Gerümmel wieder hergestellt und aufgeputzt wird, so habt Ihr das ansehnlichste Gasthaus weit und breit."

„„Hm, hm, der Vorschlag ist so übel nicht, ich werde ihn überdenken,"" erwiederte Velten vor sich hinbrummend; fand ihn aber so gut, daß er desselben Tages noch nach Lohmen ging, wo der jetzige Herr des Jagdhauses wohnte, und von diesem es auch bald für weniges Geld erhandelte.

Nun dauerte es gar nicht lange, so ward aus dem verlassenen Gemäuer, wo schon Unken und Schlangen Besitz genommen hatten, ein stattliches, bewohnbares Haus. Der Tag zum Einzuge mit der Wirthschaft wurde festgesetzt, und da sollte ein großer Schmaus sein, wozu alle Nachbarn und auch Hinz geladen wurden.

Den Abend zuvor stand Velten vor der Thür seiner bisherigen Wohnung und schaute mit Wohlbehagen seine künftige gegenüber an. Da trat Vetter Kunz zu ihm und sprach: „Hört Vetter, Ihr habt das alte Haus für ein wahres Spottgeld gekriegt, einen guten Kauf gemacht. Wißt Ihr denn aber auch, warum Ihr's so wohlfeil bekommen?"

„„Nun, und warum?"" fragte Velten.

„Wißt Ihr's nicht, so will ich's Euch sagen: es geht um in dem Hause, es spukt drin."

„„Ihr seid nicht gescheut!"" fuhr Velten heftig heraus.

„Nun, nun," erwiederte jener, „es soll mir lieb sein, wenn's nicht wahr ist, aber gar Viele im Dorfe haben oft Nachts Gepolter und Wehklagen darin gehört; ja, Nachbar Henrich da drüben, der wollte sogar wissen, daß vor grauer Zeit viele Mordthaten darin

begangen wären, die Mörder keine Ruhe im Grabe hätten, Jedem, der des Nachts im Hause bliebe, erschienen und ihn peinigten, und werde der Spuk nicht eher ein Ende nehmen, als bis —"

„„Nun — bis —?"" fragte Velten.

„Ja, das wußte Vetter Henrich selbst nicht so recht genau," erwiederte jener.

„„Geht mit Euern Possen, das ist altes Weibergeschwätz, dummes Zeug,"" sprach Velten und ging, ärgerlich über solche Rede, aus der ihm Mißgunst und Neid herausschauten. Er ließ sich auch nicht irre machen, und andern Tags hielt er seinen Einzug, tractirte seine Gäste weidlich, und bis an den hellen Morgen wurde getanzt.

Die Fuhrleute und Gäste, die nun bei Velten einkehrten, wurden in die neue Wirthschaft gebracht, und wenn im Dörfchen ein Hochzeits- oder Kindtaufenschmaus war, da tanzte man darinnen im großen Saale. Die alte Wirthschaft behielt aber Velten bei, falls in der neuen die Gäste nicht alle unterzubringen wären.

So verging ein ganzes Jahr, und Velten gedachte nicht mehr des Geschwätzes des Vetters Kunz von der Spukerei.

Da begab es sich, daß eines Tages der Fuhrleute und Reisenden so viele zugleich eintrafen, daß beide Häuser gefüllt wurden. Und als nun noch spät des Abends ein Ritter mit seinen Knappen ankam, beherbergt sein wollte, ein eigenes Gemach verlangte, da erklärte Velten: seine Häuser wären ganz besetzt, nur ein großer Saal sei leer, worin bis jetzt Niemand noch logirt, da er fast ganz mit alter Polterei angefüllt sei, auch große Getreidevorräthe darin aufgeschüttet lägen.

„Macht nichts," sprach der Ritter, „will darin übernachten; Raum zu einer Schlafstelle wird doch wohl noch da sein."

Velten war das ganz recht; er hoffte dem Ritter eine gute Zeche zu machen, denn solche Gäste kamen selten. Gleich ließ er Alles zurichten, und als der Ritter ein gutes Abendbrot verzehrt hatte, geleitete er ihn in den Saal, ließ ihm eine Lampe zurück, und wünschte gute Nacht.

Dem Rittersmann, an besseres Quartier gewöhnt, war nun freilich die Umgebung von alten wirthschaftlichem Geräth und von Getreidevorräthen gar nicht recht. Das Weite und Hohe des Saals, von einem Lämpchen nur spärlich erleuchtet, ließ ihm auch den

Aufenthaltsort wie einen verwünschten, von unsichtbaren Unholden bewohnten vorkommen, und obwohl er das Herz auf dem rechten Flecke hatte, so war es ihm doch grausig in den vier nackten Wänden zu übernachten; indessen mußte er sich drein fügen. Die Eingangsthür verriegelte und verrammelte er, ließ das Licht brennen, und warf sich unausgekleidet auf das ihm bereitete Lager, wo er nur ruhen, wach bleiben wollte. Der Schlaf übermannte ihn aber, und er schlief ein.

Eine Stunde mochte verflossen sein, da erweckte ihn Lärm vor der Thür. Er fährt auf vom Lager, ergreift sein Schwert und nähert sich horchend der Thür. Da vernimmt er Poltern und Trappeln auf dem Gange und den Treppen, ein Hin- und Herrennen, doch keinen Laut einer Stimme. Erwartend die Thür mit Gewalt geöffnet zu sehen, steht er vor ihr zum Vertheidigen gerüstet. Da öffnet sich leise eine Seitenthür, welche der Ritter gar nicht bemerkt hatte, und herein tritt eine lange, in schwarze Gewänder bis auf die Augen verhüllte Gestalt. Der Ritter, allerdings etwas erschrocken, wendet sich nach ihr hin und spricht mit heftiger Stimme: „Wer bist Du, was willst Du?“ und hebt dabei sein Schwert. Die Gestalt winkt

mit der Hand, andeutend, er möchte das Drohen lassen, und spricht mit hohler Stimme: „„Kannst Du Tanzmusik machen?““ — „Alberne Frage!“ erwiederte der Ritter; „sprich, wer bist Du, was willst Du?“ Die Gestalt erwiedert ruhig die vorige Frage.

„Fort von hier,“ fährt der Ritter heftig auf, „oder ich durchbohre Dich.“

„„Wage es nicht, mich anzutasten,““ spricht die Gestalt, „„sonst bist Du des Todes. Vor der Thür steht mein Gefolge, das Dich augenblicklich vernichten würde. Ich frage Dich zum dritten und letzten Male: Kannst Du Tanzmusik machen?““

Der Ritter besinnt sich einen Augenblick, dann sagt er ärgerlich: „Nein!“

„„So schlafe wohl!““ brummt verdrießlich die Gestalt, und geht.

Der Ritter stand eine Weile verdutzt da, wußte nicht, ob er wache oder träume, hörte aber, wie sich der Spuk und Lärm allmälig verlor, und endlich Alles still und ruhig ward. Als er sich von dem Schrecken erholt, ging er voll Aerger und Ingrimm auf den Wirth, ihn in einen gespenstischen Saal gebracht zu haben, die Treppe hinab, weckte ihn mit Donnerstimme, erzählte, was ihm begegnet, und tobte und fluchte auf

den von Schrecken und Staunen ergriffenen Mann. Am ganzen Leibe zitterte und bebte dieser, und versicherte hoch und theuer, wie nie dergleichen Spuk er bemerkt, nur gehört habe, daß in ganz frühen Zeiten es nicht geheuer in dem Hause gewesen sei, daher dieses auch wohl an die funfzig Jahre leer gestanden habe.

Der Ritter aber tobte und fluchte, wünschte ihm alle Teufel auf den Hals, setzte sich zu Roß, und sprengte fort, ohne nach der Zeche zu fragen.

Im Hause waren hierdurch Alle, die es beherbergte, wach geworden, herbei gekommen und hörten mit Schrecken, was sich begeben, wovon aber Keiner etwas vernommen. Die Fuhrleute spannten an. Einer nach dem Andern fuhr ab, und Jeder rief dem Wirthe zu: „in Deinem Gespensterhause übernachten wir nicht wieder; da ist ja Keiner seines Lebens sicher."

Als der Morgen grauete, ging Velten in sein gegenüberliegendes Haus, weckte die hier untergebrachten Gäste, und erzählte mit trübseliger Stimme, was vorgefallen. Alle staunten, wollten es nicht glauben, und einige kühne, junge Bursche erboten sich, das Spukhaus von oben bis unten zu durchsuchen, ob von dem nächtlichen Besuche etwas aufzufinden sei. Dem Wirth war das eben recht, und kein Winkel des

Hauses blieb undurchstöbert. Auch in die weiten, langen Keller gingen sie; hinter alle Fässer wurde gegukt, mit Spießen und Stangen unter die Lager derselben gestört, aber nirgends etwas Verdächtiges gespürt. Als sie in den letzten, kleinen, nie benutzten Keller kamen, entdeckten sie eine niedrige Thür. Der Wirth war verwundert, eine ihm bis dahin ungekannte Thür zu sehen, und begierig, zu erfahren, wohin sie führe. Man gab sich Mühe, mit herbeigeholten Schlüsseln sie zu öffnen, aber keiner schloß. Man versuchte mit Stangen sie aufzusprengen, aber vergebens. Da wurde eine Axt geholt, die Thüre in Stücken zu hauen. Was geschah! — Auf den ersten Hieb öffnete sich die Thür von selbst, und heraus trat jene Gestalt, die Nachts dem Ritter erschienen war. Alle bebten zurück, der größte Theil entfloh. Die Gestalt sprach: „Weichet! — Wagt es nie wieder uns unglücklich Gebannte zu stören, sonst büßt ihr's mit dem Leben." Sie trat zurück, die Thür schloß sich von selbst, und die Gebliebenen eilten so schnell als möglich hinaus zu kommen aus dieser finstern Geisterspelunke.

Velten war trostlos, „Ach," sprach er, „nun ist es aus mit meiner schönen Nahrung. In diesem Hause wird Niemand mehr übernachten wollen, im andern

kann ich nur Wenige beherbergen; ach, ich bin ein ruinirter Mann!"

Viele im Dorfe, die Velten sein Glück nicht gegönnt, freueten sich heimlich über sein Mißgeschick. Wenige nur, besser gesinnt, sprachen ihm Muth ein, meinten, es gäbe Leute, die Geister bannen könnten, auch fände sich vielleicht einmal Einer, der den Zauber löse, und was dergleichen Trostworte mehr waren; aber Velten verblieb dabei, daß er nun ein ruinirter Mann sei.

Er hatte so unrecht nicht. Der Ruf vom Spuk in seinem großen Hause verbreitete sich weiter und weiter, und wenn nun das kleinere Haus keinen Raum mehr für Gäste hatte, so zog Jeder seine Straße, und blickte im Vorüberziehen das leer stehende Haus scheu an.

So vergingen zwei volle Jahre. Velten grämte und härmte sich, ward elend und kränklich, denn auch keinen Käufer zum Hause konnte er finden, so wohlfeil er es auch veräußern wollte.

Eines Abends saß er vor der Thür in Nachdenken und trüber Stimmung, und blickte hinüber nach dem schönen Hause, das schon hin und wieder Spuren des Verfalls zeigte; da kam die Straße daher ein Reiters-

mann, dem hing über die Schulter an einer bunten Schnur eine blanke Trompete. „Gott grüß Euch, Alter," sprach er zu Velten, und stieg ab; „bringt meinen Gaul in den Stall, laßt es ihm an nichts fehlen, und gebt mir ein gutes Abendbrot. Ich bleibe bei Euch, denn mein Gaul will nicht mehr fort."

„„Ein gutes Mahl sollt Ihr wohl haben,"" erwiederte Velten, „„übernachten kann ich Euch aber nicht, denn mein Haus ist schon überfüllt.""

„Kann nicht helfen, Alter, Ihr müßt mich behalten. Ein guter Wirth muß immer Rath zu schaffen wissen, wenn er auch noch so viel Gäste hat."

Aus dem Fenster der Wirthsstube sahen Einige heraus, den Trompeter anschauend. Davon sagte Einer halb im Spott: „I Velten, Ihr könnt ja den Gast in Euer Spukhaus bringen, da ist Raum genug."

Der Trompeter fragte, wo das Haus sei, warum es Spukhaus heiße, und erfuhr von Velten haarklein, was es mit diesem Hause für ein Bewandtniß habe, und weßhalb er keinen Gast darin lassen könne. Da schlug der Trompeter eine helle Lache auf, meinte, es spuke wohl in Veltens Kopfe, denn das sei ja nur dummes Zeug, an Gespenster zu glauben, es gäbe keine.

„Nun, nun, spottet nicht," erwiederte Velten.

„Brächtet Ihr nur eine Nacht in dem Hause zu, würdet Ihr anders pfeifen, nicht ganzbeinig kämt Ihr wieder heraus."

„„Ei Kreuzdonnerwetter,"" fuhr der Reitersmann auf, „„das müßte doch beim Teufel sein, wenn der Spuk mir was anhaben sollte. Was gebt Ihr mir, so bleibe ich die Nacht ganz allein in dem Hause, und kommen die Geister, so will ich sie mit meinem Schwert hinaus fegen, daß kein Fetzen an ihnen ganz bleibt.""

„Mir wär's schon recht, wenn Ihr das Haus von dem Spuke reinigtet," erwiederte Velten, „aber Euch kostet es das Leben, und die Schuld mag ich nicht auf mich laden."

„„Das laßt meine Sorge sein,"" sprach der Reiter. „„Wollt Ihr mir ein Fäßchen Eures besten Bieres geben, so schlafe ich die Nacht im Spukhause.""

„Nun, wenn Ihr durchaus wollt," sagte Velten, „ich bin's zufrieden, ein Fäßchen des besten Bieres sollt Ihr haben; wenn's aber schlecht abläuft, so tragt Ihr die Schuld allein, hört Ihr's!"

Obwohl nun die umstehenden Nachbarn den Reiter warnten, einen Wagehals ihn nannten, meinten, daß mit Geistern schlecht zu fechten sei, und er sein Leben wirklich aufs Spiel setze, blieb jener doch bei seinem

Vorsatz, schalt sie feige Memmen, verzehrte sein Abendbrot, und verlangte dann, man möchte den Schlüssel zum Hause ihm geben. Den gab ihn Velten aber nicht. Er sagte: „ich lasse Euch ein in das Haus, verschließe es aber wieder, damit Ihr nicht eher wieder heraus könnt, als mit Sonnenaufgang."

„„Auch gut,"" erwiederte der Reiter, hing Schwert und Trompete um, nahm eine Laterne mit brennendem Lichte und einen tüchtigen Humpen Bier; Velten ließ ihn ins Haus, wünschte eine gute Nacht, und verschloß wieder sorgfältig die Thür.

Der neugierige Haufen hatte sich gemehrt, blieb vor dem Hause stehen, meinte, der Spuk müsse nun sogleich losgehen, und der Reiter um Hülfe schreien. Dem war aber nicht so. Sie sahen wohl sein Licht im großen Saale des Hauses, vernahmen aber nur, daß sich der Reiter auf der Trompete zuweilen ein Stückchen blies. Als sie so vergebens bis eilf Uhr geharrt, begaben sie sich nach Haus, und auch Velten legte sich nieder.

Der Reitersmann war, ohne sich weiter umzusehen, gleich nach dem großen Saale gegangen, hatte die Eingangsthür verschlossen, überzeugte sich, daß die zwei andern Thüren im Saale fest zu waren, baute Tische

und Stühle vor allen drei Eingängen in die Höhe, schob einen großen Tisch in eine der Ecken des Saales, setzte sich dahinter, legte die Trompete auf den Tisch, wie das blanke Schwert, und erwartete nun, was kommen werde. Die Zeit dauerte ihm aber gewaltig lange, und da Alles um ihn her ruhig blieb, wollten ihm zuweilen die Augen zufallen. Das ließ er aber nicht zu. Er nahm die Trompete zur Hand und blies ein Stückchen, sich munter zu erhalten. So vergingen zwei Stunden, und da sich immer noch nichts sehen oder hören ließ, beschloß er die Geisterstunde noch wach zu bleiben, dann aber zu schlafen.

Eben hatte er sich durch Blasen der Trompete wieder ermuntert, da schlug die Thurmuhr im Dorfe zwölf. Und wie der zwölfte Schlag verklungen war, da däucht es ihm, als rumore es ganz tief unten im Hause. Er horcht — wagt kaum zu athmen — hört's von Neuem, und stärker. Das Rumoren nimmt zu — es scheint sich zu nähern — es nähert sich.

Der Reitersmann stand auf, ergriff das Seitengewehr und schaute mit einigem Herzklopfen nach den verrammelten Thüren. Da beginnt ein Gepolter und Getrappel auf der Treppe, die nach dem Saale führt, und nähert sich der Thür. Ein kalter Schauer über-

läuft ihn, und er verwünscht schon den tollen Einfall, das verdammte Wagstück unternommen zu haben, denn die Courage nahm ab. Plötzlich öffnen sich die Flügelthüren des Saales; die vorgebauten Tische und Bänke weichen zurück, und hereinziehen Paarweise vierundzwanzig Todtengerippe, alle mit weißen Leichentüchern umgeben, im Gesicht weder Fleisch noch Haut, weder Augen noch Nasen, glatte weiße Todtenköpfe nur. Mit ihren Knochenbeinen trappelt Paar und Paar taktmäßig im Saale herum, und, wenn sie beim Reiter vorbei kommen, wenden sie ihre Todtenköpfe nach ihm hin. So machen sie die Runde dreimal im Saale herum, dann stehen sie still, und wenden Alle die Köpfe wieder nach dem Reiter hin. Der hat sich indessen vom ersten Schrecken etwas erholt, da er sieht, daß die Gesellschaft ihm vom Leibe bleibt, und erwartet begierig, was daraus werden soll. Nach einer Weile beginnen die Gerippe von Neuem im Saale herum zu gehen, wieder taktartig, aber etwas schneller. Allmälig kehrt im Reiter volle Ruhe zurück, und nun will ihm das seltsame Gaukelspiel fast komisch vorkommen, so, als wollten die Gerippe ihm was vortanzen. Da kommt er auf den Gedanken, zu versuchen, von welcher Wirkung auf die Gesellschaft ein Ton aus seiner Trom-

pete sein werde. Er faßt das Instrument, setzt es an den Mund, bläst einige Töne, und siehe — da heben die Unheimlichen ihre Hände, klatschen ihm mit den klappernden Knochen Beifall zu, und nicken zugleich mit den Schädeln, als Zeichen ihrer Zufriedenheit. Da bekommt der Reiter vollen Muth.

„Tanzen wollen die Knochenmänner," sagt er bei sich; „damit kann ich dienen." Und nun bläst er, so gut wie er kann, einen raschen Tanz. Da dreht und kreist die Gesellschaft gar munter und rasch im Saale sich herum, hoch schwenkend die Leichentücher, und der Reiter kann vor Lachen nicht weiter blasen, denn das Knochengeklapper wird immer lebhafter; zuweilen springt eins der Gerippe hoch auf, und Einzelne drehen sich wie Wetterfahnen auf einer Stelle rundum.

Als er nun nicht ohne Anstrengung eine halbe Stunde so geblasen, da hatte seine Lunge keine Kraft mehr. Er setzte das Instrument hin, sich zu erholen, aber prasselnd kam das wilde Heer auf ihn los und stampfte mit den Knochenbeinen, drohte mit den Händen, und gab zu verstehen, er solle noch mehr blasen. Er thats, blies so rasch als möglich, und Alles wirbelte von Neuem in dem ganz mit Staub erfüllten Saale herum. „Wenn das so die ganze Nacht fort-

gehen soll," dachte der Reiter bei sich, „so bist du des Todes, das hältst du nicht aus." Indessen fiel ihm auch bei, daß die Geisterstunde um ein Uhr vorüber sei, und bis dahin hoffte er auszuhalten.

Als der Tanz eine Viertelstunde noch gewährt, da standen plötzlich die Tänzer still. Eins der Gerippe trat näher hin zum Reiter, winkte ihm zu schweigen, und zwischen seinen zahnlosen Mundkiefern drängten sich folgende Worte mit hohler, grausiger Stimme hervor:

„Hab Dank; Du hast uns erlöst! Vom Zorne des Höchsten verbannt in die Tiefen dieses Hauses, wo wir Schandthaten, Mord und Gräuel verübt, bis ein Mann, allein, des Nachts zum Tanz unaufgefordert uns hier aufspiele, harrten wir ein halbes Jahrhundert vergebens auf unsere Erlösung. Du hast die Bedingung erfüllt, das Schicksal versöhnt, die ewige Ruhe uns verschafft. Hab Dank! Dir gehe es wohl."

So wie die letzten Worte gesprochen waren, stürzten die Gerippe allesammt in der Mitte des Saales in einen Haufen zusammen. Auf dem Thurme schlug es Eins.

Der Reiter war starr vor Schrecken. Er trauete seinen Augen kaum, nicht seinen Sinnen. Stier blickte

er auf den Knochenhaufen hin, ängstlich erwartend, der werde sich wieder erheben; aber der lag ruhig, und todtenstill war Alles um ihn her.

Gewiß zu sein, ob der Spuk auch wirklich zu Ende sei, setzte er nochmals die Trompete an, und blies nochmals einen Tanz. Aber nichts rührte sich, der Knochenhaufen lag ruhig.

Da faltete er seine Hände, betete zu Gott, und dankte für seine Befreiung aus der Gefahr, so wie, daß er auserkohren, den Fluch des Höchsten zu lösen. Jetzt überfiel ihn aber eine solche Ermattung, daß er niedersank und einschlief.

Zwei Stunden mochte er geruht haben, da erwachte er plötzlich, aus bösen Träumen auffahrend. Ehe er sich besinnen konnte, war es ihm, als sei das Erlebte auch nur Traum gewesen, aber die noch brennende Lampe erleuchtete den Knochenhaufen, der ihm nur zu deutlich bewies, daß er nicht geträumt.

Noch war es Nacht, der Morgen nicht angebrochen, aber länger noch an dem furchtbaren Orte zu bleiben, vermochte er nicht. Er öffnete ein Fenster, das nach dem Wirthshause hinging, und blies mit aller Kraft in die Trompete, den Wirth Velten zum Oeffnen zu wecken. Der aber erwachte erst nach dem dritten Trom-

petenstoß. Hastig steckte er den Kopf zum Fenster hinaus, rufend, „Lebt Ihr wirklich noch?"

„„O ja!"" erwiederte der Reiter, „„schließt hurtig auf.""

Velten kam, öffnete das Haus, stürzte die Treppe hinauf, trat in den Saal, und — bebte mit Entsetzen zurück vor dem Knochenhaufen. Der Reiter lachte.

„„Velten,"" sprach er, „„der Spuk in diesem Hause hat nun ein Ende auf immer; ich habe Euch davon befreit, und mir ist kein Leids geschehen.""

„Wie, was," schrie Velten freudig auf, „ist's wahr?"

„„Ja, so ist's. Doch jetzt gebt mir zu essen, dann will ich Euch Alles erzählen.""

„Ihr seid ein Gottesmann, kommt, Alles was da ist, was ich in Keller und Küche habe, ist Euer."

Die Trompetenstöße hatten Alles im Wirthshause wach gemacht und auch noch viele Dorfbewohner. Es sammelten sich daher bald beim frühstückenden Trompeter der Neugierigen viele, zu hören, wie es ihm im Spukhause ergangen. Aber erst nachdem er sich ruhig gestärkt, erzählte er seine Abentheuer, worüber Alle in Staunen geriethen. Der Wirth, außer sich vor Freude, daß er sein zweites Haus nun wieder ungestört benutzen, seiner Wirthschaft die frühere größere Ausdeh-

nung von Neuem geben könne, wußte gar nicht, wie er dem Trompeter sich so recht dankbar bezeigen solle, denn das an diesen verwettete Fäßchen Bier galt ihm nur als schuldige Zahlung. Der Trompeter aber nahm nichts weiter an, als die freie Zeche.

„Nun," sprach Velten, „wenn Ihr denn durchaus nichts nehmen wollt, so werde ich zum ewigen Andenken an den großen Dienst, den Ihr mir erwiesen, Euer Bildniß in Stein an jenem Fenster aufstellen, aus dem Ihr das Zeichen mit der Trompete gegeben, daß Ihr die Nacht glücklich verbrachtet."

Der Trompeter aber lächelte zu diesen Worten, schwang sich auf sein Roß, versprach auf dem Rückweg wieder einzukehren bei Velten, reichte diesem die Hand, und ritt seine Straße.

Veltens erstes Geschäft war nun, das vom Geisterspuk befreite Haus von oben bis unten zu reinigen, die Knochen der vierundzwanzig Gerippe zu verbrennen, und alle Räume wohnlich und wirthlich einzurichten. Und als nun immer bekannter ward, daß es nicht mehr bei Velten spuke, Gäste und Fuhrleute wie früher hier übernachteten, seine Wirthschaft wieder in recht schwunghaften Betrieb kam, da ließ er aus der Stadt einen Steinmetz kommen, der mußte aus festem Sand

stein einen blasenden Trompeter zu Pferd ihm meißeln. Nach vier Wochen war das steinerne Bild fertig, und wurde mit Musik und Festlichkeit an dem erwähnten Fenster des Spukhauses aufgestellt.

Da stand es nun schon seit Jahrhunderten, und steht noch zur Stunde auf derselben Stelle. Das Haus aber nannte man das Trompeterschlößchen.

Wer nach Dresden kommt, gehe auf den Dippoldiswalder Platz, schaue sich um, und er wird die Figur des Trompeters an dem vormaligen Spukhause entdecken, das noch „Trompeterschlößchen" heißt.

Der Singestein.

Wo die Elbe aus dem schönen Erdenfleckchen heraustritt, das man seiner Lieblichkeit wegen „Sächsische Schweiz“ nennt, ihre Ufer aufhören hohe Felsenwände zu sein, in sanfte Anhöhen sich wandeln, und endlich nur Wiesenflächen sind, da liegt ein Städtchen, das heißt Pirna, und über ihm auf hohem Felsen die Burg Sonnenstein. Gar lieblich ist die Gegend. Viele Dörfer lagern in seiner Nähe am linken wie am rechten Ufer des schönen, breiten Stroms, und Pirna breitet sich am linken Ufer aus.

Von den Dörfern am rechten Ufer heißt eines Postelwitz. In seiner Nähe ist der Singestein, ein Felsen, von dem man einen herrlichen Blick in das Elbthal, stromauf- wie stromabwärts hat. Hier sammelt

sich des Sonntags die Postelwitzer Jugend, treibt muntere Spiele auf des Felsens Fläche, oder, ist's ein junges Brautpaar, so erzählen ihm die Alten des Dorfes, was in früher Zeit sich hier begab mit einem Brautpaare, wovon der Felsen noch zur Stunde „Singestein" heiße. Fort und fort erhielt sich so die trübe Sage vom Singestein, und noch lebt sie im Munde des Postelwitzer Völkchens und des der Nachbarsdörfer.

Es war nämlich einmal ein Hirte in Pirna, der weidete seine Schaafe jeden Morgen aufwärts, und Abends abwärts am Ufer des Stroms. Flink und munter war er, die Pirna'schen Dirnen ihm hold; aber er nicht ihnen, denn keine darunter wollte ihm gefallen. Freilich sah er aber auch noch gar wenig nach ihnen hin, denn seine Schaafe waren ihm mehr werth als alle Dirnen, und noch weniger dachte er an's Heirathen. Er freute sich seiner Jugend, war glücklich im Besitze seiner zahlreichen Heerde, und andere Gedanken kamen ihm nicht bei.

Gewöhnlich ruhte er in den Mittagsstunden unter einem dichtbelaubten schattenden Baume. Seine Schaafe lagerten dann um ihn her, die jungen Lämmer sprangen muthwillig im Grase, und hatte er das einfache Mit-

tagsbrot verzehrt, so blies er auf der Schalmey ein Liedchen, bis das Weiterziehen der Heerde ihn zu folgen nöthigte. So ging es einen Tag und alle Tage. Heute war wie gestern, und morgen war wie heute.

Doch auch ihm schlug die Stunde der erwachenden Liebe. Denn als er eines Tages zur Mittagszeit unter jenem Baume saß, bemerkte er, daß am Ufer gegenüber eine Heerde Ziegen weidete, gehütet von einem schlanken Mädchen. Noch nie hatte er da eine Heerde gesehen, drum zog ihn die Erscheinung an, denn sie schlug ja in sein Fach, wenn es auch keine Schaafe waren.

Andern Tags war die Ziegenheerde wieder da, und, als er sich unter seinem Baume gelagert, setzte sich auch die Hirtin da drüben unter einen Baum nieder. Als er weiter zog mit seinen Schaafen, trieb auch sie ihre Ziegen weiter, und als er Abends umkehrte heimwärts zu treiben, kehrte auch sie um und ihrem Dörfchen zu.

Ihm gefiel das, und je länger je mehr. War er früher mit seinen Schaafen da, als die Hirtin mit ihren Ziegen, so war ihm das nicht recht; es fehlte ihm was, und unruhig war er, bis jene erschien. Unbekannt mit dem, was in seinem Innern keimte, fühlte

er sich hingezogen zu dem Mägdlein, dessen holdes Gesicht sein scharfes Aug' ihm nahe brachte, und gern hätte er gesprochen mit ihr, hätte nicht der breite Strom sie getrennt.

Als nun Beide einmal wieder des Mittags unter ihren Bäumen saßen, und er deutlich gewahrte, daß die Augen des holden Mägdleins auf ihn geheftet waren, da schloß er, ohne es zu wissen, durch Töne auf der Schalmey sein Inneres auf, machte durch klagende Melodien dem gepreßten Herzen Luft. Und als er schwieg, das Mägdlein nun ein Liedchen sang so zart und wehe, da freudefunkelte sein Auge. Auf sprang er, breitete seine Arme aus, und jauchzte laut auf vor Wonne, als auch das Mägdlein seine Arme ihm entgegenstreckte.

„Ich komme, ich komme!“ schrie er mit überlauter Stimme, das Rauschen des Stromes zu gewältigen. „Ich komme, ich komme, wenn der Mond uns scheint.“

Das Mägdlein nickte freundlich, und wies auf die Höhe des Singesteins, als werde sie sein da harren.

Nicht erwarten konnte er das Sinken der Sonne; ungeduldig lief er hin und her. Seine lieben Schaafe trieb er rascher vorwärts, sie früher wieder rückwärts heimführen zu können. Endlich neigte sich der Abend.

Da eilte er zu seiner Hütte, barg das Häuflein im sichern Stalle, warf ihm Futter vor und eilte flugs hinaus an's Ufer des Stroms.

Tiefe Dämmerung lagerte schon auf Flur und Hain, und was jenseit des Stromes lag, erkannte er nicht mehr. Still stand er und lauschte eine Weile. Da war es ihm, als höre er das holde Mägdlein singen. Fern her und aus der Höhe kamen die Töne. Da fiel ihm bei, daß das Mägdlein nach dem Singestein gezeigt. „Da wird sie sein," rief er freudig aus, „dort muß ich hinüber." Eilends lief er am Ufer entlang, bis er dem Felsen gegenüber war, und hier erkannte er im Mondenschein, daß hoch oben das Mägdlein stand. „Ich komme!" schrie er hinanwärts, warf sich in den Strom, schwamm hinüber, und bald war er oben auf dem hohen Felsen. Weit breitete er da seine Arme der Harrenden entgegen, und — sie lag an seiner Brust.

Die Sprache der Liebe in solchen Augenblicken ist eine stumme. Beide gingen unter in nie gekannten Gefühlen eines beseligenden Wonnerausches.

Leise sprach endlich er: „ich liebe Dich!" und sie: „ich bin Dir gut!"

Und nun erzählten sich Beide, wie ihre Neigung

zu einander gekeimt und gewachsen; wie er sie, sie ihn beobachtet am jenseitigen Ufer; wie oft sie schon den Strom hinweggewünscht, der ihre frühere Vereinigung verhindert, und mehr noch dergleichen geheime Wünsche und Herzensgeheimnisse.

So kos'ten sie in der schönsten Sommernacht, bis ein Uhr der Wächter im Dorfe rief. Da trennten sich die Glücklichen. Sie eilte ins väterliche Haus zurück, er schwamm wieder durch den Strom zu seinen Schaafen.

Andern Tags sahen sie sich wieder an den Ufern. Konnten sie auch beim Rauschen der breiten Fluth nicht Worte wechseln, so sprachen und verstanden sie sich doch durch die Zeichensprache der Liebe, die jedes Wort zu malen vermag. Abends war er wieder bei der Geliebten auf dem Singestein, und hier fand jeder Abend sie beisammen, so lange der Mond ihnen leuchtete. Mit seinem Ausbleiben hörten aber diese Stunden des Kosens auf, und nur am Tage sahen sie sich aus der Ferne.

Eine Ewigkeit schien es den Liebenden, bis wieder die Mondsichel den Abend erhellte, von Neuem auf dem Singestein sich zu sprechen. Und als jene nun endlich am Himmel erglänzte, zum ersten Male der

Hirt über den Strom geschwommen war, das Liebchen in seine Arme schloß, da waren die ersten Worte: „Du wirst mein Weib, Du mußt es werden!“ und verschämt nickte die Hirtin das Jawort ihm zu. O wer war da glücklicher als dieses Hirtenpaar, das unter Kosen und Liebeln von seiner künftigen Einrichtung und von den frohen Tagen sprach, die es beisammen verleben werde. Selige Stunden waren ihnen das.

Dreimal schon hatten beim neuen Mondenschein des schuldlosen Wonnerausches der Liebe sie genossen, den nächsten Sonntag dazu bestimmt, der Hirtin Aeltern um ihren Segen zu bitten, und trennten sich im beseligendsten Vorgefühl, dann beim hellen Sonnenschein sich sehen zu können, ihre Liebe Andern nicht länger verbergen zu müssen. Aber ach, es war das letzte Mal, daß sie sich sahen.

Am vierten Abend saß längst schon die Hirtin um die gewöhnliche Stunde auf dem Singestein, und ließ ihr Liedchen erklingen, aber der Geliebte erschien nicht. Sie sang und sang, fröhlich, schwermuthsvoll und endlich klagend, aber er kam nicht und immer nicht. In den Silberwellen der Elbe plätscherte nichts, und nichts konnte sie auf diesen gewahren, so streng sie auch

hinblickte. In banger Ahnung, unruhvoll hin und her laufend, verbrachte sie die ganze Nacht, und erst als schon im Osten es zu tagen begann, kehrte sie tiefbekümmert heim. Ruhe gönnte die Arme sich nicht. Gleich trieb sie ihre Ziegen hinaus auf die Weide an das Ufer, den Geliebten da nun zu schauen, aber auch da sah sie ihn nicht, sah aber, daß nicht er, sondern ein Knabe seine Schaafe hüte. Das fiel ihr schwer auf's Herz. Sie ahnete Uebles und konnte ihren Thränen nicht wehren. Bitterlich weinte sie, und nur die Hoffnung, daß in nächster Nacht der Geliebte kommen werde, erhielt sie aufrecht.

Mit dem Funkeln des ersten Sterns war sie schon oben auf dem Felsen ihrer Liebe. Hoch klopfte ihre Brust vor Bangigkeit und Freude. „Heute kommt er, heute muß er kommen, heut bleibt er gewiß nicht aus.“ Mit solchen Worten sprach sie sich Muth ein. Als aber der Geliebte immer nicht kam, da rang sie die Hände und jammerte: „Ihm ist ein Unglück begegnet,“ sprach sie, „denn vergessen hat er mich gewiß nicht.“ Trauernd schlich sie in der Tiefe der Nacht heim, weinte heiße Thränen, die reichlicher noch flossen, als sie ihn auch andern Tags am Ufer nicht sah.

Zwei qualvolle Tage waren ihr so verstrichen.

Am dritten Abend führte sie früher ihre Ziegen nach Haus, und stieg voll Wehmuth, doch nicht ohne Hoffnung, den Singestein hinan. Und als die Sternlein blinkten, der Mond und der große Abendstern neben ihm funkelten, da sang sie wieder ihr fröhliches Liedchen, und hoch klopfte es in ihrer Brust, wenn sie den holden Schwimmer in den Fluthen zu gewahren glaubte, oder wenn neben ihr im Gebüsch sich etwas regte. Aber es schlich eine Stunde nach der andern langsam vorüber, und der Liebe kam nicht. Da sank sie ermattet auf einen Stein. Jammernd und in Verzweiflung rief sie aus und blickte in den dunkeln Sternenhimmel: „Er kommt nicht, er lebt nicht mehr, aber von da oben sieht er gewiß auf mich herab, sieht und hört das Jammern seiner Treuen!"

Indem schlug es unten im Dörfchen zwölf. Ein Fieberschauer rüttelte ihre Glieder. Erschrocken raffte sie sich auf, lief vor an des Felsens Rand, blickte hinab in die Fluth und sah — wie ein geistiges Wesen über den Strom daher schwebte, dem Fuße des Felsens sich nahend, sich erhob und immer näher und näher ihr kam. Sie bebte, die Unglückliche, sie wankte; sie wollte fliehen, sie konnte nicht; sie wollte aufschreien, sie konnte nicht. Da war die Gestalt vor ihr. Schwe-

bend in der Luft, hob diese die Rechte, neigte sich zu der zitternden Hirtin, und sprach mit kaum vernehmbarer Stimme: „Die Gottheit rief mich zu sich auf, als ich die Wellen durchschnitt. Ich bin glücklich. Wir sehen uns wieder. Leb wohl. Singe das letzte, das Sterbelied mir.“

Sie sang es. Mit dem letzten Ton zerfloß die Gestalt. Da bebte die Unglückliche, die Kräfte schwanden ihr. Sie sank nieder, schlief ein auf dem harten Felsen, und — erwachte nicht mehr.

Wenn um Mitternacht der Vollmond den Singestein beleuchtet, da hört man noch bis zur Stunde klagende Töne von ihm herab. Ein sanftes Säuseln umschwirrt den Felsen, und, erscheint der Todestag der Unglücklichen, dann umschweben ihn Engelein, streuend Rosen und Lilien auf den Singestein.

Das Zauberschloss im Windberge.

An der rechten Thalwand des schönen Plauenschen Grundes bei Dresden — den wohl ein Jeder kennt, der diese Stadt besuchte — da liegt am hohen Windberge das kleine Dörfchen Burgk. Hier lebte vor Zeiten ein Bergmann, der hieß Valentin. Viele Jahre lang hatte er in den Kohlenminen der Gegend sein Brot kärglich verdient, war aber dabei immer zufrieden und heiter, so wie sein Weib Anna, die den Milchhandel nach der Stadt betrieb. Mehr zu begehren, als er erwarb, kam ihm nicht in den Sinn. Nur das machte ihm bei vorgerücktem Alter zuweilen Kummer: was es mit ihm werden solle, wenn er die saure Arbeit nicht mehr verrichten könne, da die Unterstützung, welche ein abgelebter Bergmann aus der Knappschafts-

kasse erhalte, nicht hin und nicht her reiche. Theilte er solche Besorgniß seiner alten Anna mit, so war immer die Antwort: „Nun, dann wird ja der liebe Gott schon weiter helfen." Solche Trostworte fand nun zwar Valentin recht gut, denn er war ein frommer Mann, verrichtete sein Morgen- und Abendgebet, meinte aber, daß der Mensch darum doch nicht die Hände in den Schooß legen könne, noch dürfe, da der liebe Gott nicht mehr Manna vom Himmel fallen lasse, das Brot nicht unmittelbar ins Haus bringe.

Als nun die Jahre seines Lebens da waren, von denen der Mensch sagt: sie gefallen uns nicht, da wollte es mit der sauern Arbeit gar nicht mehr fort. Die Knochen wurden ihm steif, der Rücken krümmte sich nicht mehr. Valentin fühlte, daß er unter der Erde nun sein Brot nicht länger mehr verdienen könne, daß er den schweren Schritt thun müsse, Schlägel, Eisen und Brechstange, die alten, treuen Gehülfen bei seinem Erwerbe, niederzulegen.

Am Abend des Tages, wo dies geschah, wo das letzte Mal ihm Schichtlohn gezahlt wurde, und er Abschied von seinen Kameraden genommen hatte, da saß er nachdenkend vor der Thür seines Häuschens, und blickte hinab in den Plauenschen Grund, der schon

im Schatten der Höhen lag. Ihm war nicht wohl um's Herz. Weinerlich war es ihm, daß er nun kein Bergmann mehr sei, nicht mehr in die Grube fahren könne, sich nach einem neuen Erwerb umsehen müsse, wo er diesen finden werde, und dergleichen mehr.

Da trat Anna aus der Thür und sprach: „Nun, Alter, das Abendbrot steht auf dem Tische. Einen Eierkuchen habe ich gebacken, mit Speckflocken einen. Komm laß uns essen."

Valentin antwortete nicht.

„Alter, was ist Dir denn?" fragte Anna, und beugte sich zu ihm nieder. „Bist Du nicht wohl?"

„„Das nicht,"" erwiederte Valentin, „„aber — ich bin nicht munter, nicht froh.""

„Warum denn?" fragte Anna.

„„Sieh Alte,"" sprach er, „„Bergmann bin ich nicht mehr. Was fange ich nun in meinen alten Tagen an? Die Hände in den Schooß legen, das kann ich nicht, das schafft kein Brot. Ich muß was zu thun haben, sonst sterbe ich.""

„I, sei doch nicht so wunderlich," sagte Anna in gutmüthigem Tone, „mache Dir doch darüber keine Skrupels, das wird sich schon finden. Sieh, vorerst haben wir noch ein Paar Thaler im Kasten, unser

Kuhvieh giebt Milch, und die Milch bringt Geld. — Jetzt laß uns aber essen, der Eierkuchen wird kalt."

„„Ich esse nicht eher, bis ich weiß, was ich künftig treiben kann,"" erwiederte Valentin, und das mit solcher Bestimmtheit, daß Anna schwieg, und sich neben ihn auf die Bank setzte.

So saßen sie ein langes Weilchen beisammen, und Keines sprach ein Wort.

Da stand Anna plötzlich auf, trat vor Valentin hin, beide Arme in die Seite gestemmt, und rief aus: „Ich hab's, ich hab's!"

„„Was hast Du?"" fragte Valentin, verwundert sie anblickend.

„Ich weiß, was Du anfangen, womit Du was verdienen kannst."

„„Nun, was denn?""

„Du mußt wieder Musikant werden."

Valentin sah Anna mit einem Blicke an, als wolle er sagen: Du bist nicht wohl bei Trost.

Ohne sich dadurch irren zu lassen, fuhr diese fort: „Sieh, als Du noch jung warest, da spieltest Du immer des Sonntags in der Schenke zum Tanze auf. Gar ein schmucker Bursche warst Du da, und oft habe ich damals nach Deiner Geige getanzt...."

„„Bis Du mein Weib wurdest,““ fiel Valentin ein, „„dann mußte ich nach Deiner Geige tanzen.““

„Und das war gut,“ entgegnete Anna eben so rasch, „sonst hättest Du Deinen schönen Verdienst verjubelt. Doch davon wollen wir nicht weiter reden. Ueberlege jetzt meinen Vorschlag. Nimm die alte Geige wieder zur Hand. Sie liegt auf dem Boden, ich hole sie.“ Und fort lief sie auf den Hausboden, sie aufzusuchen.

Valentin dachte über den Vorschlag nach, der ihm doch nicht so ganz verwerflich schien. Dann murmelte er vor sich hin: „Es wäre wohl ganz gut, wenn ich wieder zum Tanz aufspielen könnte, es ist was dabei zu verdienen; aber die schwere Bergmannsarbeit hat mir die Finger steif gemacht, die werden nicht wieder gelenk; und wie soll ich denn mit meinem ungelenken Arm den Bogen streichen können! Nein, nein, das geht nicht, das sehe ich schon.“

Da stand Anna mit der Geige vor ihm. Sie hatte sie vom vieljährigen Staube gereinigt, die Kankergespinnste davon gekehrt, in einem Wassertroge sie blank gewaschen, und reichte sie Valentin mit den Worten: „Sieh einmal, das Ding ist wieder wie neu geworden. Es fehlen nur noch die Saiten, und am Bogen die Haare.“

Valentin nahm die Geige, drehte sie hin und her, legte sie an die linke Schulter, und fingerte auf dem Griffbrete, zu versuchen, ob noch Gelenkigkeit in seinen alten Fingern sei. „„Es geht allenfalls noch,““ sprach er mit zufriedner Miene, „„ich müßte mich üben.““

„Ja, ja, Valentinchen, es geht,“ entgegnete Anna, höchlich erfreut, daß ihr Alter den Vorschlag nicht ganz von der Hand wies. „Versuche es nur. Morgen früh, wenn ich die Milch zur Stadt trage, nehme ich die Geige mit, lasse Saiten darauf machen, den Bogen in Stand setzen, und Abends wirst Du Dich schon auf dem Instrumente üben können.“

Valentin lächelte seine alte Anna freundlich an, und folgte ihr nun zum Abendbrot. Beim fetten Speckeierkuchen wurde das Vorhaben noch näher verhandelt, denn Valentin fand, je länger je mehr, Geschmack daran, und vergnügt begab sich das alte Ehepaar zur Ruhe.

Kaum graute der Morgen, so wanderte Anna schon, mit der Geige im Milchkorbe, nach der Stadt. Valentin ging auf seine Wiese, wendete das Heu, und hackte das Kartoffelstück. Dabei dachte er an nichts als an den neuen Stand, in welchen er treten werde, und schwärmte dabei in seiner Art. Die Erinnerungen

an seine Jugend, wo er ein recht flotter Geiger gewesen, wo so manchen freundlichen Blick er von schalkhaften Augen im Vorüberschwenken bekommen, wenn er recht rasch aufspielte, wo er so manchen blanken Groschen sich in seine Tasche erfiedelt, das, und vielmehr noch der damaligen Genüsse, tauchte bei ihm auf. Vergessend, daß seitdem ein halbes Jahrhundert verflossen, täuschte er sich mit der süßen Hoffnung, so werde es nun Alles wieder sein, wenn er Geiger sei, und da währte ihm die Zeit fast zu lang, bis seine Anna wiederkehrte.

Gegen Abend sah er diese endlich den Berg heransteigen. Er konnte es nicht erwarten, bis sie bei ihm sein werde, und ging ihr entgegen. Der Hals der Geige sah aus dem Korbe heraus. Flugs zog er sie nebst dem Bogen hervor, die Saiten wurden, das hatte er nicht vergessen, in e, a, d, g gestimmt, und schon im Umkehren mit der Anna nach seinem Hause, strich er mit dem Bogen die Quinten an, versuchte auch ein Tänzchen, und — es ging. Hoch erfreut, daß die Finger doch nicht so ganz steif waren, als er vermeinte, legte er den ganzen Abend die Geige nicht von sich, spielte einen Tanz nach dem andern, und es ging immer besser.

Der folgende Tag war ein Sonnabend. Den ganzen Tag kam die Geige nicht von seiner Seite, kaum, daß er sich Zeit nahm, das Heu zu wenden. „Morgen," sprach er, „ist Sonntag, da will ich mein Amt antreten, da spiele ich in der Schenke zum ersten Male wieder zum Tanze auf. Juchhe, Alte, Du hast mir gut gerathen. Dafür sollst Du auch einen derben Schmatz haben;" und dabei küßte er herzhaft sein Weib auf die faltige, braune Wange.

Von Stund an war nun Valentin Musikant, und das mit Leib und Seele. Ueberall wurde er hingerufen, wo es eine Kirmeß, eine Hochzeit oder einen Kindtaufenschmaus gab, um aufzuspielen, denn nach seiner Musik tanzte es sich am besten, schwenkten sich die Dirnen am liebsten. Und ob auch gleich dies oft veranlaßte, daß der alte Geiger, wenn er in einem fernen Dorfe aufgespielt hatte, spät in der Nacht erst nach Haus kam, so befand er sich doch immer frisch und wohlgemuth, denn er war gern thätig.

So ging er auch einstens in einer schönen, hellen Sommernacht vom Dorfe Deuben im Plauenschen Grunde nach Haus zurück, und überrechnete im Gehen an den Fingern, was der Tag ihm eingebracht. Zufällig blickt er dabei nach dem Windberge hin, und

da ist's ihm, als sähe er da ein Licht hin und her tanzen. Starr sieht er darauf hin, ob er sich auch nicht täusche. Aber es war keine Täuschung. Es war ein Licht und blieb ein Licht, das fortwährend hin und her sprang. Er blieb stehen. „Was mag das sein?“ sprach er. „Ein Irrlicht kann es nicht sein, denn auf und am ganzen Windberge ist kein Sumpf. Das müssen Menschen sein, vielleicht Schatzgräber, die in den verfallenen Trümmern der Burg, die einmal hier gestanden hat, Schätze suchen.“ Mit aller Aufmerksamkeit horchte er auf, Geräusch, Klopfen oder Hämmern zu hören, aber von alle dem vernahm er nichts. „Oder,“ sprach er weiter, „sind das vielleicht Geister des Zauberschlosses, das im Windberge sein soll? Meine Großmutter erzählte mir oft von einem solchen, und daß ein mächtiger Berggeist darin wohne, der Guten Gutes thue. Ich hörte ihr immer aufmerksam zu, so oft sie es auch schon gethan, und plagte sie dann, mit mir in das Schloß zu gehen. Da sprach sie jedesmal: das ist nur ein Mährchen, mein Kind; im Windberge ist kein Schloß. Das war mir aber gar nicht recht, ich wollte eines darin haben. Als ich schon Bergmann war, sprachen auch meine Kameraden oft von dem Zauberschlosse, wußten

viele Geschichten davon zu erzählen, und behaupteten steif und fest: es sei kein Mährchen. So erzählten sie auch, daß einmal Einer von einem alten Männchen eingeladen sei, ihm in das Schloß zu folgen, wo er reichlich beschenkt werden würde; der habe aber nicht die Courage gehabt mit zu gehen. Wahrhaftig, ich hätte die Courage, ich ginge gleich mit, wenn mich nur Einer hineinbringen wollte."

„„Ich will es!"" rief eine derbe Baßstimme.

Valentin schrak heftig zusammen, drehte sich um, und hinter ihm stand ein Mann mit langem, weißem Bart, gehüllt in einen schwarzen Mantel. Fort war die Courage. Zitternd wie Espenlaub, zog er die Mütze ab, demüthig sein Schicksal erwartend.

„„Fürchte Dich nicht Valentin,"" sprach der Mann, „„ich thue Dir nichts. Mir ist der Befehl gegeben, Dich in das Schloß zu bringen. Folge mir getrost. Du wirst da eine große Versammlung von Männern und Frauen finden, denen Du zum Tanze aufspielen sollst. Spiele, so lange man es verlangt, aber fordere nichts für Deine Mühe. Man wird Dich schon gut lohnen. Sprich überhaupt kein Wort. Man will das nicht.

Der Mann ging und winkte Valentin zu folgen. Der that es, aber mit wankendem Schritt und innerlich betend: „Alle gute Geister u. s. w."

Der Pfad, den sie gingen, führte zwischen Felsen hin, bald rechts, bald links, und so kreuz und quer, daß Valentin bei sich meinte, aus diesem Irrwege sich nimmer wieder zurückfinden zu können. Endlich kamen sie in einen dunkeln, gewölbten Gang, dessen Ende ein Thor schloß. Hier faltete der Mann die Hände, murmelte unverständliche Worte, klopfte dreimal an das Thor mit einem weißen Stäbchen, und das Thor öffnete sich. Sie traten in einen großen, runden Vorhof, den an drei Seiten riesige, schwarze Statuen, in seltsamen Stellungen auf Postamenten, umgaben. Die vierte Seite, vor ihnen, bildete die Fronte eines prächtigen Palastes mit vielen Schnörkeln und burlesken Figuren verziert. Fenster reihte sich an Fenster, alle hell erleuchtet, und auf dem Palaste erhoben sich hohe, spitzige Thürme mit goldenen Kugeln; die ragten so hoch in die Luft, daß Valentin meinte, sie wären höher noch als der Windberg selbst.

Ein Weilchen wurde hier geruht, Valentin sperrte die Augen weit auf, und schauete mit offenem Munde Alles an.

„Ist denn das das Zauberschloß?" fragte er seinen Führer ganz leise. Der nickte, machte aber zugleich ein Zeichen, ja nicht zu reden.

Nun stiegen sie eine große Freitreppe hinan, und gingen durch einen langen Säulengang auf eine Thür zu, die sich sogleich von selbst öffnete. Dies war der Eingang in einen ungeheuer großen Saal, dessen Wände vergoldet, und von oben bis unten mit kleinen Postamenten versehen waren, worauf lebende kleine Thiere, als: Affen, Frösche, Hunde, Kaninchen, Papageien, Eichhörnchen, Raben, Katzen, Eulen, Meerschweinchen, Enten, Hähne und anderes Gethier mehr, hin und her sprang auf dem kleinen Raume, und dabei krächzte, schrie, quakte, bellte, daß es gräulich anzuhören war. An der Decke flogen Störche, Schwäne und Adler herum, und zwischen diesen Schmetterlinge von der Größe einer Schwalbe, mit den schimmerndsten Farben glänzend. Tausende von Kerzen erleuchteten den prächtigen Saal, und Hunderte von Männern und Frauen gingen darin herum, alle schwarz gekleidet und reich verziert mit goldenen Spangen, Ketten und blitzenden Steinen. Kein Wort wurde gesprochen.

Valentin erstarrte vor Verwunderung, und sperrte Maul und Nase auf. Es war ihm, als wäre er gar

nicht mehr auf der Erde. An der Thüre blieb er stehen, schauete hin und her, die Mütze in der einen, die Geige in der andern Hand. Der Führer gab ihm ein Zeichen zu folgen, aber er sah es nicht, denn er hatte zu viel zu sehen. Da faßte ihn dieser beim Arm und schob ihn in die Mitte des Saales.

Gleich näherten sich ihm die Männer wie die Frauen, schlossen einen Kreis um ihn, und betrachteten ihn genau vom Fuß bis zum kahlen Scheitel. Keins sprach ein Wort. Wie ein armer Sünder stand er da, wußte nicht, wohin er vor Verlegenheit blicken solle; und da das neugierige Betrachten, mitunter auch Betasten seiner Kleidung, kein Ende nahm, so wie das Herandrängen an ihn immer ärger ward, so, daß er wie eingeschlossen war, da blickte er mit jammernder Miene nach dem Führer, der ganz am Ende des Saales stand, und winkte ihm. Schnell drängte sich dieser durch die Menge zu ihm, faßte ihn beim Arm, und führte ihn an das eine Ende des Saales, in die Nähe eines Kamins, worin ein Haufen Kohlen glühte. Hier stehen zu bleiben und nun zum Tanze aufzuspielen, gab er ihm durch Zeichen zu verstehen. Valentin legte seine Mütze auf den Fußboden, und stimmte die Geige, während dem er von der Menge immer

noch begafft ward. Als die Geige gestimmt war, erhielt er vom Führer das Zeichen anzufangen.

Valentin begann, und nun wirbelte Alles in Kreisen herum, sprang und geberdete sich wild, in regellosen Formen, in gaukelnden Stellungen, einzeln und in Gruppen, oft in ganz possirlichen. Zugleich bewegten sich lebhafter alle Thiere auf ihren Stellen, wechselten diese durch Hin- und Herspringen und Fliegen, und verdoppelten ihr Geschrei auf's Gräßlichste, als Folge der Einwirkung der ungewohnten Musik.

Valentin war in einem nicht zu beschreibenden Zustande. Das Sonderbarste aber, was ihn in das höchste Erstaunen versetzte, war, daß er mit der größten Fertigkeit einen Tanz spielte, den er noch nie gehört, viel weniger gespielt hatte, auch späterhin nie wiederholen konnte. Da fühlte er recht, daß er in einem Zauberpalaste sei, denn er war nicht mehr Herr seiner Finger, welche die Saiten begreifen mußten, wie sie sollten, nicht wie er wollte.

Nach einer guten Stunde gab der Führer Valentin ein Zeichen, daß der Tanz nun vorbei sei. Er ließ die Geige schweigen, und nun trat der vorige Zustand wieder ein. Ruhig ging Alles wieder im Saale auf und ab, nur die Thierstimmen vernahm man.

Von Schweiß bedeckt, den Angst und das hinter seinem Rücken glühende Kohlenfeuer hervorgepreßt, stand Valentin und sehnte sich sehr nach Erlösung. Da trat einer der Männer zu ihm hin und sprach:

„Was verlangst Du für Deine Mühe?"

Valentin, so verblüfft er auch war, vergaß doch nicht der Warnung des Führers, kein Wort zu reden, nahm seine Mütze vom Boden auf, hielt sie in demüthiger Stellung offen vor sich hin, als wollte er sagen: „Legt es in diese, was ich haben soll," und gab durch Zeichen zu verstehen, daß er mit Allem zufrieden sei. Da ergriff der, welcher die Frage an ihn gethan, eine Schaufel, fuhr damit in den glühenden Kohlenhaufen im Kamin, und schüttete die aufgeladenen Kohlen in Valentin's Mütze.

Erschrocken fuhr dieser zurück, und sah bald den Geber, bald die Kohlen, von denen die Mütze aber nicht entzündet ward, an. Aus dieser neuen Verlegenheit riß ihn sein Führer. Er gab ihm ein Zeichen, daß er die Kohlen annehmen und sich bedanken solle. Das geschah. Valentin machte eine tiefe, linkische Verbeugung und folgte dem Führer, der ihn aus dem Saale, durch den Vorhof, durch das Thor, und, ohne ein Wort zu reden, auf dem gekommenen Wege,

bis an die Stelle brachte, wo er ihn angeredet hatte.

„Hier bist Du wieder auf dem Wege nach Deinem Dorfe," sprach er, und — verschwand.

Valentin stand eine Weile da, und wußte nicht, ob er wache oder träume. Neben ihm lag der Windberg; unten im Thale sah er beim hellen Schein des Mondes das Dörfchen Deuben, wo er den Abend Musik gemacht, und vor ihm in der Ferne erblickte er seinen Wohnort.

„Nein, ich träume nicht," sprach er, „auch die glühenden Kohlen in meiner Mütze sagen mir, daß ich wache, daß ich im Zauberschlosse war, wo ich den Geistern was aufspielen mußte. Gott sei Dank, daß ich wieder im freien Felde bin, denn da drinnen, dachte ich, wäre es mein Letztes."

Langsam ging er nun vorwärts. Die Kohlen hätte er gern weggeworfen, um sein haarloses Haupt zu bedecken, denn die Nacht war kühl, und, „was soll ich mit den Kohlen," sprach er, „wenn sie mir nichts Besseres geben wollten, die konnten sie behalten, die habe ich selbst genug." Aber die Furcht, die Geister möchten das übel nehmen, ihn vielleicht nochmals in den Teufelssaal schleppen lassen, hielt ihn davon zu-

rück. Er trug sie daher fort, die Kohlen, welche zu seiner Verwunderung nicht erkalteten, immer fortglühten, und, was ihm ganz unbegreiflich vorkam, mit jedem Schritte an Gewicht zunahmen.

„Das sind Teufelskohlen!“ sprach er, als die Mütze so schwer wurde, daß er sie im Arm tragen mußte, damit sie nicht auseinander riß. Als er endlich kraftlos und müde in sein Gehöft eingetreten war, die Thür sorgfältig geschlossen hatte, damit die Geister nicht hereinkommen könnten, schüttete er sie allesammt in einen Wassertrog, und legte sich nun leise neben Mutter Anna nieder. Lange noch beschäftigte ihn das Erlebte, bis große Müdigkeit die Augen ihm schloß.

Schon längst war Anna mit ihrem Milchvorrathe nach der Stadt gewandert, als Valentin erwachte. Sein erster Gedanke war natürlich das Abenteuer der vorigen Nacht. Hin und her dachte er darüber nach, und je länger je mehr kam er zu der Ueberzeugung, daß es ein Traum gewesen. Um sich hiervon ganz zu vergewissern, besah er die Mütze, ob sie Brandstellen habe. Die waren nicht da, und nun war er völlig überzeugt, geträumt zu haben. Indem er nun so die Mütze hin und herdreht, da fällt ein großes Goldstück aus einer Falte im Futter derselben.

Erstaunt nimmt er es auf, wendet es hin und her, wiegt es in der Hand, und — es war Gold.

„Wie zum Henker geht das zu? Wie kommt das Goldstück in meine Mütze?“ fragt er sich, und giebt sich auch gleich die Antwort darauf: „das hat zwischen den Kohlen gelegen, und da können wohl noch mehr liegen.“

Flugs eilt er nach dem Wassertroge, schüttet das Wasser ab, durchstört die Kohlen, aber kein Goldstück findet sich weiter. Die Kohlen waren und blieben todte Kohlen. Er nahm sie alle wieder auf, that sie in die Mütze, meinend, die besitze wohl die Kraft, sie wieder glühend zu machen und in Gold zu verwandeln, aber mit nichten. Sie wurden weder glühend noch Gold.

Daß sein nächtliches Abenteuer kein Traum, ein ihm wirklich begegnetes gewesen, davon war er nun überzeugt; und das Goldstück — meinte er — habe von der Gesellschaft einer ihm in die Mütze geworfen.

Der Anna das Erlebte zu erzählen, brannte er vor Ungeduld, und wußte gar nicht, womit er bis zu ihrer Rückkehr die Zeit hinbringen solle. Länger wie gewöhnlich schien sie ihm heute auszubleiben, und da ging er ihr entgegen.

„Ach Anna," rief er aus, als er sie erblickte, „was habe ich erlebt!"

„„Nun was denn?"" entgegnete diese; „„Du erschreckst mich, Du siehst ja so verstört aus.""

„Denke Dir," sprach Valentin, und nun erzählte er im Fortgehen der Anna das ganze Begebniß mit großer Umständlichkeit und Genauigkeit.

Ruhig hörte ihn Anna an. Als er aber geendigt hatte, da trat sie mit in die Seite gestemmten Armen vor ihn hin, und sprach in ernstem, ärgerlichem Tone: „„I, Valentin, Du erzdummer Valentin! Weißt Du wohl, daß die glühenden Kohlen pures gediegenes Gold waren, womit man Dich reich und glücklich machen wollte! Hast Du denn noch nicht gehört, daß die Geister im Windberge den, dem sie wohlwollen, jedesmal mit glühenden Kohlen beschenken, die zu Gold werden? und daß sie den, der ihr Geschenk wegwirft, nicht achtet, damit strafen, daß die Kohlen kein Gold werden? Das hast Du nicht gewußt, und lebst so lange schon hier am Windberge? — Ei, so schlag doch das Wetter drein! Du alter Dummrian Du, Da wären wir nun reiche Leute geworden, hätten uns einen Ackerhof gekauft, hätten viele Kühe angeschafft, den Milchhandel in's Große getrieben; ich hätte mir

ein schönes Sonntagsmieder machen lassen, Du Dir einen blauen Tuchrock; wir hätten, wir hätten . . .““ und so ging es fort und fort in einem Wortstrome, was Alles hätte sein, werden, geschehen und angefangen werden können.

Valentin hörte ruhig zu, bis seine Alte sich ausgepoltert hatte, dann sprach er: „Nun, Anna, laß es gut sein, ergieb Dich drein, s'ist nun nicht mehr zu ändern. Ich habe einen dummen Streich gemacht, ein anderes Mal will ich's klüger anfangen.“

„„Ein anderes Mal? ja, da kannst Du lange passen, bis Dir solches Glück wieder geboten wird. Wer die Geschenke der Geister einmal verachtet hat, der kriegt nichts wieder.““

„Das kann man nicht wissen. Ich versuche es, gehe wieder des Nachts am Windberge vorbei, vielleicht haben die Geister Mitleiden mit mir, und beschenken mich nochmals, denn ich habe ja ihre Gabe nicht verachtet, ihren Werth nur nicht erkannt.“

„„Versuche es immer, aber es wird nichts gereicht werden. — Nun ist's aber genug. Sprich mir nie wieder davon, damit ich mich nicht noch mehr und immer wieder über Deine Dummheit ärgern muß.““

Valentin schwieg, dachte aber: „Schwatze Du, was Du willst, ich weiß doch, was ich thue.“

So oft ihn nun sein Weg des Nachts am Windberge vorbei führte, blieb er in der Gegend, wo der Unbekannte ihm erschien, stehen, hoffend, daß der sich wieder zeigen solle. Aber es war nichts damit. So oft und so lange er auch wartete, hustete oder pfiff, oder auch ein Tänzchen auf der Geige anstimmte, seine Anwesenheit zu erkennen zu geben, der Mann erschien nicht wieder.

Nachdem er mehrere Wochen lang solche Versuche vergebens fortgesetzt hatte, da überzeugte er sich, daß hier nichts weiter zu machen sei. Als er daher wieder einmal des Wegs kam, abermals umsonst geharrt, gepfiffen und gegeigt hatte, da wurde er ärgerlich, und brach in verwünschende, verfluchende Worte über die Geisterrotte im Windberge aus. Das bekam ihm aber schlecht. Denn plötzlich erhob sich ein Sausen und Brausen in der Luft. Im Windberge donnerte und krachte es, und Feuerflammen loderten auf seiner Höhe. Valentin kriegte es mit der Angst, er rannte fort. Aber der Sturm warf ihn einige Male zu Boden, und dicht neben ihm fuhr ein Blitzstrahl nieder. Zitternd und bebend erreichte er sein Häuschen,

Gott dankend, daß er mit heiler Haut davon gekommen. Der Mutter Anna sagte er aber kein Wort davon, damit ihn die nicht aushöhnen könne. Beim Windberge blieb er aber nie wieder stehen, so oft ihn auch sein Weg vorüberführte.

Valentin, ein lustiger Spielmann, zur Schwermuth gar nicht geneigt, schlug sich die Sache bald aus dem Sinn, und dachte nicht weiter daran, daß er selbst die Schuld trage, kein reicher Mann geworden zu sein. Kam ihm auch zuweilen der Gedanke an das verscherzte Glück wieder bei, so tröstete er sich damit, daß er sich sagte: „Es hat nicht sein sollen, und wer weiß, ob es gut gewesen wäre, hätte ich mehr als ich habe. Ich lebe zufrieden und glücklich, habe so viel als ich brauche, und mehr muß der Mensch auf Erden nicht verlangen."

Die Teufelsmühle.

In seiner Windmühle am Fuße des Rambergs im Harze, saß Müller Konrad im Winkel seiner, spärlich von einer Lampe erleuchteten Stube. Den Kopf auf den Arm gestützt, sah er vor sich nieder, überdachte seine traurige Lage, die Noth, in der er war, denn Arbeit und Verdienst mangelten, da kein Wind wehte, schon seit vier Wochen die Mühle stand, und die ersparten Thaler bald alle verzehrt waren.

Da trat Marie, sein Weib, ein mit einer Schüssel voll dampfendem Milchbrei, setzte sie auf den Tisch, brachte Löffel und sprach:

„Nun Konrad, laß uns essen, es ist schon spät am Tage. Da, — sie reichte ihm den Löffel hin — s' wird Dir schmecken, der Brei ist gut gerathen.“

„„Mag nicht essen,““ antwortete Konrad verdrüßlich, und blieb in seiner Stellung.

„Du willst nicht essen? Bist Du krank, lieber Mann?“

„„Nein, verdrüßlich.““

„Aber, was hast Du, was macht Dich verdrüßlich?“

„„Wie Du nur fragen kannst! Du weißt doch so gut wie ich, daß nun seit vier Wochen die Flügel unserer Mühle sich nicht herumgedreht haben, daher kein Mahlgast kommt, und alles Getreide in die Mühlen an der Selke getragen wird. Was soll daraus werden, wenn das noch länger währt? Wir müssen betteln gehen.““

„Warum nicht gar! Ich habe noch hübsche Schinken in der Rauchkammer, und die Kartoffeln sind gut gerathen. Noch können wir eine gute Weile von unsern Vorräthen zehren, und bis dahin wird der liebe Herr Gott schon weiter helfen.“

„„Ei was, der liebe Gott kümmert sich viel um den Müller Konrad.““

„Pfui Konrad, der liebe Herr Gott gedenkt aller Menschen und also gedenkt er auch unser. Der Herbst kommt ja auch bald, da wirds genug Wind geben.“

„„Ja bis dahin haben sich aber alle Kunden von unserer Mühle weggewöhnt, und dann bin ich bei allem Winde doch ohne Verdienst.““

„Fasse Muth, Konrad. Mußt nicht gleich verzagen. Es geht nun einmal nicht immer so wie wir es wünschen. Komm, iß Konrad.“

„„Ich mag nicht essen, bin ärgerlich, verdrüßlich. Ich wollte, daß der Teufel die Mühle holte.““

„Ei du mein Gott, versündige Dich nicht an dem Herrn. Weißt Du wohl, man muß den Teufel nicht an die Wand malen. Laß uns lieber zu Gott beten, daß er Wind schicke. Und wenn nun der Gottseibeiuns die Mühle holte, wie Du wünschest, was wäre es dann? Da wären wir gleich bettelarm.“

„„Ei, da könnte er mir eine andere auf die Kuppe des Ramberges bauen, da ist immer Wind.““

„Pfui und nochmals pfui, Konrad. Du hast schlechte, gottlose Gedanken. Da müßtest Du ja dem Teufel Dich verschreiben, denn der thut nichts umsonst, und so gottlos wirst Du doch nicht sein.“

„„Weib, ich bin desperat, ich könnte auch das thun, um aus diesem Zustande zu gelangen.““

„Jesus, Maria und Joseph, Du erschreckst mich, ich kenne Dich gar nicht mehr.“

Konrad ging hastig auf und ab in der kleinen Stube, fluchte und tobte.

Marie sah ihn verwundert an. So hatte sie ihren Mann noch nie gesehen. Nochmals forderte sie ihn auf zu essen, aber er antwortete nicht. Da verging auch ihr der Appetit. Sie nahm die Schüssel mit Brei vom Tische, und trug ihn wieder in die Küche, ihn warm zu erhalten. Als sie zurück kam, setzte sie sich an den Spinnrocken und ließ das Rädchen schnurren. Sie sprach nicht, Konrad auch nicht.

Da donnerte es. Marie sprach: „Hörst Du wohl, da kommt ein Gewitter, das Wetter wird sich ändern, und dann haben wir Wind."

Konrad antwortete nicht, ging aber vor des Hauses Thür, zu schauen, von welcher Seite das Wetter heranziehe. Aber er sah keine Wolke am Himmel. Hell funkelten die Sternlein, ruhig war Alles, kein Blatt bewegte sich. Er ging noch hundert Schritte weiter, wo er mehr in die Ferne sehen konnte, aber nirgends gewahrte er ein Wölkchen.

„Das ist doch um die Schwerenoth zu kriegen," rief er aus, „auch kein Donnerwetter will kommen."

Indem donnerte es nochmals, Blitz erleuchtete Alles um ihn her, aber des Blitzes Schein verlosch nicht,

sondern währte fort. Er staunte. Da kam aus der Höhe der Luft herabgeschwebt eine schwarze Gestalt, größer und größer werdend, je mehr sie sich näherte.

Konrad wurd angst. Er wußte nicht, sollte er zurück ins Haus oder bleiben.

„Steh!" rief eine tiefe, hohle Stimme, und er stand zitternd an allen Gliedern.

Was sah er? Kaum zehn Schritte von ihm zeigte sich, von Feuerflammen umgeben, eine menschenähnliche Gestalt in einen Mantel gehüllt. Feurige Augen rollten dieser im Gesicht, auf Bocksfüßen stand sie, und auf dem Kopf sahen Hörner hervor.

„Du willst," sprach diese, „daß Deine Mühle ich hole, auf der Spitze des Ramberges eine andere Dir erbaue? Wohl, ich bin da, Dein Begehren zu erfüllen. Was aber ist mein Lohn?"

Konrad bebte wie Espenlaub. Er mußte einen Baum erfassen, sich aufrecht zu erhalten. Antworten konnte er nicht.

„Nun," sprach die Gestalt, „wirst Du antworten!"

Da stotterte Konrad die Frage heraus: „„Wer bist Du?""

„Gottes Feind; Dein Freund, wenn Du willst."

„„Ich verstehe Dich nicht; wie heißest Du?""

„Fürst der Finsterniß."

„„Wie? Der Teufel?""

„Du sagst's."

„„Hu hu hu, mich schaudert's, Dich böses Wesen zu sehen.""

„Sei unbesorgt, ich thue Dir nichts. Du hast mich herbeigewünscht Dir zu helfen, und ich bin da. Bedarfst Du meiner nicht, so gehe ich."

Konrad war unentschlossen, wußte nicht, was er thun solle.

Da sprach der Böse weiter: „Deine Mühle wird nie guten Wind haben, sie liegt zu tief. Willst Du, so baue ich Dir in einer Nacht eine neue auf die Höhe des Ramberges, wo ewiger Wind bläst."

„„Und was verlangst Du dafür?"" fragte Konrad schon etwas ruhiger.

„Daß Du mir Deine Seele verschreibst mit Deinem Blute."

„„Meine Seele? die gehört nicht mir, die gehört dem, der sie erschuf.""

„Bah! Deine Seele ist Dein Eigenthum. Auch verlange ich sie nicht früher als nach vierzig Jahren, als so lange Du noch leben sollst."

Konrad besann sich einen Augenblick, dann sprach

er: „„Komm in drei Tagen wieder, da werde ich meinen Entschluß Dir sagen.““

„Gut,“ sprach der Böse, „in drei Tagen findest Du mich wieder hier.“ Er verschwand und mit ihm die Tageshelle.

Konrad kehrte in seine Mühle zurück, beruhigte die ängstlich ihn erwartende Marie, war munter und heiter, und ließ sich nun den Milchbrei gut schmecken.

Marie konnte nicht ergrübeln, was mit einem Male ihren Mann so ganz umgestimmt habe, doch war sie zufrieden, daß dem so war, und forschte nicht nach der Ursache. Ihr gegenüber war Konrad die ganzen drei Tage der Bedenkzeit eben so heiter, klagte nicht, obwohl immer noch kein Wind wehte, und schien ganz zufrieden. In seinem Innern aber, da sah es stürmisch aus, da kämpfte das Gute mit dem Bösen. Auf keiner Stelle hatte er Ruhe, denn keinen Entschluß konnte er fassen. Nachts schreckte er aus qualvollen Träumen auf, wo er immer den Bösen sah, der mit seinen Krallen nach einer schönen, completen Windmühle hin zeigte, die auf des Rambergs Höhe stand, ihre großen Flügel rasch umdrehend.

Am dritten Tage endlich war er entschieden. „Wind kommt nicht,“ sprach er, „ich muß zum Bettel-

mann werden, also, frisch gewagt! Ich verschreibe mich dem Bösen. Vierzig Jahre soll ich noch leben, jetzt bin ich funfzig, macht neunzig. Das ist ein hohes Alter, damit kann ich auch zufrieden sein. Wer weiß, was bis dahin sich ereignet. Und geht es mit mir einmal zu Ende, so rufe ich unsern Herrn Gott um Hülfe, mich aus den Klauen des Bösen zu retten; das thut der liebe Gott, dann sterbe ich selig, und habe doch vierzig Jahre lang eine schöne Windmühle."

So glaubte er sich auf alle Fälle sicher gestellt zu haben, und ging nun mit einbrechender Nacht an den bestimmten Ort. Von Flammen umzüngelt stand alsbald der Böse vor ihm und fragte: „Nun, was ist Dein Entschluß?"

„„Ich will,"" sprach Konrad, „„Dein eigen sein, wenn Du mir in dieser Nacht noch und vor dem ersten Hahnenschrei, dort oben auf dem Ramberge eine wohl eingerichtete, tadelfreie Windmühle erbauest, und erst nach vierzig Jahren meine Seele begehrst. Finde ich aber an dem Baue irgend einen Makel — und ich verstehe es, was zu einer guten Windmühle gehört, — so bin ich meiner Zusage quitt.""

„Es gilt," sprach der Böse, „die Hand darauf."

Glaubte sich nun auch Konrad ganz sicher ge-

stellt zu haben, so wurde es ihm doch bänglich, dem Teufel die Hand zu reichen, und er verweigerte es. „Nun,“ sprach jener, „dann unterschreibe hier mit Deinem Blute.“ Dabei reichte er ihm ein Pergamentblatt und Griffel hin, krallte aber zugleich Konrad in den fleischigen Arm, daß dieser laut aufschrie, denn dicke Blutstropfen quollen aus der Wunde.

„Tauche den Griffel in Dein Blut und schreibe.“

Konrad thats. Der Böse verschwand.

Noch vor dem Eintritt der Mitternachtsstunde verließ Konrad seine Mühle, schlich den Ramberg hinan, und versteckte sich im Gebüsch, den Bau des Bösen zu beobachten und zu prüfen, ob er fehlerfrei ausgeführt werde.

Als unten im Dorfe die Glocke zwölf schlug, ward es helle auf des Rambergs Platte. Aus der finstern Luft schwebten Hunderte von Teufelsgestalten mit Werkstücken in den Klauen herab, die ihr Oberster ordnete und aufthürmte. Konrad staunte, wie Alles so richtig und schnell sich gestaltete, nichts vergessen blieb, und wie rasch das feste Gebäu in Form eines runden Thurmes sich erhob. Aber das Herz pochte ihm stärker, als noch gar nichts er finden konnte, das zu tadeln sein werde. Als die Umfassungswand fertig

war, fuhren die Knechte mit Welle und Räderwerk von oben in das Innere hinab, setzten dann das Dach auf und steckten zuletzt die Flügel an. Fertig war die Mühle, der Wind blies drein, die großen Flügel wälzten sich mächtig herum, und im Innern klapperte es nach Mühlen Art. Konrad aber klapperte mit den Zähnen vor Angst, daß er nun des Teufels sein werde, denn keinen Makel hatte er gewahren können.

Unten im Dorfe schlug es zwei Uhr, da war der Bau fix und fertig. Der Böse umging ihn, zu schauen, ob auch nichts fehle, dann rief er: „Konrad, tritt hervor aus Deinem Verstecke, aus dem Du mir zusahest. Ich will Dir die Mühle übergeben."

Konrad kam demüthig herbei, staunte das Wunderwerk an, umging es, forschend nach Mängeln, fand aber keine. Jetzt trat er ins Innere. Aber kaum eingetreten, stürzte er wieder heraus, überlaut schreiend: „Großer Fehler, großer Fehler, 's ist keine Oeffnung da, das Innere zu erhellen!"

„„Läßt sich ändern,"" erwiederte der Böse, und wollte schon an passender Stelle einen der Quader herausnehmen, ein Lichtloch zu schaffen, da krähte unten auf der Mühle der Hahn.

„Zu spät, zu spät!“ rief Konrad, „der Hahn hat gekräht, ich bin der Zusage quitt. Herr Gott stehe mir bei!“

Wüthend schwang sich der Satanas über die neue Mühle, riß Dach und Flügel herab, Räderwerk und Welle heraus, zertrümmerte die Wände, und schleuderte alle die gewaltigen Werkstücke von Granit, wie leichte Bälle, auf dem ganzen Berge herum. Konrad war fortgerannt nach seiner Mühle, ohne von einem der um ihn her niederfallenden Felsblöcke getroffen zu werden. Aber kaum war er da, glaubte sich geborgen, da warf der Böse einen Felsen auf die kleine Mühle, daß sie mit Krachen zusammenbrach und Konrad nebst seinem Weibe unter den Trümmern begrub.

Noch heute sieht der Wanderer nach dem Ramberge seine Höhe mit den zahllosen Werkstücken der Teufelsmühle überstreuet, und auch das gebliebene kolossale Fundament derselben. Ein Kreuz schlagend, geht er vorüber, wenn er auf den jetzt da stehenden hölzernen Thurm steigt, von wo er in Gottes freie Natur weit umherschaut, und ein Hosianna dem Höchsten singt, dessen Odem ihn hier umweht.

Das stille Volk.

Es war einmal ein junger Bauerbursche, der wohnte im Dorfe Eddigehausen bei Göttingen. Er war fromm und gut, betete fleißig und arbeitete. Sonntags ging er in die Kirche zweimal, und wenn nach dem Gottesdienste die andern Bursche auf dem Tanzboden mit den Dirnen sich schwenkten und zechten, da saß er bei schlechtem Wetter daheim und las in der Bibel, und, war es gutes Wetter, ging er umher, auf die Berge, in den Wald, oder besah seine Aecker. Wohl höhnten Jene ihn aus ob seiner Lebensweise, nannten ihn „Betbruder" und meinten, er werde wohl noch in ein Kloster gehen. Daran aber kehrte sich der fromme Heinrich nicht, und ließ sie schwatzen was sie wollten.

Des Sonntags ging er am liebsten hinan auf den Berg, an dessen Fuße Eddigehausen lag. Da standen Mauern und hohe Warten von einer Burg, die da hieß Pleße. Zwischen diesen wanderte er herum, kroch in die verfallenen Keller, stieg im Thurm hinan, und sah hier durch Fensterlugen hinaus in die schöne Gegend. War er müde, so setzte er sich auf eine Bank, die am Fuße des dicken runden Thurmes er sich zurecht gemacht hatte, aß sein Abendbrot, und schaute dabei vergnüglich in die Welt hinein, bis die Sonne untergehen wollte.

So hatte er schon gar manchen Sonntag Nachmittag bei der Burg Pleße zugebracht, und immer kehrte er heitern Gemüthes heim.

Am Tage des heiligen Johannisfestes war es, als er auch wieder da oben saß, und Stunden lang sich in seiner Art erfreute. Der Tag neigte sich schon, und eben wollte er wieder nach Eddigehausen herabsteigen, da spürte er mit einem Male einen gar köstlichen Geruch. Das fiel ihm auf. So was Schönes hatte er hier noch nie gerochen. Er forschte, woher das kommen möge, vermochte aber die Ursache nicht aufzufinden. Grasblumen blühten wohl um ihn her, die aber konnten so stark und schön nicht duften. Während

er nun so nachdenkend, gelehnt an die Mauer des Thurmes, diesem Genusse sich überließ, überfiel ihn, ganz wider seine Gewohnheit um diese Zeit, eine unbezwingbare Müdigkeit, und — er schlief ein.

Einige Stunden mochten verflossen sein, da erweckte ihn ein heftiger Donnerschlag. Erschrocken fuhr er auf, wußte im ersten Augenblick nicht, wo er war, denn stockfinster war es, und schon glaubte er, blind geworden zu sein. Ein Blitz überzeugte ihn jedoch, daß er dies nicht, und noch auf der Pleßer Burg sei. Das Wetter war fürchterlich. Regen strömte hernieder, Blitz und Donner folgten ohne Aufhören, und der Sturm tobte zwischen den Ruinen, als wolle er sie niederstürzen. Heinrich war zwar nicht furchtsam, Sturm und Regen gewohnt, aber bei einem solchen entsetzlichen Unwetter, an diesem Orte, zur Nachtzeit und ohne Obdach zu sein, das machte ihn doch ängstlich. Er wußte nicht, wo aus noch ein. Da sank er auf seine Knie und betete zu Gott, daß er ihm hülfe aus dieser Noth. Als er sich wieder aufrichtete, wollte der Sturm ihn schier umreißen, und mußte er sich an einen Baum halten. Unentschlossen, was er thun, ob bleiben, das Wetter vorüber lassen, oder versuchen solle, beim Leuchten des Blitzes, den Weg

nach Haus zu finden, stand er da und starrte in die Nacht hinein. Da sah er mit einem Male ein Licht in der Ferne, das sich ihm näherte. Zu seiner großen Verwunderung brannte das nicht in einer Laterne, sondern frei, und, ungeachtet des heftigen Sturmes, ganz ruhig. Wunderlich wurde ihm aber zu Muthe, als er sah, daß ein kleines Männchen in grauer Kleidung mit einem langen weißen Barte das Licht trug. Schon wollte er der seltsamen Erscheinung ausweichen, aber das alte Männchen trat ihm in den Weg, sprechend: „Fürchte Dich nicht. Gott, dessen Hülfe Du angefleht, hat mir durch meinen Großvater anbefehlen lassen, aus der Tiefe der Erde heraufzusteigen, und Dich in Sicherheit zu bringen, bis das Wetter vorüber ist. Folge mir.“

Das Männchen drehte sich seitwärts, und Heinrich folgte, ohne zu wissen, was er thue, denn diese Erscheinung und was ihm schon begegnet war, hatte ihn ganz verdutzt gemacht. Beim alten Brunnen der Burg blieb das Männchen stehen, leuchtete hinein, und forderte Heinrichen auf, mit ihm auf den Deckel desselben zu treten. Als dies geschehen, senkte sich dieser langsam mit ihnen in den Brunen hinab bis auf die Fläche des Wassers, wo er still stand.

Das Männchen fragte Heinrichen: ob er hier bis zu Tages Anbruch verweilen, oder ihm in das Innere der Erde folgen wolle, wo er die Wunderwerke des Schöpfers daselbst schauen, und betrachten könne die Macht des Höchsten aller Wesen. Heinrich hatte wieder etwas Muth, war auch begierig zu sehen, was ihm angeboten wurde, und erklärte sich bereit, weiter mit zu gehen.

„Gut," sprach das Männchen, „ich werde Dich in unser Reich einführen. Zuvor muß ich Dir aber sagen: Du kommst zu einem Volke, das wegen seiner Schweigsamkeit „das stille Volk" heißt, das gut und gefällig gegen die Menschen ist, und, wenn es von diesen beleidigt wird, nicht an den Menschen sich rächt, dafür aber sein eigenes Vieh peinigt und plagt. Sei daher nicht vorwitzig, frage nicht nach Allem, rede überhaupt wenig, antworte jedoch dreist, wenn man Dich fragt. Eigentlich haben wir gar keine Gemeinschaft mit den Menschen auf der Erde, da wir ein unterirdisches Geschlecht sind, aus Noth nur auf der Oberwelt erscheinen und auch dann nur, wenn es bei Euch Nacht ist. Wir sind weder Geister noch Menschen; haben zwar, wie ihr, Fleisch und Blut, können uns aber unsichtbar machen, in der Luft wandern, durch Felsen und verschlossene Thüren gehen."

Das Männchen bog nun seitwärts in einen Gang. Heinrich folgte, ohne ein Wort zu reden, noch irgend eine Frage zu thun. Es war ihm aber seltsam zu Muthe. Das Gefühl, unter der Erde zu sein, Geschöpfe kennen zu lernen, die nicht Geister, nicht Menschen, mit ungewöhnlichen Kräften aber begabt wären, machte ihn bänglich, und er wünschte insgeheim doch, des Männchens Einladung nicht angenommen zu haben. Das war aber zu spät, nun mußte er folgen.

Der Gang, in welchem sie gingen, nahm immer mehr an Höhe ab, und endlich so, daß wohl das Männchen aufrecht, Heinrich aber nur sehr gebückt gehen konnte. Diese beschwerliche Haltung und die dumpfe feuchte Luft hatten ihn nach einer halben Stunde so abgemattet, daß er nahe daran war, nieder zu sinken. Da traten sie endlich aus dem Gange, und vor ihnen lag eine weite Landschaft, geschmückt mit allen Wundern der Natur. Rechts zog sich eine Gebirgskette hin, aus deren höchstem, spitz zulaufendem Gipfel, in der Form einer ungeheuern Garbe, eine Helligkeit ausströmte, welche der ganzen Gegend eine Beleuchtung gab, ganz der gleich, in welcher unsere Erde kurz vor Sonnenaufgang erscheint. Links breitete sich ein großer See aus. Mit Fruchtfeldern waren die Ebenen bedeckt,

unterbrochen von Gruppen hoher Bäume, von denen lange große Früchte herabhingen, geschmückt mit den lebendigsten Farben. Auf Wiesenflächen weideten Heerden einer übergroßen Art Schaafe, deren Glöckchen eine bezaubernd reizende Harmonie von Tönen verbreiteten. Ueberall lagen, zerstreut auf Wiesen und Feldern, von blühenden Sträuchern beschattet, Wohnungen des kleinen Völkchens, zierlich von Stroh geformt, mit rankenden Blumen überzogen, von buntgefiederten Vögeln umflattert. Und durch diese schöne, reizende Landschaft wehte jener liebliche Duft, von welchem Heinrich oben am Thurm der Burg in den Schlaf gewiegt ward.

Still und erstaunt über Alles was er hier sah, entzückt über die vor ihm liegende, zauberhaft schöne neue Welt, war Heinrich. Das Männchen setzte sich mit ihm auf eine Rasenbank, damit er zur Weiterreise Kräfte sammeln solle, aber seine Mattigkeit war längst durch den Anblick der Herrlichkeiten umher verdrängt. Kräftig und munter fühlte er sich, und sein Auge schweifte lebendig umher und nie gesättigt. Gern hätte er gefragt nach diesem, nach jenem, aber das Männchen schwieg, und er sollte ja wenig fragen, wenig reden. Er schwieg daher auch.

Nach einer halben Stunde Ruhe sprach das Männchen: „Nun laß uns gehen, Heinrich, wir haben noch weit." Sie gingen. Am Ufer des Sees führte der Weg entlang. Auf den blaßrothen sanften Wellen schaukelten kleine bewimpelte Kähne, gefüllt mit den Bewohnern des Landes, die Heinrich hier zum ersten Male sah. Von allen wurde er begrüßt, und sein Begleiter forderte ihn auf, den Gruß nach seiner Landesart zu erwiedern, was er that. Große Fische sah er im Wasser, Fische von ganz ungewöhnlicher Gestalt; und Schwimmvögel, größer als unsere Schwäne, von blaßgrünem Gefieder, welche die kleinen Nachen in Menge umkreisten. Weiterhin stürzte von einem hohen Felsen Wasser herab, brausend dem See zueilend. Eine Brücke von Strohmatten führte über den hierdurch gebildeten breiten Bach. Das Männchen ging voran, aber Heinrich, meinend, ihn werde das schwache Geflecht nicht tragen, wollte nicht darüber gehen. Da reichte ihm das Männchen die kleine Rechte und sprach: „fürchte Dich nicht. Die Brücke trägt auch Dich," und führte den Zagenden über das schwankende, bei jedem seiner Schritte sich stark niederbeugende Strohgeflecht.

Jetzt führte der Weg links um den Felsen und

ein schönes Thal von hohen, steilabfallenden Felsenwänden öffnete sich ihren Blicken. Gleich am Eingange stand unter Gebüsch eine Wohnung. „Das ist mein Haus, sprach das Männchen. Hier wollen wir eine kurze Zeit Rast machen, denn du wirst wohl Nahrung bedürfen.“ Das war Heinrichen schon recht, und er sehr erfreut, sich stärken zu sollen.

„In mein Haus kann ich Dich nicht führen, das ist zu niedrig für Dich,“ sprach das Männchen; „setze Dich auf diese Bank. Hierher werde ich Speise und Labung Dir bringen, so gut ich es habe.“

Bald kam das Männchen zurück und brachte wohlriechende Früchte, Milch und Honigseim. Heinrich aß wacker drein, und das Männchen auch. Hier sah er auch Kinder des kleinen Völkchens, des Alten Enkel. Nur einen Fuß hoch waren sie, neun bis zehn Jahr alt, und sprachen des Landes Sprache, Heinrichen natürlich eine ganz unverständliche. Nur das konnte er aus ihren Mienen entnehmen, daß sie sich über den großen Mann, wie sie noch keinen gesehen, unterhielten, und der Großvater bemerkte dabei, daß Heinrich der erste Bewohner der Oberwelt sei, den die Kinder sähen.

Nach geendigtem Mahle ging die Reise weiter, immer im Thale entlang, und neben ihnen her rauschte

ein Waldbach. Das Thal ward enger und enger, und endlich vereinigten sich beide Felsenwände und schlossen es. Aber ein durch den Felsen hindurch laufender, von der Natur hochgewölbter dunkler Gang führte weiter. Ehe sie in diesen eintraten, zündete das Männchen ein Licht an. Wie verwunderte sich Heinrich, als er sah, daß die Wände des Ganges von oben bis unten flimmerten und flammerten beim Scheine des Lichts, als wären sie mit Edelsteinen belegt. Gern hätte er gefragt, ob es dergleichen wären, aber er wagte es nicht, denn er sollte ja nicht viel reden.

So ging es eine halbe Stunde lang fort. Endlich sprach das Männchen: „Nun sind wir bald am Ziele unserer Wanderung, wo Du Dich wirst ausruhen und erholen können, so lange es Dir beliebt." Und gleich darauf sah auch Heinrich in der Ferne Tageshelle schimmern. Jetzt traten sie heraus aus dem Gange, und vor ihnen breitete sich eine große Wiese aus. In einem Halbzirkel standen hohe schattende Bäume und vor diesen, auch im Halbkreise und dicht aneinander Wohnungen des kleinen Völkchens, worunter sich in der Mitte eine größere mit einem Thürmchen auszeichnete. Viele der Bewohner waren in geschäftiger Bewegung vor diesen Häuserchen. Hein-

rich stand und überblickte staunend, was er sah. Da sprach sein Begleiter: „Das ist der Hauptort unsers Reichs, da wohnt unser Oberherr, unsere Königin. Das größere Haus ist ihr Pallast. Da hinein werde ich Dich zu ihr führen."

„„Zu Eurer Königin?"" rief Heinrich ängstlich aus. „„Da fürchte ich mich; ich habe in meinem Leben noch keine Königin gesehen, noch mit einer geredet.""

„Sei unverzagt," erwiederte das Männchen. „Dir widerfährt kein Leids. Unsere Obere ist gut, und gern sieht sie es, wenn einer von eurer Welt zu uns kommt. Daß ich Dich zu ihr führe, hat sie ausdrücklich befohlen, denn sie schickte mich ab, Dich zu schützen und hierher zu geleiten. Danke ihr dafür, wenn Du in ihr Gemach trittst, durch eine Verbeugung und reiche ihr die Hand, das ist so Gebrauch."

Nun gingen sie über die Wiese hin und auf das größere Haus zu. Je näher sie kamen, desto mehr kleine Menschen fanden sich ein, die Alle den großen Fremdling anstaunten, und als Heinrich ganz nahe bei ihnen war, sich tief beugten, dabei auch die kleinen Arme kreuzweis auf die Brust legten.

Jetzt standen sie vor der Königin Hause. Durchaus von künstlich geflochtenem Stroh errichtet, war es

in chinesisch-japanischem Styl verziert, und mit den grellsten Farben bemalt. In eine hohe Spitze lief es aus, auf welcher eine große Glocke von Glasmasse hing. Fenster waren an der Vorderseite nicht, und die Thür gerade so hoch, daß Heinrich, ohne sich zu bücken, eintreten konnte. Zu beiden Seiten vor der Thür lagen zwei schwarze Hunde von ungewöhnlicher Größe. Sie schienen die Wache der Königin zu sein, denn in gleicher Stellung ruhend, wie man Sphinxe abbildet, lagen sie, und auf ein Zeichen, das Heinrichs Begleiter mit seinem Stabe in der Luft machte, erhoben sie sich, setzten sich auf die Hinterfüße und verblieben in dieser Stellung, bis dieser mit Heinrich in den Palast eingetreten war. Das Männchen voran, Heinrich nicht ohne Besorgniß folgend, gingen sie durch drei große Gemächer oder Abtheilungen hindurch, wo Niemand war. Im letzten nur standen zwei Männchen mit großen bunten Federn auf ihrer Kopfbedeckung an der Thür des vierten, welche sie öffneten. Ein Lichtglanz strömte heraus, der Heinrichen fast blendete, und erst nach einem Weilchen war es ihm möglich zu erkennen, wie es um ihn her aussah. Die Wände waren mit buntem Zeug behangen, auf welchem Figuren von blitzenden Steinchen, rothen, grünen, gelben, weißen, wie

eingewebt lagen. Von der Decke herab hing ein durchsichtiges Gefäß, aus welchem ein feiner, lieblich duftender Rauch aufstieg. Den Fußboden deckten bunte, feingeflochtene Strohdecken, auf welchen eine Menge kleiner Katzen herumlagen. Die hintere Wand des hohen weiten Gemachs war halbrund. In der Mitte derselben stand auf einer Erhöhung von drei Stufen ein Sessel von Gold, auf der Lehne mit einer goldenen, in drei Spitzen auslaufenden Krone verziert. Auf diesem saß ein Weibchen, größer, als alle übrigen. Es war die Königin. Angethan war sie in ein rosenfarbenes, weites, ihre Gestalt ganz verhüllendes Gewand, überstreut mit blitzenden Steinchen. Ihr Haar, kohlschwarz von Farbe, hing in langen Locken herab und auf dem Haupte lag ein Kranz von weißen Kelchblumen, denen jenes blendende Licht entströmte, das den Saal erhellte. In der Hand hielt sie einen kleinen goldenen Stab mit einem großen blitzenden Steine auf der Spitze. Zu ihrer Rechten saßen sechs Weibchen, alle in hellgrüne Ueberwürfe gehüllt, jede einen brillirenden Stern an der Stirn. Zur Linken standen sechs Männchen in gelben Gewändern, ohne Kopfbedeckung, auf der Brust mit einem brillirenden Stern geschmückt, und ein silbernes Stäbchen haltend.

Heinrich wurde nun von seinem Begleiter bis dicht an die Stufen des Throns geführt. Wie dieser ihm gesagt, that er, beugte sich tief vor der Königin und reichte seine Hand hin. Die Königin nickte mit freundlicher Miene, und berührte mit dem goldnen Stäbchen seine Hand. Auf dieses Zeichen hoher Gnade erhoben sich die sechs Weibchen, verneigten sich gegen Heinrich, wie auch die sechs Männchen, für welche Ehrenbezeigung Heinrich rechts und links durch Verbeugung dankte.

Heinrichs Begleiter sprach hierauf zur Königin:

„Hohe Obere, dies ist der Mann, zu dessen Rettung Du mich auf die Oberwelt sandtest. Es ist ein stiller, sittsamer Landbauer, der mir willig und unverzagt gefolgt und sehr erfreut ist, durch Deine Gnade unser Reich kennen zu lernen."

Die Königin nickte und richtete folgende Worte an Heinrich:

„Fremdling, durch meine Diener, welchen ich anbefohlen, unsichtbar auf eurer Erde zu spähen, wo Unglücklichen geholfen, Dienste dem Bedürftigen geleistet, der in Gefahr Schwebende gerettet werden kann, wurde mir gemeldet, daß Du, auf dem Hause Pleße von einem Unwetter überfallen, in Lebensgefahr schwebtest.

Ich sandte daher Deinen Begleiter, welcher ist meines Enkels Sohn, ab, Dich aus der Gefahr zu retten, sicher in unser Reich zu geleiten. Daß Du sonder Furcht ihm gefolgt bist, erfreut mich. Sei ferner guten Muthes. Kein Leid wird Dir bei uns geschehen, und ist es oben bei Euch wieder Tag, wirst Du ohne Gefahr auf das Haus Pleße zurückgebracht werden."

Mit freundlichem Ernste redete die Königin diese Worte in ihrer Landessprache, welche Heinrich von seinem Begleiter verdolmetscht wurden, und durch diesen ließ er wieder seinen Dank für Rettung und gnädige Aufnahme der Königin zurücksagen.

Heinrich wurde nun zum Sitzen eingeladen, was er zwar gern annahm, da er sich von der langen Wanderung etwas ermüdet fühlte, mußte sich aber auf den platten Boden niederlassen, denn für seine Größe gab es hier keinen Stuhl. Kaum hatte er das, so standen die sechs kleinen Weibchen auf, gingen um ihn herum, besahen seine Kleidung, betasteten die großen messingenen Knöpfe an seinem Rocke, das Leder seiner Schuhe, die Schnallen darauf, den Filzhut, die weißen Strümpfe mit den rothen hineingewebten Zwickeln, und den großen gelben Reif in einem der Ohrläppchen, Alles neue Gegenstände für sie. Heinrich

verhielt sich dabei ganz ruhig, störte die Untersuchungen nicht, konnte aber ein Lächeln nicht unterdrücken, wenn die kleinen Figuren ihm gar zu nahe kamen, seine Hand aufhoben, den messingenen Ring am kleinen Finger zu betrachten, so wie die silbernen Hemdenknöpfe am Arm. Als aber nun auch die kleinen Katzen sich ihm näherten, an ihm knurrend herumstrichen, auf seine ausgestreckten Beine sich setzten, und zwei ihm auf die Schultern sprangen, da konnte er sich nicht halten, und mit lautem Lachen unterbrach er die Ruhe und Stille im Saale und sprang auf. Die Königin erhob sich, die kleinen Frauen liefen schleunig nach ihren Plätzen, die Katzen flüchteten sich nach allen Winkeln, und eine allgemeine mißfällige Bewegung zeigte sich. Der Begleiter Heinrichs kam schnell auf ihn zu und sagte ihm: daß sein lautes Lachen ganz gegen ihre Sitten sei, daß er dadurch den Respect gegen die Obere verletzt, und daß er ja sogleich eine tiefe Verbeugung gegen dieselbe machen solle, als Zeichen, daß man ihm als Fremdling diesen Verstoß gegen ihre Sitte verzeihen möchte. Das that dieser auch alsbald, froh, mit solcher leichten Strafe wegzukommen, und als dies geschehen, setzte sich die Königin wieder.

Kaum war Alles wieder zur früheren Ruhe und

Ordnung zurückgekehrt, da trat ein Kind in den Saal, und verkündete, daß das Essen bereit sei. Diese Nachricht wäre Heinrichen sehr erwünscht gewesen, denn er fühlte starken Appetit, wenn er nicht befürchtet hätte, Schädliches genießen zu müssen. Er sagte daher zu seinem Begleiter: daß er keinen Hunger habe, und während ihrer Mahlzeit im Zimmer verbleiben wolle.

„Das geht nicht an“ antwortete dieser. „Du mußt mit uns gehen, doch brauchst Du nicht zu essen, wenn Du nicht willst.“

Heinrich schloß sich daher dem Zuge, den die Königin eröffnete, an.

Im Speisegemache war eine große Tafel, bedeckt mit einem überaus feinen weißen Tuche. Man sagte ihm, es sei dieses aus Amiantstein gewebt, und werde nicht mit Wasser, sondern durch Feuer gereinigt. Alle Geräthe waren vom feinsten weißen Metall, was Heinrich für Silber hielt. Auf der Tafel standen nur drei Schüsseln, vor jedem Teller aber ein prächtig gearbeiteter goldener Becher mit Getränke gefüllt. Man setzte sich auf hohe Stühle, so daß sich hier Heinrich auch bequem setzen konnte. Die Königin saß in der Mitte, die Kleinen ihr rechts und links zur Seite, ihr gegenüber erhielt Heinrich seinen Platz.

Zwar setzte er sich mit dem festen Beschlusse, nicht essen zu wollen, denn es hatte sich seiner die Besorgniß, vergiftet zu werden, zu sehr bemächtigt, welche dadurch noch vermehrt wurde, daß das, was die Schüsseln enthielten, eine ihm ganz fremde Gestalt hatte, und von auffallend rother Farbe war. Der schöne anlockende Geruch, den die Gerichte ausströmten, verscheuchte aber bald jene Besorgniß. Er griff zu, und es mundete ihm trefflich.

Nach der zweiten Schüssel stand die Königin auf, und Alle mit. Sie ergriff ihren Becher, der größer als die übrigen war, trank und sprach: „Gelobt sei das heilige Wesen, das dieses Wasser zur Labung und Stärkung uns schenkt." Alle tranken und sprachen: „Es sei gelobt."

Heinrich trank nicht; das Wasser sah ihm nicht aus wie Wasser, denn hellblau war seine Farbe. Sein Begleiter, neben ihm sitzend, erklärte ihm die Worte der Königin, und forderte ihn auf zu trinken, wenn er nicht den Unwillen ihrer Oberin aufs Neue erregen wolle. „Nun," dachte Heinrich, „so gehe es, wie es gehen will," setzte den Becher an den Mund, trank und trank, und leerte ihn bis auf den Grund. Lieblicher und labender hatte ihm noch nie Wasser

geschmeckt, und als er den Becher niedergesetzt, rief er voll Verwunderung aus: „Ei, welch köstliches Getränk! Wovon wird das gemacht?"

Seine Nachbarin, ein kleines Frauchen, erwiederte mit freundlich lächelnder Miene: „„Das machen wir nicht, das quillt ja aus der Erde.""

„O was seid Ihr glücklich! wir Menschen müssen unsere Getränke mit Kunst und Mühe bereiten, und keines derselben kommt diesem gleich an Geschmack," rief Heinrich aus.

Da sprach die Königin: „„Ich sehe wohl, Du bist auch von dem Fehler ergriffen, den Ihr Obermenschen alle habt. Die Wohlthaten des Schöpfers erkennt Ihr nicht, habt nie genug, und wünscht Euch immer andere. Ihr seid mit schönem Wein beschenkt, genießt ihn aber nicht immer mit Vernunft. Euch beleuchtet die wärmende Sonne am Tage, Nachts der Mond und ein Sternenhimmel, Dinge, die wir ganz entbehren, Euch aber doch nicht deshalb beneiden. Wir sind stets zufrieden mit dem, was wir haben; wir genießen mäßig, erfreuen uns daher einer dauerhaften Gesundheit, und werden, wie Du an mir siehst, sehr alt, denn hundert und funfzig Jahre zähle ich jetzt. Bei unserer Friedfertigkeit leben wir ohne Streit und

Hader, ohne Krieg. Keiner will der Reichste, der Vornehmste, der Erste sein. Das Alter nur bestimmt den Rang unter uns. Keiner unterdrückt den Andern, keiner will herrschen, keiner erobern. Der Aelteste ist Regent, was jetzt ich bin. Er ist das Haupt des Landes, ihm wird die höchste Ehre erwiesen. Er steht mit Rath und That bei, ermahnt den Verirrten, führt ihn mit Liebe und Ernst auf den Weg der Ordnung zurück, und nie bedarf es der Züchtigung.""

Heinrich konnte sich nicht halten bei diesen Worten, und unterbrach die Königin mit dem Ausruf: „O was seid Ihr für ein glückliches Volk, Ihr lebt ja wie im Paradiese!"

„„Wir leben glücklich,"" fuhr Jene fort, „„doch ohne alles Ungemach sind wir nicht. Es giebt bei uns eine Art Geschöpfe, halb Mensch, halb scheußliche Schlange. Sie leben in Felshöhlen, und fallen oft in großen Schaaren in unser Gebiet. Mit Mühe nur treiben wir sie zurück in ihre Klüfte, und Mancher der Unsrigen büßte hierbei sein Leben. Vielfach haben wir es versucht, ihre Feindschaft in Zuneigung zu wandeln, haben ihre gefangenen Verwundeten gepflegt, geheilt, sie wieder in Freiheit gesetzt; aber gerade diese waren es, die am ersten uns wieder überfielen. Keine Hoffnung haben

wir, diese Halbmenschen uns geneigt zu machen, daher es aufgegeben, sie je zu ändern, und müssen in steter Furcht leben, von ihnen angegriffen zu werden, daher immer gegen sie gerüstet sein.""

Bei diesen Worten ertönte draußen eine höchst liebliche Musik, und gleich darauf Chorgesang. Ein sanftes Lied war es, einem Lobgesange gleich, der zwei Mal wiederholt ward. Die ganze Versammlung fiel nieder und betete, Heinrich auch. Nach dem Ende des Gesanges erhob man sich. Heinrich fragte, was das bedeute, und erfuhr: es sei dies das Zeichen, daß der Abend anbreche.

Man begab sich nun wieder in das vorige Gemach, das mit vielen hohen Kerzen erleuchtet war, und auf ein gegebenes Zeichen liefen die darin zurückgelassenen Katzen in das verlassene Speisegemach, um hier gefüttert zu werden. Es waren einige Hundert. Heinrich konnte seine Verwunderung nicht bergen, warum man eine so bedeutende Anzahl dieser Thiere habe, und erfuhr: daß diese sehr nöthig und nützlich in den Kämpfen mit jenen Schlangenfeinden wären. Es könnten nämlich jene Halbmenschen das Geheul der Katzen durchaus nicht ertragen, und flöhen, wenn sie es hörten. Rückten sie nun heran zum Angriff, so

würden die Katzen in Masse vorangeschickt, ehe man sich auf Kampf einließe. Das entsetzliche Geschrei und Miau, das diese kleinen Thiere instinctmäßig erhüben, drängte gewöhnlich die Unthiere zurück, und nur dann käme es zum Kampf, wenn sie Nachts von ihnen unerwartet überfallen würden, wo nicht sogleich das Katzen-Corps vorgeschoben werden könne.

Heinrichen gefiel es je länger je mehr unter dem kleinen stillen Volke. Seine anfängliche Befangenheit und Scheu verlor sich, und er beschloß, eine Zeit lang sich in dieser Unterwelt aufzuhalten, und Alles genau zu betrachten. Diese Absicht theilte er seinem Führer mit; der aber zuckte die Achseln und meinte, daß dieser Wunsch nicht gut erfüllt werden könne. Kaum hatte dies Heinrich mit Bedauern vernommen, so winkte ihm die Königin — die sich wieder auf ihren erhöhten Sitz niedergelassen — und sprach:

„„Das höchste Wesen, das mir befahl, Dir in der Gefahr, in der Du oben auf dem Hause Pleße warest, beizustehen, und Dich zu uns führen zu lassen, will jetzt, daß Du wieder auf die Oberwelt zurückkehrst, denn das Unwetter ist vorüber, und der Tag bricht jetzt bei Euch an. Gehe denn, und laß die Erinnerung an Deinen Aufenthalt bei uns stets eine Auf-

forderung Dir sein, das höchste Wesen, das alle seine Geschöpfe anbeten, zu preisen. Meine Kinder werden Dir als Andenken einige Kleinigkeiten reichen, welche bei Euch Menschen Werth haben. Nutze sie mit Vernunft, dann wirst Du Dein Lebelang zufrieden und glücklich sein. Lebe wohl.""

Heinrich stand da wie aus den Wolken gefallen. Er wollte noch gar nicht fort und sollte doch. Er wollte sich nun erst recht umsehen und man hieß ihn gehen. Das war ihm sehr ungelegen, doch wagte er keine Einwendung, noch eine Bitte um Verlängerung des Aufenthalts. Er verbeugte sich daher vor der Oberen, die zum Zeichen ihres Wohlwollens mit ihrem goldenen Stäbchen seine Hand wieder berührte, grüßte die Uebrigen, dankte für Alles, was ihm erwiesen, und folgte verstimmt seinem ersten Führer nach.

Als sie aus der Wohnung getreten, einige Hundert Schritte gegangen waren, lenkten sie rechts in ein kleines Haus. Beim Eintritt kamen einige kleine Männchen ihnen entgegen, und reichten Heinrichen Kürbiskerne, sprechend: „„Lege diese in Deine Erde und Du wirst Früchte erhalten von einer Größe, die Dich in Erstaunen setzen wird.""

Heinrich nahm die Kerne hin, dachte aber bei sich:

wenn ihr mir nichts weiter geben wollt, so betragt ihr euch lumpig. Wie aber erglänzte sein Gesicht, als er in eine Kammer geführt wurde, wo Haufen von Gold- und Silber-Körnern, von der Größe einer Haselnuß lagen, und auf Tischen köstlich flimmernde Edelsteine ihn anblitzten. Starr war er vor Staunen, und überschaute mit Verlangen diese unschätzbaren Reichthümer. Von den letzteren gab man ihm zwölf Diamanten seltener Größe, und von den Goldkörnern nach Belieben zu nehmen, ward ihm erlaubt.

Nicht zweimal ließ sich das Heinrich sagen. Mit vollen Händen griff er in die Haufen, füllte seine Taschen, sowie den Ranzen, der ihm über die Schulter hing, mit den schönen Körnern, und als genug er zu haben erklärte, gab ihm eines der Männchen noch ein Kästchen mit solchen Körnern gefüllt. Er dankte gar schön, und trat nun, wohlbelastet, den Rückgang mit seinem Begleiter an.

Obgleich es Abend war, blieb es doch immer noch hell genug, und Heinrich hätte sich nochmals erfreuen können des herrlichen Thales und der einzig schönen Natur in dieser Unterwelt; allein der Schatz, den er trug, ließ ihn nichts mehr sehen, was ihn umgab. Pläne entwarf er schon, was er damit machen,

wie er ihn anwenden wolle. Beschäftigt mit solchen Gedanken, folgte er seinem Führer schweigend, und der lange Weg, derselbe, den er gekommen, verschwand ihm schnell unter den Füßen. Als sie an die Stelle kamen, wo Heinrich nicht mehr aufrecht gehen, gekrümmt nur vorwärts konnte, unterlag er fast der Last des erhaltenen Geschenkes, und bat seinen Begleiter um einen Augenblick Ruhe. Der aber meinte, das werde nicht nöthig sein, er wolle ihm seine Bürde tragen, und flugs huckte das kleine Männchen den schweren Ranzen auf seinen kleinen Rücken und nahm das Kästchen in den Arm. Bald waren sie am Ende des Ganges und standen auf dem Gerüste, das noch auf dem Wasserspiegel des Brunnens schwamm.

„Hier müssen wir uns trennen," sprach das Männchen, gab Kästchen und Ranzen Heinrichen zurück, reichte ihm die Hand und sagte: „Lebe wohl. Wenn Du glücklich bist, so gedenke des stillen Volkes."

Heinrichen ging der Abschied nahe. Doch ehe er sprechen konnte, war der Begleiter schon im Gange verschwunden, und er ward im Hui heraufgehoben in den Brunnen an das Tageslicht, trat hier ab vom Gerüst, das schnell sich zurücksenkte.

Geblendet vom entwöhnten Glanze der Sonnen-

strahlen, konnte er erst nach einer langen Pause die Augen öffnen. Er setzte sich und blickte mit großer Freude um sich her, auf sein Dörfchen und in die weite, bekannte, liebe Landschaft. Ob nun gleich Alles, was er sah, ihn überzeugte, daß er wache, so rief er sich doch zu: „Was war das? habe ich geträumt, träume ich noch, oder war ich wirklich im Innern der Erde, in einer fremden Welt? Und doch muß es so sein; das Gewicht des Erhaltenen überzeugt mich zu deutlich davon. Dank euch, ihr lieben Wesen, die ihr mich zum glücklichsten Menschen machtet. Glücklich werde ich sein, indem ich Glück und Freude um mich verbreiten will." Er sank nieder und betete. Dann eilte er schnell den Berg hinab in das Dörfchen.

Seine alte Mutter und die Schwester hatten ihn schon vom Berge herabsteigen sehen, und kamen ihm entgegen. Die Freude des Wiedersehens war groß, denn daß Heinrich Abends zuvor nicht zurückgekehrt, im ganzen Dörfchen vergebens aufgesucht war, hatte im Hause große Besorgniß erregt, daß ihm ein Unglück begegnet sein müsse. Als sie nun zusammen in ihrem Häuschen waren, Heinrich seine Last abgeworfen, erzählte dieser, wo er gewesen, was er gesehen, was er erlebt und wie reichlich er beschenkt sei. Mutter und

Schwester schlugen ein Mal über das andere Mal die Hände voll Verwunderung zusammen, und als Heinrich die mitgebrachten Schätze vorzeigte, da waren sie stumm vor Erstaunen. Nun wurde berathschlagt, wie der Reichthum verwendet werden solle, und man vereinigte sich dahin, das Bauergut ihres kaum verstorbenen Nachbars zu erkaufen. Dies geschah, und am nächsten Martinstag zog das glückliche Dreiblatt in den großen Ackerhof ein.

Heinrichs Besuch in einer anderen Welt, und sein von da mitgebrachter Wohlstand ward bald in der Umgegend bekannt, und da kamen Viele herbei, die auch reich werden wollten, ein gleiches Abenteuer zu bestehen wünschten. Kein Tag verging, wo sich nicht bei der Pleßer Burg dergleichen Habsüchtige eingefunden hätten, besonders zur Zeit schwerer Gewitter und Stürme, aber ein graues Männchen mit einem Lichte erschien nicht, so tief in die Nacht hinein sie auch ausharrten. Das erschien nur Guten, Hülfebedürfenden.

Viele Jahre lebte Heinrich und seine Familie in Friede und Einigkeit beisammen, und bald ward Ersterem auch die Freude, Vater zu werden. Oft ging er mit seiner Therese hinan zur Burg Pleße, und jedes Mal weilte er beim Brunnen, gedenkend, wie er durch

ihn hinabgestiegen zur Erlangung seiner Wohlhabenheit, und dankte jedes Mal dem stillen Volke, durch das er glücklich war. Nie aber zeigte sich ihm das graue Männchen wieder, so sehr er es auch wünschte, um von seinem Glücke ihm erzählen zu können.

Des Magdeburger Domes Mährchen.

Kommst Du, lieber Leser, nach Magdeburg, so schauest Du auch gewiß mit Staunen an das mächtige Gebäude des Domes, dessen Riesenthürme ein halbes Jahrtausend schon die Elemente umtobten, dessen tausendjähriges Jubiläum die Nachwelt gewiß noch in seinen heiligen Hallen wird feiern können; denn fest, ewigkeitsfest ist dies gewaltige Menschenwerk. Und hat es Dich erfreuet, zu hören, und zu sehen, daß die Neuzeit zu solcher Dauer ihn wieder stählte, die alte Form im kleinsten Theile zu erhalten sich mühte, so wird Dir auch nicht entgangen sein das Steinbild eines Schäfers an der Vorhalle des Eingangs in den Dom, der aufschauet an dem Thurme, und neben ihm zwei Schaafe und sein Hund; so wie, an der Spitze des nach Norden gekehrten Thurmes, die Figur eines Mönches. Willst

Du wissen, worauf diese Bildnerei deutet? — Ich will es Dir erzählen:

Sieh, es war einmal ein Schäfer, der weidete zur Zeit des Dombaues seine Schaafe auf einem Anger in der Nähe von Magdeburg. Kein Baum stand auf dem Anger, unter welchem er Schatten gefunden hätte in der Schwüle des Mittags, und setzte er sich daher gewöhnlich auf einen großen Feldstein. Die Schaafe lagerten sich um ihn her, der Hund ruhte zu seinen Füßen und sein Knecht saß neben ihm auf dem Steine. Hier wurden die heißen Stunden des Mittags abgewartet, und dann weiter getrieben. Da begiebt es sich einstmals in diesen Ruhestunden, daß ein Feldmäuschen aus einem Löchlein in der Erde herauskomm: und pfeilschnell unter dem Feldstein des Schäfers wieder verschwindet. Der Schäfer wie der Knecht, beide eingedämmert, bemerken es nicht, aber dem Hunde ist das Mäuslein nicht entgangen. Er springt auf, will ihm nach, das ist aber schon geborgen unterm Stein. Er umschnüffelt rings den Stein, beginnt zu scharren und bellend wühlt er die Erde hervor. Schäfer und Knecht erwachen. Sie sehen, wie der Hund sich müht, immer tiefer sich einzuwühlen, und daß einen gelben glänzenden Sand er auswirft.

„Wenn das Goldsand wäre!“ spricht der Knecht zum Herrn.

Der Schäfer nimmt eine Handvoll des Sandes auf, findet, daß der Sand schwer ist, betrachtet ihn lange, und da der Sand im Sonnenscheine gar glänzend blinkt, so kommt es auch ihm vor, daß es Goldsand sein könne. Da spricht er zum Knecht: „Höre Andrees, ’s scheint mir auch, als ob es Goldsand sei. Weißt Du was, wir wollen unsere Ranzen damit füllen und ihn zum Goldschmied tragen, der versteht das.“

Der eine der Ranzen ist bald angefüllt; aber wie schwer, wie schwer war er, kaum zum Aufheben. Der Hund, des Scharrens müde, wendet sich weg, aber sein Herr feuert ihn mit den Worten: „such’s Mäuschen, such’s Mäuschen!“ zum Weiterscharren an. Der Hund thut’s. Bald ist auch der zweite Ranzen angefüllt, und schon überlegen der Schäfer und Andrees, worein sie weiter den Goldsand thun wollen, als der Hund seine Arbeit verläßt, und alles Anregen zum Weiterscharren umsonst ist. Nun graben Beide mit ihren Schäferstäben weiter nach, aber die Fundgrube war erschöpft, sie wühlten nur reine Erde hervor.

Gegen Abend treiben sie die Heerde nach der Stadt zurück. Keuchend unter der Last der vollen Ranzen,

folgen sie, berathschlagend, was sie beginnen wollen, wenn es Goldsand sei. Da begegnet ihnen ein Mönch aus dem Kloster unserer lieben Frauen, der spricht:

„Ihr tragt ja so schwer, was habt ihr denn in euern Ranzen?"

Und sie antworten ohne Arg: „„Gold, ehrwürdiger Herr.""

„Ei, wie kommt ihr denn dazu?"

„„Wir haben es auf dem Anger gefunden.""

„Zeigt doch einmal."

Sie öffnen einen Ranzen. Der Mönch nimmt eine Handvoll des Sandes heraus, beäugelt ihn genau, und die Augen werden immer funkelnder ihm im Kopfe. Schäfer und Andrees sehen ihn, erwartend seine Meinung, an. Da spricht er: „Ja, ihr Leute, es ist Goldsand. Was wollt ihr damit anfangen?"

„„Das wissen wir selbst noch nicht"" spricht Andrees. „„Könnt Ihr uns vielleicht guten Rath geben, ehrwürdiger Herr?""

„Warum das nicht, lieben Freunde," erwiedert der schlaue Mönch. Ihr könnt das Gold nicht besser anwenden, als zum Heil eurer Seele. Eine Stufe im Himmel könnt ihr Euch damit erbauen, die ewige Seligkeit dadurch erlangen."

Beiden ist nun zwar dieser Vorschlag nicht der erwartete. Sie haben ganz andere Pläne, Weltpläne; des Himmels hatten sie gar nicht gedacht. Sie sind indessen fromme gläubige Seelen, und des Mönches wiederholte Aufforderung und eindringliche Ermahnung, die gute Gelegenheit zur Sicherung ihres Seelenheils nicht ungenutzt vorüber gehen zu lassen, dringen durch, und sie erklären sich bereit, ihren Goldsand der Kirche zu opfern. Und da sie nicht wissen, wie das am geeignetsten geschehen könne, so spricht der Mönch:

„Mir scheint es, als ob unser Herr Gott euch den Schatz zugewiesen, ihn zur Förderung des Dombaues zu verwenden. Erfüllt seinen Willen und legt ihn als ein Opfer auf den Altar dieses jetzt aufsteigenden Tempels, so werdet ihr selig, und eure Namen in ewige Zeiten noch genannt werden."

Schäfer und Knecht sahen sich wechselseitig stumm an. Jeder will im Gesichte des Andern dessen innern Willen lesen, und keiner getraut sich, den seinen zu erklären. Da bringt sie der Mönch mit den Worten zum Entschluß:

„Ich sehe schon, ihr seid entschlossen, dem Fortbau des hohen Doms euern Schatz zu reichen. Dafür segne euch der Höchste. Kommt mit mir zum Prior

des Klosters. In seine Hände übergebt selbst eure Gaben."

Sie folgten unwillkührlich, übergaben ihren Schatz, empfingen reichen Dank und reiche Segnungen des Himmels, und kehrten, arm wie zuvor, zu ihrer Heerde zurück.

Die Verwendung ihrer Gabe zum Fortbau des Domes geschah, und zum dankbaren Andenken stellte man jenes steinerne Bild eines Schäfers mit zwei Schaafen und dem Hunde an der Vorhalle des Eingangs in den Dom auf, und gab des erstern Kopf die Richtung, aufwärts gerade dahin zu schauen, bis wie weit seine Gabe den Bau befördert hatte.

Sieh, lieber Leser, das war die Geschichte vom Schäferbilde am Dom zu Magdeburg. Nun erzähle ich Dir die von dem Mönchsbilde, das Du oben an der Spitze des nach Norden gekehrten Dom-Thurmes siehst.

Ein Mönch des Carmeliterklosters in der Vorstadt Sudenburg trägt sich Jahre lang mit der Ueberzeugung herum: daß er von Gott dazu auserkoren sei, den Teufel, diesen abgefallenen Engel, zu bekehren und in den Schooß Gottes zurückzuführen. Je länger je mehr setzt sich der Entschluß fest, dieses Werk zu übernehmen, und sich dadurch des Genusses ewiger Seligkeit in jener Welt theilhaftig zu machen. Er

weiß aber nicht, wie er es anfangen soll, zu einer Unterredung mit dem Bösen zu gelangen, denn ihn herbeischwören will er nicht. Da sitzt er einstmals spät in der Nacht in seiner, von einem Lämpchen spärlich erleuchteten Zelle, den Kopf in den Arm gestützt, sinnend über das Vorhaben. Geschlossen hat er die Augen im reiflichen Nachdenken durch nichts gestört zu werden; da vernimmt er ein Geräusch. Er schlägt die Augen auf, und — vor ihm steht — der Gottseibeiuns leibhaftig. Erschrocken springt er auf, ermannt sich jedoch und spricht mit barscher Stimme: „Was willst Du hier?"

Der Böse erwiedert: „„Schon lange hast Du mit mir zu reden begehrt, ich weiß es; drum komme ich und frage, was willst Du von mir? Sprich!""

Und der Mönch spricht: „Ich bin von Gott berufen, Dich Abgefallenen zu ihm zurück zu führen. Bekehrst Du Dich, thust Du Buße, lässest ab, des himmlischen Vaters Widersacher zu sein, und bereuest Deinen Abfall, so wird er Dich wieder aufnehmen unter seine Engelein, und Du wirst die ewige Seligkeit schauen."

Aber diese Worte waren in den Wind gesprochen. Der Böse grinsete höhnisch über solche Rede, und suchte

den Mönch zu beschwatzen, von Gott abzufallen, in sein Reich einzugehen; versprach auch irdische Güter in Menge.

Ob solcher Zumuthung ergrimmt der Mönch in heiligem Eifer, steht auf, nimmt das Kruzifix von seinem Betaltar, hält es dem Bösen entgegen und spricht: „Hebe Dich weg von mir, Satanas!“

Flugs weicht der Böse. Aber der Mönch läßt sich durch diesen ersten mißlungenen Versuch zur Bekehrung des Satanas nicht abhalten, seinen Vorsatz zu verfolgen, hoffend, doch endlich zu siegen, eine gefallene Seele Gott wieder zuzuführen. Er wünscht daher im Stillen, daß der Böse ihm nochmals erscheinen möchte. Dieser erspäht des Mönchs Gedanken, und hoffend, in sein Reich jenen zu locken, erscheint er wieder Nachts in der Zelle des Mönchs.

Nun beginnt von Neuem ein langes Gespräch zwischen Beiden. Jeder ist bemüht den Andern zu sich herüber zu ziehen, und keinem gelingt es. Da spricht endlich Satanas:

„Pfaffe, ich will mich bekehren, zu meinem Erzfeind, den Du anbetest, mich wenden, doch nur unter einer Bedingung.“

„„Die ist?““ fragte begierig und freudig der Mönch.

„Daß Du morgen am hellen Tage in den Pantoffeln, welche Du jetzt trägst, raschen Schrittes bis an die Krone des einen der Domthürme hinan steigst. Gelangst Da dahin, ohne einen Pantoffel zu verlieren, so bin ich Deines Gottes. Verlierst Du aber einen, so bist Du mein."

Der Mönch schüttelt bedächtig den Kopf ob dieser seltsamen Bedingung, ist jedoch im Innern so gewiß, sie erfüllen zu können, daß er nach kurzem Bedenken erwiedert: „„ich gehe diese Bedingung ein. Morgen früh mit Tages Anbruch wirst Du mich den Gang wagen sehen.""

„Gut," spricht der Böse, „mich findest Du oben in der Krone des Thurmes," und verschwand.

Der Mönch legte sich zur Ruhe nieder, aber sein Schlaf war unruhig und finstere Träume quälten ihn. Kaum grauet der Himmel, so erhebt er sich von seinem Lager, kleidet sich an, geht in die Kirche des Klosters, kniet nieder am Altar, und betet zu Gott, ihn zu stärken und ihm beizustehen bei dem Vollbringen des guten Werkes zu seiner, des Höchsten, Ehre. Gestärkt und voll Vertrauen erhebt er sich, verläßt das Kloster, wo noch Alles in tiefem Schlummer liegt, und schreitet in der bedingten Fußbekleidung getrost nach dem Dom-

platz hin. Hier schaut er auf nach dem Ziele seiner Wanderung, von wo schon der Lucifer auf ihn niederblickt, und nicht ohne einige Bangigkeit sieht er, daß der Weg doch etwas länger ist, als er ihn sich gedacht.

Er tritt in den Dom ein, sinkt hier abermals am Hochaltar nieder, empfiehlt seine Seele Gott, und steigt nun raschen Schrittes, wie ihm geboten war, im Thurm hinan. Zur Hälfte hat er den Weg glücklich zurückgelegt, da stolpert er, und einer der Pantoffeln entfällt ihm. Im Hui stand der Böse hohnlächelnd neben ihn, packte den wankenden Mönch und schleuderte ihn hinab in die Tiefe. Da geschah es, daß zum Andenken an den Gott ergebenen, im himmlischen Berufe gefallenen Mönch, sein Bild in Stein an der Stelle aufgerichtet ward, von wo Satanas ihn herab stürzte.

Sieh, lieber Leser, das ist die gräßliche Begebenheit vom schmähligen Tode des Mönchs, dessen Bild Du sahest. Jetzt folge mir ins Innere des Doms. Hier zeige ich Dir ein Denkmal, das ein stolzer Erzbischof, Ernst hieß er, sich vor dreihundert Jahren erbaute, unter welchem seine Gebeine ruhen. Drum herum steht ein gar kunstreich gefertigtes Gitter von Eisenwerk, so schön Du wohl keines noch sahest. Es heißt nun

zwar, das habe ein gelehrter Schmied in der Reichsstadt Nürnberg gemacht, der sich Peter Vischer genannt, das ist aber nicht wahr; man will nicht, daß ein Werk des Teufels, denn das ist es, in einem Gotteshause stehe, und da sagt man, es sei das Werk eines Menschen. Laß Dir erzählen, wie es zuging, daß Satanas es fertigte.

Zur Zeit, als um das Grab des Erzbischofs ein Gitterwerk gesetzt werden sollte, und man nicht weiß, wo und bei wem man es bestellen könne, da sitzen einmal die Schlossermeister der Stadt beisammen und räsonniren darüber, daß die Domherren Willens wären, von einem auswärtigen Meister solches anfertigen zu lassen; als ob sie nicht eben so schön und billiger wie jener es liefern könnten. Es sei sündlich und schändlich, daß man das viele Geld dafür außer Landes schicken wolle, und man müsse den hochweisen Rath angehen, daß dieser sich der Innung annähme und die hohen geistlichen Herren zu bewegen suche, bei ihnen das Gitterwerk zu bestellen.

So oft nun die Schlossermeister beisammen sind, wird nur und immer hiervon gesprochen, bis endlich es entschieden ist, daß ihnen die Anfertigung des Gitters nicht zu Theil wird, daß Peter Vischer in Nürnberg

es liefern solle. Voll Ingrimm sind sie darüber, müssen sich aber fügen, da sie es mit den hohen Domherren zu thun haben, gegen deren Macht nichts auszurichten ist. Indessen trösten sie sich damit, daß, wenn das Gitter nur erst da sei, so wollten sie schon Fehler daran finden, und es dann so beräsonniren und schlecht machen, daß die Herren Domherren es bereuen sollten, nicht bei ihnen es bestellt zu haben.

Nun war bei ihren Versammlungen, wo dieser Gegenstand verabhandelt wurde, jedes Mal ein flinker, junger Schlossergeselle zugegen gewesen. Das war ein geschickter, gewürfelter Bursche, schlau aber verschwiegen. Kein Wort sagte er dazu, wenn die Meister sich noch so sehr ereiferten, er machte nur den stummen Zuhörer. Dem kam der Gedanke bei, ob er nicht ein solches Gitter, und eben so gut wie der Nürnberger, anfertigen könne, was freilich eher fertig sein müsse als jenen seines. Viele Tage trug er dies Projekt mit sich herum, sinnend und sinnend, wie er es ins Werk setze. In den Feierstunden macht er in seinem Kämmerchen Zeichnungen und Risse und Berechnungen, oft die halbe Nacht hindurch; aber immer stellt sich ihm der Umstand in den Weg, daß er allein nicht im Stande sein werde, zeitiger als der Nürnberger das Gitter zu liefern. Das

peinigt ihn gar sehr, denn einen Gehülfen will er nicht, um allein Ehre und Gewinn davon zu haben. Da sitzt er auch einmal um Mitternacht, und simulirt, wie dies Hinderniß zu überwinden sei, und da er gar keinen Ausweg finden kann, geräth er so in Aerger und Zorn, daß er in vollem Ingrimm ausruft: „Wenn doch der Teufel mir hülfe, ich wollte gleich sein eigen sein!" Kaum hatte er die Worte gesprochen, so stand der Satanas leibhaftig vor ihm und sprach: „„Hier bin ich.""

Der Bursche, obwohl dreist und beherzt, schrak doch heftig zusammen ob dieser Erscheinung, und wollte sein Kämmerlein verlassen.

„„Bleib!"" sprach der Böse, „„ich thue Dir nichts. Du willst, ich soll Dir ein Gitter machen, besser wie das des Nürnbergers? Das kann geschehen.""

Der Bursche blieb, sammelte sich, und sprach mit Ruhe: „Du willst mir wirklich helfen, ein solches Gitter zu arbeiten?"

„„Helfen nicht, aber es in einer Nacht fix und fertig da hinstellen, wo Du es begehrst.""

„Wie? In einer Nacht?"

„„In einer Nacht, schön und tadelfrei.""

Der Bursche, verblendet von solch schneller Ver-

wirklichung seines kühnsten Strebens, sprach: „Gut, ich nehme Dein Erbieten an. Du stellst in künftiger Nacht das Eisengitter so kunstvoll als möglich im Dom um das Grab des Erzbischofs auf, und dafür theile ich mit Dir das Geld, das man mir zahlen wird."

„„Oho, junges Blut, um Geld ist's mir nicht zu thun. Der Preis, den ich verlange, ist Deine Seele. Verschreibst Du mir diese mit Deinem Blute, dann liefere ich Dir das Meisterstück.""

Der Bursche tritt betroffen einen Schritt zurück. Solchen Handel hat er nicht erwartet. Doch nur eine Minute bedenkt er sich, dann spricht er mit stolzer Miene: „Meine Seele gehört nicht mir; die gehört meinem Herrn Gott, von dem ich sie empfing."

„„Bah!"" entgegnete der Böse, „„Du thust wie ein Knabe, der noch nicht weiß, daß der Mensch über seine Seele schalten und walten kann, wie er will.""

„Nein," sprach der Bursche mit Ernst, „meine Seele verschreibe ich Dir nicht. Thue eine andere Forderung."

„„Nur Deine Seele ist der Preis,"" spricht der Böse. Aber standhaft verweigert der Bursche diesen. Da verschwindet der Versucher, hinterlassend einen bösen Geruch.

Das hat der Bursche nicht erwartet. Gedankenvoll setzt er sich, und sinnt über das Erlebte nach, wirft sich aufs Lager, aber kein Schlaf kommt in seine Augen. Es quält ihn, daß die Aussicht zur Erreichung seines Begehrens, einen Augenblick ihm so nahe, mit einem Male wieder verschwunden ist, und er beginnt schon zu bereuen, daß er den Handel nicht eingegangen. So von Wollen und Nichtwollen gequält, verbringt er die Nacht und den folgenden Tag. Abends ist er wieder in der Versammlung der Schlossermeister, hört hier von Neuem, wie Alle eifern und geifern, daß sie nicht das Gitter in Arbeit erhalten, daß Peter Vischer auch kein Hexenmeister sein werde, und sich schließlich, wie bei allen früheren Zusammenkünften, auch dieses Mal wieder damit trösten: daß, wenn es nur erst da sei, sie genug Auszusetzendes daran finden und es möglichst schlecht machen wollten.

Dem Burschen entgeht kein Wort, und als die Rede darauf kommt, daß Jeder der Meister im Stande sei, solch Gitter zu liefern, springt er von seinem Sessel auf und spricht: „Das meine ich auch; ja selbst ich getraue mir, es zu fertigen."

„„Nu, nu,"" erwiedert sein Meister, „„nur nicht zu groß gethan, Du Gelbschnabel; bist zwar ein flei-

ßiger Bursche, auch geschickt, und es kann einmal ein brauchbarer Mann aus Dir werden, aber so weit ist's noch nicht mit Dir, daß jetzt schon Du solch ein Kunstgitter fertigen könntest, Du müßtest denn mit dem Teufel im Bunde stehen.""

„Ja," rief die ganze Versammlung, „der müßte ihm helfen, sonst möchte er wohl die Hand davon lassen müssen."

„Nun," ruft keck und trotzig der Bursche, „wer weiß, was geschieht!"

Alle lachen, und der Bursche verläßt die Versammlung. Sein Entschluß ist gefaßt, denn sein Ehrgeiz ist gereizt. Kaum ist er in seinem Kämmerlein, so ruft er den Teufel herbei, und im Umsehen steht der vor ihm, fragend: „„was willst Du?""

„Mache mir das Gitter, diese Nacht noch. Vor Anbruch des Tags muß es fertig im Dom stehen, meine Seele verschreibe ich Dir. Doch mache ich die Bedingung, daß, wenn ich einen Fehler, auch den geringsten, an Deiner Arbeit finde, unser Kontrakt zu nichte ist."

„„Bin's zufrieden,"" spricht der Böse mit hohnlächelnder Geberde. Hier ist Griffel und Papier, und hier — er schlägt seine Kralle in den fleischigen, run-

den Arm des Burschen, daß dicke Blutstropfen hervordrnigen — ist Dein Blut. Tauche ein und schreibe.""

Der Bursche ergrimmt im Innern ob der schmerzhaften Berührung des Bösen, verbeißt seinen Zorn, unterschreibt und spricht. „Nun packe Dich. Nach Mitternacht bin ich im Dom, Deine Arbeit zu prüfen."

Der Satan verschwindet, der Bursche geht auf und ab, legt sich nieder, aber der Schlaf flieht seine Augen. Unruhig wälzt er sich auf dem Lager hin und her, überdenkend den gethanen verzweifelten Schritt, hoffend, fürchtend, zagend, doch mit Muth wieder belebt, indem er bei sich spricht: „Was ist's weiter; finde ich einen Fehler am Gitter, und den will ich schon finden, so bin ich meiner Zusage quitt, und finde ich keinen, so — so — nun so kann doch der Teufel meine Seele nicht früher packen, als wenn ich sterbe, und damit hat es noch ein funfzig Jahre Zeit. Zeit gewonnen, viel gewonnen; das Gitter bleibt mir jeden Falles. Vielleicht kann mich auch unser Herr Pater Urban in meiner Todesstunde von dem Vertrage entbinden und meine Seele erretten. Kommt Zeit, kommt Rath."

So beschwichtigt er sein Gewissen, das wie ein Hammer anpocht und mahnt. Der Schlaf flieht ihn

aber, und kaum hat die Domuhr elf geschlagen, so springt er auf und verläßt das Haus. Er hat keine Ruhe mehr, es treibt ihn fort. Hin und her geht er, hierhin, dorthin, nirgends kann er weilen. Und obgleich es stürmt, Regen niederströmt, Blitze leuchten, der Donner rollt: er läuft Straß' auf, Straß' ab. Ungeduld, Beängstigung quälen ihn, und um so mehr, je näher die entscheidende Stunde heranrückt. Wohl steigt der Wunsch leise in ihm auf, das Teufelsspiel nicht begonnen zu haben, aber die nahe Aussicht, seine Wünsche erfüllt zu sehen, vertreibt schnell alles Bedenken. Er zwingt sich, lustig zu sein, und jauchzt laut auf wie ein Trunkener.

Auf dem Domplatze war er, als die Geisterstunde nahte. Oben an den Thürmen brach sich die Macht des Sturmes fürchterlich, als müßten die alten Steinkolosse den tobenden Elementen erliegen. Eiskalt rieselt es ihm über den Rücken, wenn er aufwärts schaut in die finstere Nacht und Blitze plötzlich des Domes Thürme erhellen. Er bebt vor Frost und Angst mit jeder Minute mehr.

Da schlägt es zwölf Uhr. Mit dem letzten Schlage öffnet sich des Tempels Thür. Leisen Schrittes nähert er sich ihr und tritt ein. Helle feurige Erleuchtung

überall ohne brennende Kerzen. Jetzt wendet er sich nach dem erzbischöflichen Grabstein hin, insgeheim wünschend, kein Gitter zu erblicken, aber — fix und fertig steht das Gitter, kunstvoll gearbeitet da. Hoch klopft sein Herz, und langsam nur naht er sich ihm. Schöner hat er noch keines gesehen, erstaunt und überrascht ist er. Nach einer Weile beginnt er es zu durchmustern und mit der größten Strenge. Stab vor Stab, Blumengewinde und Schnörkeleien, Schraube wie Schräubchen, Alles prüft er aufs Genaueste. Aber nirgends vermag er einen Fehler, auch nicht den kleinsten zu finden. Da bebt, da zittert er. Schon will er umwenden, sich leise hinausschleichen, da schwebt aus der Höhe des Domgewölbes der Böse herab, tritt ihm in den Weg und spricht:

„„Nun, findest Du einen Fehler an meinem Werke?““

Der Bursche erblaßt, und stammelt zitternd ein leises „Nein.“

„„Dummer, ehrgeiziger Bube,““ schreit der Böse ihn an, „„sieh, hier fehlt noch eine Schraube““ und dabei stößt er den schon halb Todten mit der Nase auf die Stelle, daß das Blut hervorströmt. „„Fort mit Dir, Du bist mein.““ Der Bursche sinkt nieder,

aber der Satanas packt ihn mit seinen Klauen und fährt mit der Beute zur Decke des Domes hinaus, da, wo man noch heutigen Tags zwei Fallthüren sieht. Denn, so oft auch das Teufelsloch zugemauert ward, die Steine fielen immer wieder heraus.

Sieh, lieber Leser, das sind die grausigen Geschichten vom Dom in Magdeburg. Noch zur Stunde kannst Du das Gitter, da wo der Unhold es hinsetzte, schauen. Betrachtest Du das kunstvolle Werk, denn das ist es, genau, so wirst Du finden, daß die größeren Stäbe hohl und so in einander gefügt sind, daß, wenn in eine kleine Oeffnung Oel gegossen wird, es mittelst einer Pumpe durch das ganze Gitterwerk getrieben werden kann, wo es aus einzelnen kleinen Oeffnungen wieder herausquillt und dadurch das Eisen gegen Rost schützt.

Schlage aber ein Kreuz, ehe Du es betrachtest, denn der Teufel hat manchmal sein Spiel noch jetzt.

Der Krötenring.

In Dessau hat einmal eine Fürstin von Anhalt gelebt — wann, ist nicht genau mehr zu sagen — aber ein drei bis vier Jahrhunderte mag es wohl her sein. Die befindet sich einstens in gesegneten Leibesumständen. Zum sichern Reifen ihrer Frucht hält sie es für nothwendig, ruhig und einfach zu leben, an den Schmausereien des lebenslustigen Fürsten, ihres Gemahls, keinen Theil zu nehmen, auch nicht zuzuschauen, wenn Ringelrennen, Turniere oder dergleichen an ihrem Hofe gehalten werden. Sie zieht sich ganz in ihre Kämmerlein zurück, und vermeidet Alles, was ihrer Frucht nachtheilig sein könne, damit sie nicht zum dritten Male den tiefen Kummer haben müsse, ihre Hoffnungen vereitelt zu sehen. Auch nicht mit an der Tafel des Hofes speist sie, wo

es ihr zu wild und ausgelassen zugeht, sondern allein mit einem Fräulein in ihrem Gemach.

Die Fürstin war eine gottesfürchtige, eine wirthliche Frau. Kein Bissen Brotes durfte weggeworfen, nichts, was bei ihrem Tische übrig blieb, den Hunden, sondern den Armen gegeben werden. Die Brosamen, die auf dem Tafeltuche lagen, mußte die Bedienung sorgfältig sammeln und jedes Mal aus dem Fenster des Gemachs, das in den Garten des Schlosses ging, werfen, um hier noch dem Gewürm in der Erde zur Nahrung zu dienen.

Unten in den Fugen der Grundmauer des alten Schlosses hauste nun schon lange eine Kröte. Diese verspürte gar bald, daß vor ihrer Wohnung Fütterung für sie zu finden sei, und sie sich nicht weit zu entfernen habe, Nahrung zu suchen. Sie wußte genau die Zeit, wann diese ausgestreuet ward, und erschien dann immer, sich zu sättigen.

Das dauerte wohl so ein sechs Monate, und hörte dann mit einem Male auf. Die hohe Frau war nämlich zur Freude des Landes von einem Prinzen glücklich entbunden, und nach verlaufenen sechs Wochen, und erfolgtem feierlichen Kirchgange, speiste sie nicht mehr allein in ihrem Gemach, sondern wieder mit ihrem Gemahl an der Familientafel.

Eines Abends wird ihr, als vor dem Schlafengehen sie dem Säugling noch einmal die Brust reicht, gemeldet: es stehe vor der Thür ein altes verkrüppeltes Mütterchen mit einer Leuchte in der Hand, das wolle sie sprechen.

„Mich sprechen, und so spät?" fragt verwundert die Fürstin. „Es ist wohl eine Arme, die des Tages Licht scheut Hülfe zu suchen, und darum in der Nacht kommt."

Sie greift in ihre Tasche, nimmt ein Geldstück heraus, und giebt es der Wärterin des Kindes, die Nachts im anstoßenden Gemach bei ihr ist, dem alten Mütterchen es zu reichen.

Die Wärterin geht, kehrt aber bald zurück, sprechend: „„Das alte Mütterchen will das Geldstück nicht, bittet aber gar schön, Ihr möchtet sie vor Euch lassen, denn sie habe mit Euch, hohe Frau, zu reden.""

„Nun, so laß sie herein," erwiedert die Fürstin.

Die Thür wurde geöffnet. Das verkrüppelte Mütterchen trat mit der Leuchte ein, und die Fürstin entsetzt sich baß vor dem gar zu mißgestalteten kleinen häßlichen Weibe.

„Was willst Du?" fragte die Fürstin.

Die Alte machte einen tiefen Knix und sprach:

„„Das sollt Ihr hören, hohe Frau, aber nur Euch allein darf ich es sagen. Diese da — sie zeigte mit ihrer Krücke auf die Wärterin — muß fort.““

„Scheue Dich nicht,“ spricht die Fürstin, „im Beisein dieser Pflegerin meines Kindes mir zu eröffnen, was Du begehrst; es ist eine verschwiegene, treue Frau.“

„„So muß ich gehen und wiederkommen, bis ich Euch allein finde.““

Sie wollte gehen. Die Fürstin aber sprach: „Bleibe,“ und winkte der Wärterin sich zu entfernen. Und als diese das Gemach verlassen, sagte sie, nicht ohne ängstliche Erwartung was sie vernehmen werde: „Sprich, wir sind allein.“

Und das Mütterchen hub an: „„Mich sendet meine Freundin, Frau Kröte, die hier unter Eurem Fenster wohnt. Zuerst soll viel Glück ich Euch wünschen zu dem Sohne, den ihr geboren, dann Euch gar schön danken für die reiche Gabe, die ihr aus dem Fenster Eures Gemachs zugekommen durch Ausschütten der Brosamen Eures Tisches.““

„Wer ist die Frau Kröte, warum kommt sie nicht selbst?“ unterbricht des Mütterchens Worte die Fürstin.

Aber das Mütterchen fährt fort, ohne darauf zu

antworten: „„Sie sendet Euch hier durch mich, als ein Zeichen des Dankes für Eure Wohlthaten, dieses güldene Ringelein und läßt Euch sagen, Ihr möchtet das kleine Geschenk sorgsam bewahren, ja recht sorgsam, hört Ihr! denn so lange solch Ringelein in Eurem Schlosse sich befände, werde der Stamm Eures Hauses grünen; untergehen aber, wenn das Ring.lein abhanden komme. Hört Ihr's, edle Frau: untergehen, wenn es abhanden komme. Auch möchtet Ihr darüber wachen, daß es nie aus Eurem Schlosse nach andern Orten mit genommen werde, sonst entstehe Feuer im Schloß. Verwahrt es daher wohl an sicherm Ort, wo es unbetastet ruhig liegt, und keine frevelnde Hand es fassen kann."“

Nach diesen Worten setzte das Mütterchen die Leuchte auf den Boden, zog ein ledernes Beutelchen aus der Tasche, und nahm aus diesem das Ringelein, das vielfach in kleine Lumpenstücke eingewickelt war. Zierlich es anfassend mit den zwei ersten Fingern ihrer knöchernen Hand, naht es sich der Fürstin, sprechend:

„„Empfangt, hohe Frau, hier das mir anvertraute, für Euch hochwichtige Ringelein."“

Die Fürstin nimmt mit ängstlichem Gemüth den güldenen, mit drei edlen Steinchen verzierten Ring.

Gern hätte sie für dieses schicksalsschwere Zeichen von Erkenntlichkeit gedankt, denn welche Sorge ihr dadurch auferlegt ward, fühlte sie sogleich, fühlte aber auch, daß unabweisbar das Schicksal diese Last ihr auferlege. Sie nimmt daher das Ringelein an, legt es in ihr Schmuckkästlein und sagt zu der Ueberbringerin:

„Ich nehme das theure Geschenk der Frau Kröte dankbar an, und werde es sorgfältig bewahren. Ehe Du aber gehest, sage mir: wer ist die Frau Kröte, wo ist sie?"

Das Mütterchen nimmt die Laterne wieder zur Hand, macht einen tiefen Knix, und verläßt das Zimmer der Fürstin, nichts erwiedernd auf jene Frage.

Die Fürstin schüttelt baß den Kopf ob dieser seltsamen Erscheinung, ob dieses Geschenkes und der damit verbundenen Last der großen Sorgfalt seiner sicheren Aufbewahrung. Zwar steigen Zweifel auf in ihrem Innern gegen die Wichtigkeit des Geschenkes, die es für die Fortdauer ihres Hauses haben solle, aber doch, meint sie, müsse für seinen sichern Verschluß gesorgt werden, da Gottes Hand hier mit walten könne. Das Ereigniß bringt sie aber in solche Verstimmung und Unbehaglichkeit, daß die ganze Nacht hindurch sie nicht schlafen kann.

Mit freundlicher Miene tritt spät am andern Morgen der Gemahl in das Zimmer, die noch im Bett liegende Gattin herzlich begrüßend. Um solche Zeit sie noch auf dem Ruhebette zu finden, fällt ihm auf, und mit Aengstlichkeit fragt er: ob ihr nicht wohl sei?

„Das nicht," erwiedert die Fürstin, „aber eine seltsame Erscheinung hat mich so aufgeregt, daß kein Schlaf in meine Augen kommen wollte."

Der Fürst fragt verwundert, was geschehen, und hört, nicht ohne große Spannung, der Erzählung der Fürstin von der Erscheinung am vorigen Abend zu.

„„Hm, hm,"" spricht er, „„das lautet allerdings seltsam. Zeige mir das Ringelein.""

Die Fürstin reicht es hin. Er dreht es hin und her, reibt daran, haucht die edlen Steine an, dann spricht er: „„des Aufbewahrens ist das Ringelein schon werth, denn gediegen und ohne Zusatz ist sein Gold, die Steine auch edler Art. Ob an seinen steten Besitz die Dauer unseres Geschlechts geknüpft sei, will mir aber nicht glaublich erscheinen, mag indessen dahin gestellt sein. Versuchen will ich aber sogleich, ob dem Kleinod die Eigenschaft wirklich beiwohne, daß, wenn es aus unserm Schloß gebracht werde, Feuer darin entstehe.""

Die Fürstin rieth ab von solchem Beginnen, und bat dringend, nicht diese Prüfung der Kraft des Ringelchens zu versuchen. Es könne doch sein, daß Wahrheit das Mütterchen gesprochen, und große Vorwürfe müsse man sich dann machen. Der Fürst aber beharrt bei seinem Entschluß, er will jeden Falles Ueberzeugung, steckt den Ring an seinen Finger, verläßt das Gemach der Fürstin, und hört nicht auf den wiederholten Nachruf derselben: „Thue es nicht, thue es nicht!“

Die Rosse standen schon gesattelt auf dem Schloßhofe, denn der Fürst wollte hinaus in den Forst, ein Stück Wild zu erlegen. Doch ehe er sie besteigt, befiehlt er, daß man viele Eimer mit Wasser herbeibringe, und ein Haufe seiner Diener dabei verweile, im Fall ein Feuerunglück entstehen sollte. Sein Obermundschenk fragt verwundert nach der Ursache dieser Besorgniß, dem erwiedert er: daß in voriger Nacht ihn geträumt, es werde heute Feuer im Schlosse entstehen.

Der Fürst setzt sich zu Pferd, reitet zum Schloßthor hinaus, und der Obermundschenk schüttelt bedenklich den Kopf, daß sein Herr, der kaum an den lieben Gott glaube, nun gar auf Träume baue, ordnet aber an, daß nach dessen Willen Wasser herbeigebracht werde, und das Hofgesinde sich dabei aufstelle.

Der Fürst ist noch keine Viertelstunde von seinem Schlosse entfernt, da sieht sich von seiner Begleitung Einer um, und gewahrt starken Rauch aus einem Seitenbau des Schlosses aufsteigen. Er achtet es Anfangs nicht. Als er nach einem Weilchen wieder umblickt und der Qualm dichter und stärker aufsteigt, macht er den Fürsten darauf aufmerksam. Dieser wendet sein Pferd, erblickt die Rauchwolke und auch Flamme, ruft aus: „bei Gott! das Weib hat Recht," und sprengt sogleich nach dem Schloß zurück. In größter Bestürzung findet er das ganze Hofgesinde, und herbei eilen die Bürger von Dessau, zu löschen.

Er springt vom Pferde, eilt in das Gebäude und dahin, wo das Feuer ist. So wie er sich der Flamme naht, verlischt, zum Erstaunen der Löschenden, augenblicklich die Flamme. Der Brand ist zu Ende. Eben so überrascht ist der Fürst, der dieses Wunder nur der Einwirkung des Ringeleins, das er am Finger trägt, zuschreibt.

Die Fürstin findet er halb ohnmächtig. „O mein Gemahl," ruft sie ihm entgegen, „welch Schrecken hast Du mir bereitet! Hättest Du meiner Warnung gefolgt. Ich bat Dich doch so sehr darum. Nun hast Du den Glauben in die Hände bekommen, daß die Worte der

Alten Wahrheit sind, daß ein unsichtbarer Geist durch sie sprach. Jetzt wirst Du auch daran glauben, daß am Besitz des Ringeleins das Schicksal unseres Geschlechtes geknüpft ist."

Der Fürst bejaht dies, verspricht die sorgfältigste Aufbewahrung des Kleinods, verschließt das Ringelein in ein Kästchen von hohem Werth, und trägt es selbst in das Gewölbe, worin das Archiv des Hauses aufbewahrt wird. Hier verschließt er es noch in eine eiserne Kiste und führt den Schlüssel dazu stets bei sich.

So wohl verwahrt, ist das Ringelein fortgeerbt auf Enkel und Urenkel, und immer im Schlosse zu Dessau verblieben, wo es noch bis auf den heutigen Tag, wenn auch nicht im Glauben an seine von der Sage daran geknüpfte Wichtigkeit, doch als ein Alterthumsstück aus frühester Zeit sich befindet.

Die Teufelsleiter.

Im deutschen Sagengau — wie man das Rheinthal von Rüdesheim bis zum Drachenfels nennen könnte — da stehen auf Höhen und Bergesgipfeln der Reste viele von Wohnsitzen alter ritterlicher Herrn. Hier horsteten diese Adler, schossen herab auf Beute, die unten auf der Straße vorüberzog, oder auf dem breiten Strome, und schleppten das Geraubte hinan auf ihre sichern Vesten, wo es wild und roh herging, edle Gefühle ihnen fremd waren, wenn schon sie edle Geschlechter sich nannten. Rauben, Zechen und Jagen, das war ihr Element, und nur wer das recht eifrig mit trieb, hieß ein wackerer Kämpe, ein echter Haudegen.

Ein solcher hauste auch auf einer Burg über dem Flecken Lorrich. Jetzt findet man von dieser kaum

noch eine Spur, aber daß ihr Herr Sibo hieß, das weiß man. Ein unfreundlicher, barscher Mann war dieser Ritter Sibo, wild und herzlos, nahm lieber als er gab, und nur an seinem einzigen Töchterlein hatte er Freude.

Da kommt einst ein armes altes Männchen hinan zu seiner Burg, klopft an die Pforte und bittet um Einlaß und Herberge; die Nacht sei stürmisch und kalt, sagt es; es könne in der Finsterniß sein Dorf nicht mehr erreichen. Man meldet's dem Herrn. Der aber fährt barsch auf den Diener los: „Nichts da, meine Burg ist keine Herberge für solch Bettelgesindel. Fort damit."

Der Diener überbringt dem Männlein diese Antwort so mild als möglich, denn er ist besser gesinnt als sein Herr. Da weint das Männlein und jammert und fleht, seine Bitte nochmals dem Herrn ans Herz zu legen, es könne nicht weiter, sei schwach und alt, verlange ja nichts als Nachtlager auf Stroh.

Der Diener geht, sucht den Herrn zu erweichen, aber umsonst. Mit derben Schimpfreden wird er angelassen, und ihm befohlen, den Bettler sogleich fortzuschaffen. Er muß gehorchen, und das Männlein

geht, aber im Gehen brummt es in seinen grauen Bart die Worte: „Das will ich Dir gedenken, Herr Sibo!"

Andern Tags, als Herr Sibo sich zum Essen setzen will mit seinem Töchterlein Thaide, ist dieses nicht da. Er befiehlt es zu rufen, aber der Diener kehrt nach langer Weile mit der Nachricht zurück: das Kind sei nirgends zu finden. Da schreckt Sibo heftig zusammen, sendet schleunig Boten aus nach allen Winden, setzt sich auf sein Roß und sprengt hinaus, das liebe, gute, zwölfjährige Mägdlein, an dem seine ganze Seele hängt, selbst mit aufzusuchen. Aber nichts findet er, und alle Boten kehren zurück, ohne nur eine Spur entdeckt zu haben, wohin das Kind gerathen sein könne. Herr Sibo ist außer sich vor Gram, flucht und tobt aber dabei, und läßt des Kindes Wärterin ins Burgverließ stecken, ob ihrer vernachlässigten Aufsicht. Angst und Besorgniß lassen ihm aber keine Ruhe in der Burg. Er sprengt gegen Abend wieder hinaus zu kundschaften und zu spähen. Da trifft er einen Hirtenknaben an, der am Felsen sitzt und seine Ziegen weiden läßt. „He, Bursche," redet er ihn an, „hast Du kein Mägdlein gesehen?"

„„O ja,"" antwortet der Hirt.

„Wo, wann, wo ist's?“ fährt Sibo mit fröhlicher Hast auf ihn ein.

„„I nun,““ spricht der Hirt, „„das war diesen Morgen in der Frühe; da sah ich ein Mägdlein da drüben am Fuße des hohen Kedrichs, das pflückte Blumen, und wie es so im besten Pflücken ist, da sind mit einem Male vier kleine graue Männlein da, und kommen auf das Kind zu. Das erschrickt, will fortlaufen, aber die Männchen halten es, schleppen es den steilen Kedrich hinan, und das so schnell, als gings auf ebener Erde. Das sind gewiß die bösen Berggeister gewesen, die im Kedrich wohnen. Die sind gar zornig, wenn man sie reizt, und thun einem lauter Schabernack an.““

„Bube, ist das wahr?“ schreit Sibo heftig dem Hirten entgegen.

„„Das ist wirklich wahr,““ versetzte dieser; „„warum sollte ich lügen?““

Der Ritter senkt schwermüthig den Blick zur Erde. Er gedenkt des grauen Männchens, das Einlaß in seine Burg begehrte, und gewiß einer der Berggeister gewesen sei. Er weiß, daß diese gute Werke belohnen, schnöde Worte grausam bestrafen, und da wird es ihm klar, daß die Entführung seiner Thaide die Rache sei,

welche das Männchen an ihm nehme, weil er es an der Burgpforte abweisen lassen. Tief seufzt er, aufwärts sehend, und da erblickt er zu seinem Schrecken und Entsetzen sein Kind auf der Spitze des hohen Kedrichs, wie es verlangend die Händchen nach ihm ausstreckt. Das zerreißt sein Herz. Er weint laut, der barsche rohe Mann, dem noch keine Thräne aus dem Auge getröpfelt war, und sprengt sogleich nach der Burg zurück. Hier versammelt er alle seine Reisigen und Knappen, erzählt, was er gesehen und gehört, und fragt: ob einer unter ihnen sei, der es wage, die Höhe des Kedrichs zu erklimmen, sein Kind ihm wieder zu bringen. Alle sind bereit dazu. „Nun," spricht er, „wer mir mein Kind wiederbringt, dem lohne ich mit Gold reichlich, den schlage ich zum Ritter."

Die ganze Schaar, es waren ihrer zwölf, zieht früh am andern Morgen jubelnd hin zum steilen Kedrich, denn der Preis war lockend, und Jeder gedenkt ihn zu erhalten. Sie beginnen an den steilen Felsen sich hinan zu arbeiten ein gutes Stück; aber da beugt sich vor ihren Augen eine Felsenplatte über sie her, droht sie zu erschlagen, und sie müssen wieder hinab. Sie machen einen neuen Versuch an einer andern Stelle, aber auch da löst sich ein Felsstück vom

Berge, steht wie eine hohe Mauer vor ihnen, und sie können nicht weiter. Zum dritten Male versuchen sie die Ersteigung wieder an einer andern Stelle, aber hier geht es ebenso. Ritter Sibo ist zugegen, sieht das Alles mit an, knirscht vor Wuth, befiehlt, Werkzeug herbeizuholen und einen Weg in den Felsen hinein zu hauen. Das Werkzeug wird geholt, und es beginnt ein Hacken und Picken, daß die Feuerfunken umher springen. Kaum aber ist man in bester Arbeit, so rollen Felsstücken, große und immer größere den Berg herab, und Alle müssen fliehen, nicht erschlagen zu werden. Da sieht Herr Sibo, daß er nichts ausrichten kann gegen die Macht der kleinen Berggeister. Traurig reitet er nach seiner Burg zurück. Verdrüßlich, den ausgesetzten Preis nicht erlangen zu können, folgen ihm die Knappen. Da schreit eine Donnerstimme vom Kedrich hernieder: „So vergelten wir die Gastfreundschaft auf Deiner Burg!"

Den Kopf in die Hand gestützt, sitzt Herr Sibo in seinem Gemach, nachdenkend, was nun zu thun sei, das Kind den Händen der Berggeister zu entreißen. „Das sehe ich nun wohl," spricht er, „mit Gewalt ist hier nichts zu machen. Ich werde mich an die

Kirche wenden müssen, so ungern ich auch mit dieser etwas zu thun haben mag. — Der Burgkaplan soll kommen," ruft er. Der kommt. Sibo erzählt ihm Alles, was geschehen ist, und was er hat thun lassen, dann fährt er fort: „Nun, Pfaffe, mußt Du mir helfen. Bete, flehe zu Gott, daß er helfe; sag' ihm, er müsse helfen; ich hätte ja noch nie etwas von ihm verlangt, werde ihm auch so bald nicht wieder kommen, aber nur dieses Mal müsse er helfen. Lies Messen den ganzen Tag; ich will den Kirchen, den Klöstern opfern, was Du begehrst; will Arme speisen, kein Bettler soll abgewiesen werden. Ich will, was ich nie that, meine Knie beugen am Altare, brünstig beten zum Himmel, fasten und mich kasteien, will sanft sein und gut, — wenn ich nur mein Kind wieder erhalte."

Der Pfaffe schmunzelt nicht wenig im Innern ob der Aussicht reicher Gaben für die Kirche und nebenbei für seine Tasche, während er äußerlich, in frommen Geberden, den tiefsten Antheil am Unglücke Sibo's zeigt, und mit ernster Haltung und andächtiger Miene versichert, alle Mittel der Kirche auf das kräftigste wirken lassen zu wollen, um Gottes gnädigen Beistand zur Erfüllung der Bitte zu erlangen. Aber so

viele Messen auch der Pfaffe liest, so große Gaben auch der Ritter der Kirche, den Klöstern, den Armen opfert, nirgends zeigt sich Hülfe noch Rath. Thaide ist und bleibt in Gewahrsam der grauen Männchen auf dem Kedrich.

An Pflege und guter Wartung lassen diese es dem lieben Kinde nicht fehlen. Sie bauen ihm eine Wohnung unter einem schützenden Felsenabhange, pflanzen rankende Gewächse dran, die mit ihrem Grün das Häuschen decken, aus welchem duftende Kelchblumen hervortreiben, und im Innern, da zieren sie es aus mit Muscheln, bunten Steinchen, Korallen und Krystallen. Das flimmert und flammt Abends beim Kerzenschein, und Thaide hüpft und springt in ihrem Schlößchen lustig herum. Die Weiblein der grauen Männchen nähen ihr Kleider, putzen sie mit Halsschmuck und edlen Steinen, mit goldenen Armspangen; durchflechten ihr das blonde Haar mit silbernen Kettchen, singen ihr Liedchen vor, spielen mit ihr, erzählen ihr wunderbare Mährchen, und reichen ihr dabei Milch und Honig und köstliche Früchte. Besonders gut meint es mit Thaide eines der ältern Mütterchen. Das thut dem Kinde alles zu Liebe und Gefallen, was es ihm nur am Auge absehen kann, raunt ihm auch zum

Oeftern zu, wenn es niedergeschlagen ist, nach dem Vater verlangt: „Geduld, Thaidchen; ich bereite Dir einen Brautschatz, wie keine Königstochter ihn erhält." Kurz, Thaide vergißt je länger je mehr die Vergangenheit, ist heiter und vergnügt, wird groß und schön, und Wochen, Monde und Jahre verfliegen ihr schnell.

Nicht so geht's Ritter Sibo. Immer mehr schwindet ihm die Hoffnung, sein Töchterchen wieder zu erhalten. Gebeugt von Gram schleicht er umher, läßt ab von seinem wilden Leben und Herumtreiben, hat keine Gelage mehr in seiner Burg, kniet aber täglich eine Stunde vor dem Mutter-Gottes-Bilde, flehend um Erlösung seines Kindes. Sein einziger Trost ist ihm die Gewißheit, daß Thaide lebt und wohl ist, denn er sieht sie früh und Abends, wenn er nach dem hohen Kedrich schaut, wie es da herumspringt und mit den Händen ihm zuwinkt, das liebe Kind.

Vier volle Jahre waren verflossen, seit die Bergmännchen Thaiden entführten, und der Vater, mürbe durch das harte Geschick, das weder Toben noch Rasen, noch Fasten, Beten und Opfern ändern, ergiebt sich drein, daß seine Tochter für ihn auf immer verloren sei, nur aus der Ferne er sie sehen, nie aber wieder an seine Brust sie drücken werde.

Da kommt aus dem Ungarlande Ritter Ruthelm zurück auf seines Vaters Burg, die nur eine Stunde von der des Ritters Sibo liegt. Vier Jahre ist er in der Fremde gewesen, hat wacker gefochten gegen die Ungläubigen, und kehrt nun mit Ruhm und Ehre heim. Die erste Freude des Wiedersehens der Aeltern und Geschwister ist kaum vorüber, so erkundigt sich der nach Thaide, meinend: Das müsse nun eine schmucke Dirne sein, denn ein schönes Kind sei es gewesen, als er nach dem Ungarlande gezogen, und oft habe er ihrer gedacht, ihr liebes Bild im Herzen sorgsam bewahrt. Da erzählt der Vater ihm von dem Schicksale Thaidens, erzählt, wie alle Mittel und Opfer des Vaters, das Kind wieder zu erhalten, vergebens gewesen, trauernd und vom Gram erdrückt, der sonst so wilde rauhe Mann jetzt umherschleiche und den Tod sich wünsche. Mit Verwunderung und Mitleid hört Ruthelm die traurige Begebenheit, und augenblicklich reift in seinem Innern der Entschluß, Thaiden zu befreien aus den Händen der Bergmännchen, es möge kosten was es wolle.

Tags darauf theilt er diesen Beschluß seinem Vater mit. Der aber schüttelt bedenklich den Kopf, meinend: wo die Macht der Kirche, wo Opfer und Messen nichts

ausgereicht, da möchte auch er wohl vergebens sich mühen. Aber der rüstige Jüngling läßt nicht ab von seinem Vorhaben, weist alle Bedenklichkeiten des Vaters zurück, eilt selbigen Tages noch hinüber zum Ritter Sibo, und eröffnet diesem, was er zu thun beschlossen.

Sibo's Antlitz erglänzt vor Freude bei dieser unerwarteten Mittheilung des jungen, blühenden Ritters, die in ihm neue Hoffnungen zum Wiederbesitz Thaidens erweckt. Er drückt Ruthelm an seine Brust und spricht: „Ruthelm, bringst Du mein Kind mir wieder, siehe, so gebe ich Dir Alles was ich habe, alle meine Burgen, meine Güter; ja, mein Kind gäbe ich Dir zum Lohn, verlangtest Du es zum Weibe. Nur fürchte ich, Dein Mühen wird vergebens sein, wie das meine."

„„Sibo,"" erwiedert Ruthelm, „„Euer Eidam soll ich werden, wenn ich Thaiden errette? Wohl, den Preis nehme ich an, um solchen Lohn kämpfe ich gegen Drachen und Zwerge. Eure Güter und Burgen aber verlange ich nicht, deren hat mein Vater auch. Thaide, nur Thaide sei mein Lohn.""

„Du edler, lieber Jüngling," spricht Sibo; „aber wie willst Du das große Werk beginnen, wie ankämpfen gegen die Allgewalt der Bergmännchen da oben?"

„„Das weiß ich selbst noch nicht, Vater Sibo, laßt mich nur gewähren.““

Sofort eilt er hin an den Fuß des hohen Kedrichs, auszuspähen, von wo dieser am besten zu besteigen sei. Aber so emsig er auch forscht und sucht, so wird ihm doch bald die volle Ueberzeugung, daß ohne Zauberkräfte, oder ein Einverständniß mit den Bergmännchen, eine völlige Unmöglichkeit es sei, an den steilablaufenden Felswänden hinan zu klimmen. Nachdenkend wirft er sich nieder unter einem Baum, und, gelehnt an den Stamm, sinnt er hin und her, wie er es wohl anzufangen habe, zum Ziele zu gelangen, und ob es nicht möglich sei, die Bergmännchen für sich zu gewinnen. So denkt und denkt er, und — schläft ein.

Zwei Stunden mochten verstrichen sein, da erweckt ihn der Ausruf seines Namens. Er schlägt die Augen auf und sieht neben sich ein kleines graues Männchen stehen, das spricht: „Herr Ritter, Ihr habt gehört von der schönen Thaide, Sibo's Tochter, die da oben bei uns auf dem Kedrich wohnt, seid gekommen, sie ihrem Vater wieder zu bringen, der sie Euch zum Weibe zugesagt.“

„„Woher weißt Du das?““ fragt verwundert der Ritter.

„Ich und die Meinen, wir wissen Alles, was hier vorgeht und uns betrifft, auch die geheimsten Gedanken der Menschen. Seht, Thaide ist meine Pflegetochter seit vier Jahren. Es ist eine schmucke Dirne, und wenn Ihr sie zur Braut haben wollt, so dürft Ihr sie nur abholen."

„„Wie, ist's möglich!"" ruft Ruthelm aus, und erhebt sich erstaunend. „„Hast Du mich zum Besten, oder sprichst Du Wahrheit?""

„Ich rede die Wahrheit, hier meine Hand. Zwar bin ich gegen Euch ein Zwerg, aber mein Wort ist ein Riese, steht fest wie der Fels, auf dem wir leben. Ihr sollt die Jungfrau haben, denn Ihr seid ihrer werth, doch, — wohlgemerkt — wenn der Weg zu ihr Euch nicht zu gefährlich erscheinen wird. Der Preis ist aber wahrlich der Mühe und Gefahr werth, denn ein Mägdlein wie Thaide, so schön, so verständig, so züchtigen Wesens, giebt es im ganzen weiten Rheingau nicht mehr."

Als das Männchen so gesprochen, huscht es ins Gebüsch und ist fort.

Ruthelm steht verwundert, weiß nicht was er davon denken soll, daß das Männchen in dem Augenblicke sich entfernt, wo er von ihm zu erfahren hofft,

wie er zu Thaiden kommen könne. Er wartet und wartet, aber das Männchen erscheint nicht wieder. Da ist's ihm klar, daß es ihn hat foppen wollen, und ärgerlich darüber, will er schon nach Sibo's Burg zurückkehren, blickt aber erst nochmals den hohen Kedrich hinan und ruft tief seufzend aus: „Ach, wer doch Flügel hätte!"

„„'s geht auch ohne Flügel."" spricht eine feine Stimme hinter ihm.

Ruthelm dreht sich um, und da steht ein altes, kleines Weibchen, das nickt ihm freundlich zu und spricht:

„Was mein Bruder eben mit Dir gesprochen, habe ich gehört, und will Dir nun noch mehr sagen. Sieh, ihn hat Ritter Sibo durch seine Hartherzigkeit, mit der er ihn einmal vor seiner Thür wegweisen ließ, gar gröblich beleidigt. Zur Strafe entführte er ihm sein Töchterlein, und behielt es vier Jahre lang. Jetzt will er die Strafzeit zu Ende gehen lassen, die Stunde der Erlösung Thaidens soll nahen. Mir wird es sehr wehe thun, von ihr mich zu trennen, denn Thaide ist ein gar feines, sittsames Mägdlein, fromm und mildthätig, weist Niemand ab, der um eine milde Gabe sie anspricht. Ich habe sie gar lieb gewonnen, wie eine Tochter, und mag ihr wohl gönnen, daß ein

wackerer Rittersmann, wie Du, zur Hausgenossin sie erkiese. Da nun mein Bruder sie Dir als Braut zugesagt, und Du ein braver Rittersmann bist, so soll sein Wort in Erfüllung gehen, denn wenn wir unser Wort geben, so halten wir es auch. Hier, nimm dieses silberne Glöckchen, gehe damit hinüber ins Wisperthal, wo Du einen alten abgebauten Schacht findest. An der Oeffnung desselben steht eine Buche und eine Tanne, die in einander verwachsen sind. An diese halte Dich fest, beuge Dich hinab nach des Schachtes Oeffnung und läute dreimal mit dem Glöckchen. Im Schachte wohnt mein jüngerer Bruder. Wenn dieser des Glöckchens Ton hört, wird er alsbald aus dem Schachte zu Dir heraufgestiegen kommen, denn das Glöckchen ist das Zeichen, daß ich Dich schicke. Fragt er, was Dein Wille sei, so bitte ihn, er möge Dir eine Leiter machen so hoch wie der Kedrich, auf welcher Du sicher hinaufsteigen könntest auf seine Höhe zu Deiner Braut. Hast Du nun den Muth, dies Wagestück zu unternehmen, so wird Thaide die Deine sein."

Ruthelm's Auge erglänzte vor Freude, und jauchzend rief er aus: „„Ich steige hinan, und wäre der Felsen zwei Mal so hoch als er ist.""

„Nun denn, glückliche Reise. Oben auf dem Kedrich sehen wir uns wieder.“ Sprach's, und verschwand im Gebüsch.

Die Nacht ist unterdessen hereingebrochen, und der Ritter kehrt nach Sibo's Burg zurück, erzählend diesem, was sich begeben, und hocherfreut sitzen Beide bis tief in die Nacht hinein, jubelnd beim Becher mit Wein.

Kaum röthet sich der Himmel, so ist Ruthelm auch schon auf dem Wege nach dem Wisperthal. Er sucht und sucht nach dem verlassenen Schachte, kann ihn aber nicht finden. Endlich erblickt er in der Ferne die brüderlich in einander verschlungenen Bäume. Rasch eilt er dahin, und, zu seiner großen Freude, findet er bei ihren Stämmen das Schachtloch. Mit der einen Hand hält er sich an den Bäumen, bückt sich und läutet mit dem Glöckchen ein Mal, zwei Mal, drei Mal. Kaum ist es zum dritten Male erklungen, da sieht er in der Tiefe ein Grubenlicht, das immer höher und höher herauf kommt, und endlich steht mit dem Lichte ein kleines graues Männchen vor ihm, freundlich fragend, was sein Begehren sei.

Ruthelm trägt seine Bitte ihm vor, hinzufügend, daß er solche auf das Geheiß der Schwester wage.

Das Männchen spricht: „Das weiß ich, denn sonst wäre das silberne Glöckchen nicht in Deinen Händen. Deine Bitte sei Dir gewährt. Die Leiter werde ich besorgen. Morgen früh mit Tages Anbruch sei am Fuße des Kedrichs, da wirst Du die Leiter fix und fertig angelehnt an den Kedrich finden. Sei guten Muths und vertraue auf uns Graumännchen."

Schön dankt Ritter Ruthelm, giebt dem Männchen auf Verlangen das silberne Glöckchen zurück, und eilt wieder auf Sibo's Burg, dem Vater weitere Nachricht mitzutheilen.

Als Ruthelm fort ist, klingelt das Männchen drei Mal in den Schacht hinein. Im Hui steigt ein ihm gleich großes Männchen aus der Tiefe herauf, spricht mit jenem, steigt wieder hinab, und augenblicklich kommen aus dem Schacht an die zweihundert kleine graue Männchen. Jedes hat ein Handwerkstück, ein Beil, eine Axt, eine Säge, einen Bohrer, Hammer, Hobel, Stricke, oder ein Bündel Nägel. Nun geht es an ein Umhauen und Umsägen der umstehenden Bäume, an ein Zerschneiden, Zuzimmern und Zuhauen, ein Behobeln, Schnitzeln und Nageln und Hämmern. Es ist ein Regen und Leben, ein Klappern und Prasseln und Rennen durch einander, und doch ist keins dem andern

im Wege, alle arbeiten in größter Ordnung sich in die Hand. Mit jeder Stunde mehren sich die Leitersprossen und Seitenwangen zu Leitern, die, zusammengesetzt, die Riesenleiter immer mehr anwachsen lassen, und nach vier Stunden liegt diese fix und fertig da. Nun werden Stricke daran befestigt, alle spannen sich davor und ziehen ihr Machwerk durch das Wisperthal bis hin an den Fuß des Kedrichs. Da wird von seiner Höhe ein Seil herabgelassen, das die Männchen an der letzten Sprosse der Leiter befestigen, und nun wird diese von oben angezogen, richtet sich auf, von den Männchen wird unten nachgeholfen, und bald steht das Ungeheuer von Leiter aufgerichtet am Kedrich, reichend bis an dessen höchsten Punkt.

Das Werk ist vollbracht. Das ganze Graumännchencorps eilt durch das Wisperthal zurück und verschwindet im Schacht.

Ruthelm hat auf Sibo's Burg keine Ruhe vor Freude und Hoffen. Die Stunden schleichen ihm nur zu langsam, und hätte nicht Sibo ihn zurückgehalten, er wäre gern hin geeilt auf eine Höhe, von der man in das Wisperthal schauen konnte, um zu sehen, ob und was die Kleinen beginnen. „Denn,“ spricht Jener, „da die Kleinen Alles wissen, so könnten sie es wohl

übel aufnehmen, wenn Du sie belauschtest, verließen vielleicht gar ihre Arbeit." Ruthelm bleibt daher. So vergeht endlich der Tag, und Ruthelm verträumt die Nacht auf seinem Lager, umgaukelt von lachenden Bildern der Zukunft.

Aber mit dem ersten Hahnengeschrei ist er schon wach; und kaum dämmert es in Osten, und kaum sind nur erst die Kuppen der umliegenden Höhen erhellt, die Thäler noch tief in Schatten der Nacht gehüllt, da tritt Ruthelm auf den Söller, versinkt in andächtiges Ueberschauen der Natur, und betet. Sibo tritt hinzu. Auch er betet, still nach der sich röthenden Himmelsgegend hingewendet. Unten im Dörfchen ertönt das Morgenglöckchen, schlägt dreimal an. Da spricht Sibo: „Nun mein Sohn, gehe, beginne Deine große Reise, und kehre glücklich wieder mit meinem Kinde, Deiner Braut. Gott sei mit Dir!" Sie reichen sich die Hand, und Ruthelm eilt den Burgberg hinab.

Bald steht er am Fuße des Kedrichs, und staunt ob der ungeheuren, himmelhohen Leiter, die, mit Ketten befestigt, am Berge lehnt. Ein leichter Schauer überfällt ihn, als sein Auge an den zahllosen Sprossen hinanläuft, und die letzte derselben auf schwindelnder Höhe er erblickt. Aber er rafft sich zusammen, und

mit dem Ausruf: „Sieg oder Tod!“ beginnt er die gefährliche Wanderung.

Anfangs steigt er langsam und zaghaft; doch je höher er steigt, desto beherzter fühlt er sich, und achtet nicht des zunehmenden Schaukelns und Schwankens des Ungeheuers von Leiter. So geht es höher und immer höher, Tausende von Sprossen hinan, und tiefer und tiefer sinkt unter ihm des Thales Grund.

Die Sonne wirft eben ihre ersten Strahlen auf den Gipfel des Kedrichs, da tritt er von der letzten Sprosse auf den festen Grund des Felsens. Seine Knie zittern vor Ermattung, er sinkt nieder, und beugt mit gefalteten Händen sich tief zur Erde, Gott dankend, daß er glücklich die Gefahr überstanden. Als er sich aufrichtet, sieht er um sich einen Kreis geschlossen von grauen Männchen und Weiblein, alle grüne Zweige in der Hand haltend. Sie stimmen ein Lied an und tanzen, verbunden durch lange Blumengewinde, um ihn herum. Am Schlusse des Liedes umwinden sie ihn damit, und führen den erstaunten und freudetrunkenen Ritter nach einer hinter Gebüsch versteckten Rosenlaube. Und was erblickt Ruthelm hier? Thaiden, schlummernd noch auf weichem Moose, und neben ihr sitzend ein Weiblein, wie es den Fliegen wehrt, die

holde Schläferin nicht zu stören. Unbeweglich bleibt er stehen, von freudiger Ueberraschung ergriffen und trunkenen Blickes versunken im Anschauen des schlummernden Engels. Entzücken und Wonnerausch liegen in seinem Antlitz, denn so schön hat er sich Thaiden nicht gedacht. Nicht sieht er, was um ihn vorgeht, nicht, daß Hunderte des grauen Völkchens Zeugen seines Entzückens sind. Da unterbricht endlich diese stille Scene das Graumännchen, das zuerst Ruthelm am Fuße des Kedrichs erschien. Es tritt aus der Menge zu Thaiden hin, ergreift deren Hand, sprechend: „Thaide, erwache!" Da thut sich der Himmel ihrer blauen Augen auf. Staunend sieht sie sich um, bald Ruthelm, bald ihre Wärterin anblickend, nicht wissend, was das heiße, und wie sie deuten soll, was sie sieht.

Das Graumännchen spricht weiter, auf Ruthelm zeigend: „Dies Dein Befreier, Ritter Ruthelm. Mit Lebensgefahr hat er es gewagt, zu Dir zu gelangen, um Dich abzuholen, Deinem Vater Dich zurückzubringen, und dann als Braut Dich heim zu führen in seine Burg."

Ein hohes Roth überfliegt die Wangen der Jungfrau; Ruthelm aber, überströmt von Gefühlen der Freude und Wonne, läßt sich nieder auf sein Knie,

ergreift Thaidens Hand, führt sie an seine Lippen, und sagt ihr mit höchster Zärtlichkeit: daß er gekommen sei, von ihren Fesseln sie zu befreien, zu ihrem Vater sie zurückzubringen.

Thaide springt auf. Sie weiß nicht, wie ihr geschieht; sie vermag nicht zu reden; sie lacht, sie weint vor Freude. Endlich drängen sich aus ihrer beklemmten Brust die Worte, die sie, die gefalteten Hände gen Himmel erhoben, laut ausruft: „Gott, ich soll meinen Vater wiedersehen! ich Ueberglückliche!“

Nun spricht das Graumännchen wieder: „Nimm sie hin, Ritter, die Du mit Lebensgefahr suchtest und fandest; sei glücklich mit der holden Jungfrau, meinem lieben Pflegekinde, von dem mit Schmerzen ich mich trenne. Vergeßt aber Beide nie des Armen; weist keinen Hülfesuchenden ab, dann wird der Segen des Himmels Euch, Euern Kindern und Kindeskindern werden.“

Der Ritter, ergriffen von diesen väterlichen Worten, reicht dem Männchen die Hand und spricht: „Habe Dank für Deine gute Lehre, ich werde sie nie vergessen, mein Lebelang befolgen.“

Jetzt wendet sich das Männchen zu Thaiden, sprechend: „Zwar hat Dein Retter schon Großes gethan um Dich, meine Tochter, hat sein Leben gewagt, aber noch ist

seine Prüfung nicht vollendet, noch nicht ganz der Preis von ihm errungen. Auf dem Wege, den er zu uns heraufkam, muß er wieder zurück. Hat er das, dann ist seine Prüfung vollendet. Dich aber werde ich auf einem bequemeren Wege hinab geleiten."

„„Ich füge mich Deinem Willen,““ erwiedert Ruthelm, reicht Thaiden noch einmal mit liebevollem Blick die Hand, wendet sich dann zu den versammelten Graumännchen, ruft ihnen einen Dank und ein Lebewohl zu, und beginnt nun die Rückreise auf der großen Leiter.

Fröhlichen Muthes, sonder Furcht und Zagen, besteigt er diese, schreitet rückwärts von Sprosse zu Sprosse, achtet nicht des Schwankens, fühlt keine Beängstigung beim Blick in die schwindelnde Tiefe, und langt glücklich am Fuße des Kedrichs wieder an.

Während dem ist Thaide, vom Graumännchen und dessen Schwester auf einem im Innern des Berges sich hinabwindenden Pfade geleitet, auch unten angekommen, und durch einen verborgenen Ausgang ins Freie getreten. Hier fliegt sich das liebende Paar entgegen, und Ruthelm drückt seine Braut im höchsten Entzücken an seine Brust. „Nun bist Du auf ewig die Meine," spricht er, „nun trennt uns nur der Tod."

Zum Abschiede reicht das Grauweibchen Thaiden

ein sauberes Kästchen von versteinertem Palmenholze, angefüllt mit köstlichen Edelsteinen und Perlen, worunter, an eine Schnur besonders gereiht, drei Perlen von der Größe eines Lercheneies. „Nimm dies, mein Kind," spricht sie, „es sei Dein Mahlschatz und ein Andenken an mich. Verwahre sorgfältig die drei großen Perlen, vererbe sie auf Kind und Kindeskinder, denn wisse: so lange diese bei deinem Stamme sind, wird das Geschlecht der Ruthelm nicht erlöschen, stets im Glück und Wohlstand leben; mit ihrem Verlust aber untergehen."

Thaide bindet die großen Perlen um ihren Hals, dankt für die kostbare Gabe, verspricht hoch und heilig, den wichtigen Familienschatz wie ihren Augapfel zu wahren, reicht mit thränendem Auge dankend den Pflegeältern die Hand, und eilt nun mit ihrem Geliebten der väterlichen Burg zu.

Ritter Sibo kommt am Thore der Burg schon ihnen entgegen. Seine Freude, das geliebte Kind nach so langer Trennung wieder an seine Brust zu drücken, ist unaussprechlich. Er weint und jauchzt vor Wonne, weiß nicht, wie er seine Freude auslassen soll. Und als nun das glückliche Kleeblatt in sein Gemach eingetreten ist, da spricht er zu Ruthelm: „Dir danke ich es, daß ich mein Kind wieder habe;

zum Lohne gebe ich es Dir als Dein Weib, und mit ihm Alles was mein ist; nur laßt mich bei Euch leben, bis meine Augen sich schließen, denn von meiner Thaide soll nur der Tod mich trennen."

Thaide sinkt an Ruthelms Brust, der den ersten Kuß auf ihre Rosenlippen drückt, und nun umfassen sie den überglücklichen Vater, ihn nie von sich zu lassen versichernd.

Acht Tage später legte der Burgkaplan die Hände Ruthelms und Thaidens in einander. Hoch ging es her auf Sibo's Burg, viele Tage lang. Alle seine Freunde und Nachbarn hatte er eingeladen, seines Glückes sich zu erfreuen, und da wechselten Bankets, Ringelrennen mit andern ritterlichen Spielen, und Alles, was auf der Burg lebte, mußte sich freuen, mußte mit schmausen. Auch der Armen wurde gedacht und reichlich Speise und Trank ihnen gereicht.

Als nun die Tage der Freude vorüber waren, Ruhe zurückkehrte, da begannen Tage des häuslichen Glückes und stiller Freuden. Mehrere Jahre noch lebte Sibo unter seinen Kindern, bis er zu seinen Vätern ging. Auch ward ihm noch das Glück, zwei Enkel auf seinem Arme zu wiegen. So oft nun Thaide eines Kindleins genaß, so oft erschien auch an ihrem

Bette das Graumütterchen aus dem Kedrich, und brachte reichliche kostbare Geschenke dem kleinen Ankömmling Das glückliche Aelternpaar erreichte ein hohes Alter, und auch das Glück wurde ihnen zu Theil, an einem Tage vom Engel des Friedens heimgeleitet zu werden.

Die drei großen köstlichen Perlen aber erbten fort auf Enkel und Urenkel, stets sorglich aufbewahrt als ein heiliges Familiengut.

Die große Riesenleiter stand noch viele, viele Jahre aufgerichtet am Kedrich, bis sie zerfiel. Die Umwohner aber hielten sie für ein Werk des Teufels, und darum gaben sie dem Berge Kedrich den Namen Teufelsleiter, den er noch zur Stunde führt.

Wie Schaumburg an Hessen kam.

Am Süntelgebirge liegt die Grafschaft Schaumburg, in früherer Zeit ein Besitzthum eigener davon genannter Grafen zu Holstein-Schaumburg, entsprossen dem Geschlechte der uralten Grafen von Mansfeld.

Gegen Ende des funfzehnten Jahrhunderts war Graf Konrad Herr derselben. In glücklich-friedlicher Ehe hatte er zehn Jahre gelebt mit einer schönen, lieben Frau, die drei Söhne ihm schenkte. In seiner Schaumburg, die noch jetzt auf einem hohen Berge Zierde der Gegend ist, da war er am liebsten und längsten. Für das Umherstreifen nach Ritter-Art hatte er keinen Sinn, haßte die großen Bankets und Gelage, und war nur glücklich im Kreise der Seinen. Wie es aber nun so zu gehen pflegt, daß mit den Jahren der Mensch

seine Ansichten wechselt, andern Neigungen sich hingiebt, die er früher nicht kannte, oder nicht mochte, so auch bei Konrad. Er, ein froher, kräftiger Mann, fing allmälig an in seinem Hause Langeweile zu fühlen. Es ward ihm da zu still, zu einförmig, und obwohl er ein guter Christ war, so konnte es ihm doch nicht behagen, daß seine Hausfrau den größten Theil des Tages in Gebetbüchern las oder in der Burgkapelle vor dem Kruzifix kniete. Oft sagte er ihr, daß er dies nicht billige, daß er auch bete und Gott diene, Alles aber seine Zeit habe, und der Mensch das von Gott ihm verliehene Leben auch genießen müsse. Solche Worte fruchteten aber nicht bei Bertha, sie betete fort und Konrad ward es endlich müde, ihrer Neigung ein gemäßigtes Ziel zu setzen. Außer dem Hause suchte er nun Zerstreuung. Zuerst war es die Jagd, der er sich überließ. Tagelang durchstreifte er den Wald, kam oft spät Abends erst heim, nahm einen Imbiß und legte sich nieder, ohne Bertha gesehen zu haben. Das gefiel der frommen Frau nicht, aber sie schwieg.

Einst kam Konrad erst am folgenden Morgen von einer Jagd zurück. Bertha machte ihm leise Vorwürfe, sagte: daß sie wegen seines Ausbleibens in großer Sorge und Angst geschwebt, und bat, so lange sie nie wieder

zu verlassen, ohne es zuvor zu sagen. Konrad entschuldigte sich, daß es zufällig geschehen. Er habe ein Stück Wild verfolgt, sei in seines Burgnachbars Revier gerathen, von diesem angehalten und mit Züchtigung für die überschrittene Grenze bedroht worden, wenn er ihm nicht auf seine Burg folge, und an seinem Bankett Theil nähme, denn er erwarte der Gäste Viele. Da sei er mit geritten, habe unter fröhlichen Bekannten mit geschmaust und gezecht die ganze Nacht. Bertha schüttelte mißbilligend den Kopf, machte aber Konrad keine Vorwürfe weiter.

Von jetzt an wendete sich Konrads Sinnesweise ganz. Auf dem nachbarlichen Gelage hatte es ihm wohlbehagt. Er fand mit einem Male Geschmack an solchen Freuden, und begriff nicht, wie er sich so lange denselben habe entziehen können. Wo es nun ein Gelag gab, da sprengte er hin, begleitet von einem alten treuen Diener, und an Einladungen dazu war kein Mangel. Gab es aber solche Zerstreuung nicht, so ging er stundenlang bald hier bald dorthin, denn zu Haus zu bleiben, das war ihm nun unmöglich. Wohin er ging, sagte er daheim nie, und Bertha fragte nie darnach, dachte sich auch nichts Arges dabei. Freilich seufzte sie zuweilen im Stillen, daß Konrads

Liebe zu ihr so schnell und so zeitig schon in blos freundschaftliche Zuneigung übergegangen war, und dann fand sie nur Entschädigung im Kreise ihrer drei lieben, wohlgebildeten Knaben. Als aber Konrad mit einem Male weniger an Festen und Gelagen Theil nahm, selten ausritt, mehr ausging, halbe Tage weg blieb, da regte sich doch in ihrer Brust das Verlangen zu wissen, wohin ihr Mann gehe. Neugierde der unschuldigsten Art war es, gewöhnliche weibliche Neugierde, weit entfernt von irgend einer Art Verdacht gegen ihren Gatten; denn in ihrem frommen Gemüthe konnte ein solcher nicht Wurzel schlagen. Ihm aber diese Neugier merken zu lassen, ihn zu fragen, wohin er gehe, das widerstrebte ihrem Gefühle.

Das tägliche Entfernen von der Burg, das fortdauernde Benehmen Konrad's, über seine Gänge auch nicht das Mindeste zu äußern, steigerte jedoch den Wunsch Bertha's, Näheres darüber zu erfahren, und erzeugte allmälig eine leise, ihr selbst noch dunkele Besorgniß. Aber wie und wo sollte sie etwas darüber erfahren? Den treuen Begleiter Konrad's deshalb zu befragen, fand sie nicht passend, wiewohl sie sich sagen konnte, daß dieser das Räthsel ihr am besten werde lösen können.

Lange Zeit schwankte sie hin und her, was sie thun, wie sie es anfangen solle, das drückende Gefühl, das je länger je mehr sie beunruhigte, zu heben. Da wagte sie es einstmals, als Konrad ganz ungewöhnlich lang ausgeblieben war, und zwar an einem Tage, wo Sturm und Regen eben nicht zum Aufenthalt im Freien einladeten, ihn zu fragen: wo er so lange gewesen, und bei solchem Unwetter, das seiner Gesundheit nachtheilig sein könne?

Konrad erwiederte ganz kurz: „es habe das Verfolgen eines Wildes ihn wider Willen weit entfernt, und, der übeln Witterung sich auszusetzen, schade ihm nicht, das sei er gewohnt." Er sagte dies mit Gleichgültigkeit, und ohne ein dankbares Wort für die gutgemeinte Aeußerung Bertha's. Diese, im Innern ergriffen, wollte mit Herzlichkeit den Gatten umarmen, aber der trat einen Schritt zurück, und sagte: „Ich bin durchaus naß, Du wirst Dein Kleid beschmutzen."

Ein Frösteln überschauerte Bertha bei diesen Worten. Sie fühlte in diesem Augenblicke, daß in ihrer Seele ein Gedanke keimte, den sie bis dahin nicht aufkommen ließ, dessen sie aber jetzt nicht mehr Herr zu werden vermochte. Schweigend setzte sie sich an ihre Abeit, und senkte den Blick, die Thräne zu bergen, die sich hervordrängte.

Lange überlegte sie nun, was sie thun solle, ob ferner schweigen und dulden, oder sich Licht schaffen in das Dunkel ihrer Gefühle. Nach langem Kampf entschied sie sich für das Letztere, und, wo sich nun Gelegenheit darbot, durch Fragen bei den Burgbewohnern, — scheinbar absichtslos hingeworfen, — über die räthselvollen Gänge Konrad's etwas zu erfahren, wurde sie benutzt. Aber immer erhielt sie Unbestimmtes. Keiner konnte oder wollte sich offen darüber aussprechen. Das aber mehrte Bertha's Wunsch und Sehnsucht, hinter ein Geheimniß zu kommen, das für sie gewiß vorhanden sein mußte.

Eines Abends trat Konrads alter treuer Diener und steter Begleiter auf dessen Ausgängen in das Gemach der Gräfin, und überreichte dieser einen von den schönsten Waldblumen gewundenen Kranz, sagend: daß er auf einem Gange mit Konrad die Blumen gepflückt. Noch nie war solche Aufmerksamkeit von ihm der Herrin erwiesen, was dieser auffiel. Forschend blickte sie den Diener an, dankte freundlich, und fragte nach dem Orte, wo solche schöne Blumen wüchsen um deren selbst pflücken zu können.

Der alte Mann sah mit der Miene eines höchst ergebenen Dieners die Herrin an, ergriff mit Zittern

ihre Hand, drückte sie an seine Brust, hob sein Auge, dem eine Thräne entquellen wollte, empor, seufzte, und — entfernte sich.

Mit festem Blick sah Bertha ihm nach, dann rief sie aus: „Was war das? was soll das heißen? Wie soll ich das Schweigen des Alten, wie sein Benehmen deuten?"

Unruhig ging sie auf und ab. Dunkle Ahnungen tauchten in ihrem bewegten Innern auf, durchwühlten ihr sonst so ruhiges Gemüth. Finstere Bilder führte die Phantasie ihr vor, Bilder, vor denen sie zurückschreckte. Da faßte sie plötzlich den Gedanken: der Diener begleitet stets den Herrn; er darf nicht sagen wohin, und möchte doch gern reden. Gewiß weiß er um ein Geheimniß, aber die Zunge ist ihm gebunden, und durch jenen Kranz hat er unverkennbar mir einen Blick in das verschleierte Dunkel thun lassen wollen. „Ja, so ist's," rief sie aus. „Aber wie löse ich das Räthsel? Und werde ich glücklicher sein, wenn ich es gelöst? zerstöre ich dadurch vielleicht nicht selbst meine Ruhe?"

Die Nacht verbrachte sie in düstern Träumen, und wohlthätiger Schlaf ward ihr nicht.

In sich gekehrt saß Bertha andern Tags gegen

Abend am Fenster, den Kopf auf den Arm gestützt, umherschweifend mit ihren Gedanken, mit Vermuthungen, mit trüben Bildern sich quälend. Da kam Konrad über den Burghof geschritten. Sie ermannte sich, und als er eintrat in ihr Gemach, mit freundlichem Blick sie grüßte, mit ungewöhnlicher Zärtlichkeit sie bei der Hand nahm, ergriff es sie mächtig, und weinend fiel sie an seine Brust.

Betroffen fragte Konrad: „Was ist Dir, Bertha, was hast Du?"

Schnell trocknete diese die Thränen von ihren Wangen, und bemühte sich, sanfte Heiterkeit über ihr schönes Angesicht zu verbreiten. Dann erwiederte sie, scheinbar ruhig: „„Nichts, lieber Konrad, nichts;"" ergriff Konrads Hand, und führte den sichtbar verlegenen Grafen auf den Söller an ihrem Zimmer.

„„Sieh Konrad,"" sprach sie, „„sieh, wie das schöne Thal der Weser sich hier zu unsern Füßen im Glanze der Abendsonne hinwindet; wie der Strom es durchfluthet, auf seinen Wellen der fröhlichen Menschen viele sich regen; wie die Höhen erglühen, die Heerden sie erklimmen mit ihrem harmonischen Glockengeläute; wie die Natur überall so laut des Schöpfers Liebe und Allmacht verkündet. Ach, mein Konrad, und

dieses schöne Fleckchen Erde gehört unser und unsern lieben Kindern. Wie glücklich fühle ich mich, wenn ich dieses herrliche, vor uns ausgebreitete Bild überblicke, und Dich dabei umschlungen halte, mit ewig treuer Liebe an meine Brust Dich drücke. Nicht wahr, mein Konrad, wir sind Glückliche, Neidenswerthe?““

„Was ist Dir, Bertha?“ sprach der Graf mit sichtlicher Verlegenheit, und entwand sich sanft der Umarmung. „Du schwärmst! Noch nie sah ich Dich so, noch nie sprachst Du so!“

Bertha schwieg, blickte ihren Gatten mit schmerzhaftem Gefühle an, seufzte und schauete in die Landschaft.

Unten im Dörfchen läutete die Glocke zur Abendandacht. Da sank Bertha nieder und betete, mit zum Himmel aufgehobenen, gefalteten Händen.

Konrad fühlte sich in höchst peinlicher Lage. Stören wollte er die Fromme nicht; an ihrer Seite niederknieend mit zu beten, das vermochte er auch nicht. Er wartete daher das Ende ihrer andächtigen Stimmung ruhig ab, wiewohl ihm das peinliche Minuten waren.

Bertha erhob sich, und trocknete eine Thräne von der Wange. Da sprach Konrad: „Du hast Recht, Bertha, der Blick von hier umher und hin in das

Weserthal ist schön, sehr schön, das habe ich immer gefunden und finde es noch. In solche Stimmung kann er mich aber nicht mehr versetzen, von der Du eben ergriffen bist. Sieh, man wird Alles gewohnt; der Reiz der Neuheit verschwindet, und der Werth eines Gegenstandes, den man stets sieht, mindert sich mit der Zeit. Das ist nun einmal nicht anders."

Bertha ließ bei diesen Worten Konrads Hand, die sie wieder mit Wärme erfaßt, los, blickte ihm forschend ins Auge, ging in das Gemach zurück, setzte sich, und nahm den Blumenkranz unter einem Tuche hervor.

„„Sieh einmal Konrad,"" sprach sie mit anscheinender Ruhe, „„diesen Kranz hat mir Dein alter treuer Diener Heinrich von Eurem Spaziergange mitgebracht. Es ist gewiß ein guter Mensch, der Heinrich, uns beiden gleich treu ergeben.""

„Heinrich?" erwiederte der Graf mit sichtbarer Befangenheit, faßte sich jedoch schnell und fügte scherzend hinzu: „Der wird wohl noch in seinen alten Tagen galant. Wo mag er die schönen Blumen gepflückt haben?"

„„Das fragte ich ihn, aber er antwortete nicht, als wolle er den Standort derselben für sich behalten.""

„'s ist ein sonderbarer Kaüz, der alte Heinrich," sprach Konrad, „war aber von jeher so. Ich lasse ihn gewähren, denn er ist mein treuester und zuverlässigster Diener."

„„Das glaube ich auch,"" erwiederte Bertha, stark betonend diese Worte.

Daß Heinrich nicht gesagt hatte, wo er die Blumen gepflückt, vernahm Konrad mit innerer Freude, und den verschwiegenen Diener dafür zu belohnen, beschloß er. Bertha's letzte Worte verstimmten ihn aber wieder, und er wünschte, das Gemach der Gattin unter irgend einem Vorwande verlassen zu können, eine Fortsetzung des Gesprächs zu umgehen. Ganz recht war es ihm daher, als in diesem Augenblicke seine drei muntern Knaben herein gesprungen kamen, und verkündeten, daß das Abendbrod aufgetragen sei. Man ging zum Essen.

Des alten Heinrichs seltsames Benehmen beim Ueberreichen des Blumenkranzes hatte den in Bertha's Brust schlummernden Keim des Verdachts, daß für sie Etwas geheim gehalten werde, der Entwickelung näher gerückt, und durch Konrads Aeußerungen, wie durch sein ihr nicht entgangenes scheues und befangenes

Benehmen, tiefere Wurzel schlagen lassen. Ein beklemmendes Gefühl, eine Unruhe, die den Frieden ihrer Seele trübten, quälten die Arme nun unausgesetzt. Sinnend ging sie mehrere Tage umher, zu einem Entschlusse zu gelangen: was sie beginnen, ob sie sich mühen solle, den Schleier des Geheimnisses zu zerreißen, oder jeden Verdacht aus ihrem Innern zu entfernen, das Bessere zu glauben, und aller Grillen sich zu entschlagen. Nach langem, schwerem Kampfe, der manche schlaflose Nacht sie kostete, gewann sie endlich die Ueberzeugung: das Erstere müsse geschehen. Hell und klar müsse sie sehen, und sollte sie auch für immer ihre Ruhe dadurch untergraben, denn länger ertrage sie nicht den peinlichen Zustand der Ungewißheit.

War Bertha nun auch hiermit auf dem Reinen, und fühlte sie sich dadurch in etwas beruhigt, so quälte sie wieder das Auffinden des Mittels, das zur Erreichung dieses Zweckes führen könne. Nicht ohne Kampf gegen die Sprache ihres innern bessern Gefühls, fand sie dies endlich darin, den alten Heinrich für sich zu gewinnen. Als ihr dieser daher eines Tags wiederum einen schönen Blumenkranz übergab, wiederholte Bertha jene Frage: wo er diese edlen Waldblumen pflücke? Der Diener schwieg, verneigte sich und wollte gehen.

„Bleib!“ rief ihm die Gräfin zu. Sie ging an ihre Truhe, nahm zwei Beutel heraus und sprach: „Hier, Heinrich, sind zwei Beutel, die sind Dein. Das Geld in dem einen sei Dir ein Zeichen meines Dankes für die Blumen, die Du mir gabst. Im andern findest Du Sämerei. Sagen willst Du mir nicht, welcher Pfad zu Deinem Blumenfelde führt; gut, so bezeichne ihn dadurch, daß, wenn Du ihn gehest, Du diesen Saamen auf ihn hinstreuest. Er wird aufgehen, und ich finde Dein Blumenfeld, um selbst der schönen Blumen viele mir da sammeln zu können.“

Wohl verstand der Diener den Sinn der Gabe, aber es widerstrebte ihm, letztere anzunehmen. Es kämpfte in seinem Innern mächtig. Dem Herrn wollte er ein treuer Diener bleiben; die Herrin von ihrer Qual befreien, zu deren Fortdauer er mitwirke, wenn er standhaft das Gebotene von sich wiese. Hin und her schwankte er, wollte das Gemach verlassen, kehrte zurück, hob die Hände empor, als flehe er nach oben um Rath, was hier das Bessere sei, und ließ sie wieder sinken, ohne zu entscheiden.

Bertha vermochte nicht diesem Kampfe in Heinrichs Gemüthe lange zuzusehen. Sie sprach. „Heinrich, der Beutel mit Geld ist Dein, er sei Dir nichts als

ein Geschenk für Deine Blumen. Den Beutel mit Saamen nehme ich zurück, und bringe ihn Dir nicht weiter auf. Mit Ergebung trage ich mein Schicksal, und will den Frieden Anderer nicht trüben."

Bertha wollte den Beutel mit Sämerei in die Truhe zurücklegen, da fuhr Heinrich hastig hinzu, riß ihn ihr aus den Händen, und verließ schnell das Gemach.

Ueberrascht war Bertha. Der Beutel war fort, ehe sie sich zu fassen vermochte, und wiewohl sie einen leisen Vorwurf fühlte, daß durch ihre letzten Worte Heinrich zu dieser Handlung bestimmt worden, fehlte ihr doch die Kraft, das Geschehene rückgängig zu machen. Sie sank in einen Sessel nieder, und rief aus: „Nun so gehe es, wie es gehen soll."

Als Heinrich am folgenden Tage den Herrn wie gewöhnlich begleitete, ließ er den Saamen des Verraths unvermerkt den ganzen Weg entlang fallen. Wohl pochte ihm dabei das Herz wie ein Hammer; wohl fühlte er das Unlautere seiner Handlung, und nur durch die Vorstellung vermochte er des Gewissens Stimme nieder zu halten, daß er ja die Geheimnisse seines Herrn nicht ausplaudere, Niemandem sie verrathen habe noch verrathen werde.

Kaum waren acht Tage verflossen, da beschloß

Bertha auszugehen, um den Weg zu suchen, den der ausgestreute Saame ihr bezeichnen werde, da nach ihrer Meinung dieser schon aufgegangen sein müsse. Scheu und ängstlich trat sie aus dem Thore der Burg, sah rechts und links, beugte sich zum Boden nieder, ging eine Strecke lang einen in den nahen Wald führenden Pfad, aber nirgends fand sie eine Spur von Saamen noch von Gekeimtem. Drei bis vier Mal wiederholte sie den Gang, aber immer vergebens. In die Erde getreten oder in das Gras gefallen war der Saame, und so dem Auge entzogen. Bertha aber meinte: Heinrich habe ihn nicht ausgestreut, und — sie war fast zufrieden damit.

Eines Tages, als ein warmer Regen den durch langen Sonnenbrand ausgedorrten Boden erquickt hatte, das Grün der Erde am andern Morgen jugendlich gefärbt erschien, erfreute sich Bertha dieses schönen Anblicks und der frischen labenden Bergluft auf ihrem Söller. Da kam ihr plötzlich der Gedanke bei, daß nach dem fruchtbaren Regen der Saame aufgegangen sein könne. Er war ihr nicht willkommen, dieser Gedanke. Sie fühlte sich seit der Zeit, wo sie mit Heinrich gesprochen, und den keimenden Saamen nicht gefunden, beruhigter, begann schon in ihr Schicksal sich zu ergeben

und sah sich daher durch jenen Gedanken unsanft aufgeschreckt aus ihrer Ruhe. Ihn zurück zu drängen, sich von ihm los zu reißen, mißlang; er haftete fest und fester. Da meinte sie Beruhigung zu finden, wenn sie ausginge, sich zu überzeugen, daß der Saame nicht aufgegangen.

Und als die Sonne schon weit über die Hälfte ihres Laufes war, trat sie die Wanderung an. Kaum hundert Schritte von der Burg, erblickte sie im Pfade frisch aufgegangenen Saamen in einem langen Streifen. Sie schrak zurück, sie bebte, sie schwankte nach einer Eiche. Niedergesunken, suchte sie sich zu sammeln, das Gewirre ihrer Gedanken und Gefühle zu ordnen; überlegen wollte sie, was sie thun solle, ob die Spur verfolgen, vielleicht ihrem Unglück entgegen gehen, oder umkehren; hingerissen vom bösen Geiste der Leidenschaftlichkeit, — ging sie vorwärts, verfolgte sie weiter die Spur des gekeimten Saamens.

Nicht an Mahnungen, umzukehren, fehlte es der Armen beim weitern Vorschreiten. Ein Haase lief ihr quer über ihren Pfad. Sie erkannte dieses Unglück andeutende Zeichen, aber nur einen Augenblick hemmte es ihre Schritte. Sie ging weiter. Da flog eine Elster einige Male über ihrem Haupte ängstlich hin und her, und krächzte, und es tönte wie: „weg, weg!“

Aber sie ging weiter. immer dem aufsprießenden Saamen folgend. Da trat in der Ferne ein alter Einsiedler aus dem Gebüsch hervor, und kam ihr auf dem bestreuten Pfade entgegen. Als er ihr nahte, blickte er Bertha mit väterlicher Zärtlichkeit an und sprach:

„Wohin so eilend, edle Frau?"

Bertha kannte den Alten. In einer Felsenhöhle lebte er schon viele Jahre, kam zuweilen auf die Burg, wo ihm Speise und Trank ward, und kehrte immer reichlich beschenkt zurück. In frühern Jahren hatte sie ihn oft mit Konrad besucht, und aufmerksam seinen weisen Lehren zugehört. Seine Erscheinung war ihr daher eine willkommene, die eines Hausfreundes. Bertha ergriff seine Hand, weinte und erwiederte mit bebenden Lippen auf seine Frage:

„Ach, ich bin unglücklich! Ich suche ein Geheimniß auf, und will mir lösen ein Räthsel."

Da hob der Alte den Finger seiner Rechten warnend empor, und sprach ernst und mit feierlicher Stimme:

„Alles zu wissen, — gefährlich;
Alles zu sehen, — beschwerlich.
Was das Auge nicht sieht, die Seele nicht weiß,
Macht die Wange nicht blaß, macht das Herz nicht heiß."

Bertha verhüllte ihr Gesicht, weinte bitterlich

drückte dem Alten die Hand, und — ging weiter. Laut seufzend sah der Alte ihr nach. Ihm war es klar, daß dieser Gang ihre Ruhe untergrabe, denn Konrads Wege waren kein Geheimniß ihm.

Kaum eine kurze Strecke vorgeschritten, stand die Unglückliche still, nicht wissend, und wieder schwankend, was sie thun solle. Sie schluchzte laut, und händeringend rief sie im höchsten Schmerz aus: „Ach, ich bin sehr unglücklich!“

Der Alte nahte sich ihr nochmals, faßte ihre Hand und sprach: „„Edle Frau, gedenkt meiner Worte: was das Auge nicht sieht, die Seele nicht weiß. Laßt ab von diesem Pfade, kehrt zurück. Noch ist es Zeit.““

Aber Bertha hörte nicht auf die väterliche Mahnung. Unwiderstehlich zog es sie weiter; willenlos war sie, ihrer Handlungen nicht mehr mächtig. Sie ging, und der Alte erhob seine Arme gen Himmel und seufzte.

Die verfolgte Spur führte Bertha in den Wald und einen Felsen hinan, welcher die Schaumburg überragt und Raschburg heißt. In diesem Felsen war eine tiefe Höhle, vom Volke das Mumke- oder Wichtelloch genannt. Als nach dieser der Pfad sich beugte, überlief es Bertha eiskalt, denn sie hatte oft gehört,

daß diese Höhle des Wichtelweibchens Wohnung sei. Je näher sie kam, desto leiser trat sie auf, und mit jedem Schritte nahm ihre Aengstlichkeit zu. Aber starr vor Schrecken war sie, als, um eine Ecke beugend, die Höhle sie angähnte, und vor der Oeffnung, auf weichem Moose, der alte Heinrich schlafend lag. Wie in Stein gewandelt stand sie, zitternd und bebend. Eines Entschlußes nicht fähig, blickte sie bald auf den Schlafenden, bald in die düstere Höhle. Schon wollte sie den Diener wecken, da gewahrte sie, daß noch tief hinein in die Höhle die Saamenspur sich zeigte, und plötzlich packte es sie unwiderstehlich, in die Höhle einzutreten. Vergessen waren die warnenden Worte des Alten, das Gekrächze der Elster, der Unheil verkündende Lauf des Hasen. Geblendet waren ihre Sinne, sie schwankte leise neben dem Schlafenden hin mit hochklopfender Brust in das Innere der Höhle. Kaum einige Schritte gegangen, erblickte sie im tiefen Hintergrunde — Konrad in den Armen des Wichtelweibchens, Beide schlafend.

Starr vor Entsetzen stand sie da, die Unglückliche, mit Gewalt unterdrückend ein lautes Aufschreien. Ihr Zustand war herzzerreißend. Gram, Verzweiflung und Furcht durchwühlten ihre Brust. Sie wimmerte leise.

Nun wußte sie, was sie so lange zu wissen begehrt, wünschte es nicht zu wissen, und gedachte der warnenden Worte des Alten, tief bereuend, sie nicht befolgt zu haben. Aber geschehen war der Schritt, und nicht wieder zurück zu thun. Sie hatte gesehen, nur zu viel gesehen. Sie kehrte um, und schlich leise aus der Höhle, dem Grabe ihrer Ruhe, ihres Glückes, ohne daß eins der Schlafenden erwachte. Schon einige Schritte davon entfernt, blickte sie nochmals zurück. Da kam ihr der Gedanke bei, von den schönen blonden Haarflechten am Haupte des Wichtelweibchens eine zu entwenden, ohne in diesem Augenblicke sich klar bewußt zu sein, warum eigentlich. Sie schlich daher in die Höhle zurück, schnitt mit einer an ihrer Seite hängenden Scheere eine jener Flechten ab, und eilte pfeilschnell mit ihrer Beute hinweg und nach der Burg zurück.

Wo der Einsiedler auf dem Hinwege Bertha begegnete, da fand sie ihn wieder auf dem Heimwege. Sie verhüllte ihr Gesicht, vermochte nicht seinen Anblick zu ertragen. Er sprach nochmals ernst und milde jene Worte: „Was das Auge nicht sieht, die Seele nicht weiß.“ Bertha eilte bei ihm vorüber, gab aber durch Zeichen zu verstehen, daß sie bejammere, ihm nicht gefolgt zu haben.

In welchem Zustande und mit welchen ihr Gemüth durchwühlenden Gefühlen die Unglückliche in ihr Kämmerlein eintrat, wie zerrissen in ihrem Innern sie war, wie sie laut klagte und weinte, händeringend auf und ab ging, nirgends Ruhe fand, — wer könnte sich das nicht denken, das Schreckliche ihrer Lage, die Größe ihres, wenn auch sich selbst geschaffenen Schicksals, nicht ermessen?

Als die Stunde nahte, wo Konrad von seinem Gange gewöhnlich zurückkehrte, suchte sich Bertha zu sammeln, ruhig zu scheinen. Er kam, trat in ihr Gemach, schien aber trübe und verstimmt. Das entging Bertha nicht, doch gewann sie es über sich, mit aller Liebe und Hingebung ihn zu fragen: was ihm sei, ob er unwohl sich fühle? Konrad gab nur unzureichende Antwort, und als sie nicht nachließ, ihn bittend zu bestürmen, ihr zu sagen, was ihn verstimme, verließ er ohne Erwiederung das Gemach.

Viele Wochen vergingen. Bertha mußte sehen, daß Konrad seine Ausflüge regelmäßig fortsetzte, aber immer mißgelaunt und verstimmt zurückkehrte. Die Ursache dieses Mißmuths zu ergründen, gab sie auf. Sie duldete im Stillen, war nur heiter, wenn ihre drei muntern Söhne ihr Spiel um sie her trieben, erwartete

von der Zukunft eine Aenderung ihrer trüben Lage, fühlte aber, daß innerer Gram an der Blüthe ihres Lebens nage.

So verstrichen die sechs Wintermonate, und kein lichter Blick fiel in ihr einsames Leben auf der Burg, wo kein Bekannter, kein Freund einsprach, wo ein Tag wie der andere unter stillen Seufzern dahin zog, und nur Gebet die fromme Dulderin erquickte.

Der Frühling nahte, und mit ihm der Schmuck der Natur, angehaucht von Leben und Liebe. Da saß Bertha eines Abends auf dem Söller, blickte hinab in das schöne, mit dem frischen Maigrün überkleidete Weserthal, das im Glanze der sich schon neigenden Sonne erglühte; sah die Regsamkeit des Landmanns auf den Aeckern, an des Stromes Ufern der Schiffer Thätigkeit; hörte die Frühlingslieder der Vögel, das Blöken junger Lämmer, die fröhlich um ihre Mütter sprangen; fühlte, wie neues Leben die ganze Natur durchglühte, Alles umher Freude athmete, jubelnd jedes Wesen der Wonne des Daseins sich freute, nur sie sich nicht mit freuen, nicht mit jubeln konnte, — ach, da wurde ihr so schwer, so bange ums Herz, und nur Thränen machten ihren gepreßten Gefühlen Luft. Lange saß sie so, weinte und versank in ein dumpfes Hinbrüten über Bilder aus der Vergangenheit und

Gegenwart ihres Lebens. Da ergriff es sie plötzlich. Sie sprang auf und rief aus: „Nein, diesen Zustand ertrag' ich nicht länger! Gefaßt ist mein Entschluß. Entstehe daraus, was da wolle. Anders muß es werden, und sollte ich untergehen!"

Sie ging in ihr Gemach zurück. Kaum eingetreten, kam auch Konrad, und wie immer, trübe gestimmt, wenig sprechend. Mit heiterem Blicke empfing Bertha ihn, ergriff schweigend seine Hand, führte ihn zu ihrem Schmuckschränklein, öffnete es, zog eines der Fächer hervor, nahm daraus die Haarflechte, reichte sie mit sanfter, verzeihender Miene dem Gatten, und sprach mit aller Hingebung und Zärtlichkeit: „Hier, mein Konrad, nimm sie zurück; thue was Du willst, was Dein Herz Dir sagt; vergiß nur nicht Deines, mit ewiger, reiner Liebe an Dir hängenden, Alles Dir verzeihenden Weibes."

Konrad erblaßte. Bestürzt und erschüttert sank er vor Bertha nieder auf seine Kniee. Im höchsten Sturme auf ihn eindrängender Gefühle umschlang er sein treues Weib, dankte für solche liebevolle Strafe, und schwur mit aufgehobener Rechten, laut, feierlich und bei allen Heiligen der Kirche: nie und nimmer wieder die Treue gegen seine Bertha zu verletzen.

Kaum waren diese Worte ausgesprochen, da ward es finster im Gemach. In den weiten Hallen und Gängen der Burg begann ein dumpfes Sausen und Brausen, das näher und näher rückte. Und als der Spuk ganz nahe tobte, sprach mit übernatürlicher Kraft eine grauenvolle Stimme die Worte; „„Zurück die Haarflechte, zurück das Geraubte!““ Es blitzte, es donnerte; Sturm und Hagel zerschmetterten die Fenster.

Bertha sank vor Schrecken und Angst kraftlos auf ihr Lager. Konrad, nicht minder bestürzt, suchte sie zu beruhigen. „Es ist das Wichtelweib,“ sagte er, „sie hat meinen Schwur vernommen, sie verlangt die Haarflechte. Sie soll sie haben, ihr Zorn wird dadurch gebrochen. Sei unverzagt, Dir soll sie kein Leids thun.“

Aber Bertha jammerte und zitterte, denn unter stetem Toben der Elemente steigerte sich draußen das Geschrei: „„Zurück die Haarflechte, zurück!““

Indem trat der alte Heinrich aus einer Seitenthür herein, die drei laut weinenden Knaben an der Hand. Er berichtete: in der ganzen Burg sei Alles um und um gekehrt, der Sturm sause durch die zerschmetterten Fenster, und alle Bewohner lägen auf

den Knieen und beteten. Da ergriff Konrad die Haarflechte, und gab sie Heinrichen mit den Worten: „Geh, Alter, lauf schnell nach der verfluchten Höhle des Wichtelweibes, wirf diese Haarflechte am Eingange hin und kehre eiligst zurück.“

Heinrich war erstaunt über den erhaltenen Befehl, that aber, wie ihm befohlen, und lief so eilig als er vermochte mit der Haarflechte nach der Höhle. Kaum war er über die Zugbrücke der Burg, so ließ das Toben und der Sturm der Elemente, das Schreien und Höllengetümmel nach. Ruhe und Stille kehrten zurück, auch im Gemüthe Konrads und seiner geängsteten Bertha. Zärtlich hielten sie sich umarmt, und mit größter Heiterkeit blickte Bertha den Gatten an, als dieser seinen Schwur wiederholte, daß auf ewig jene strafbare Verbindung mit dem Wichtelweibe zerrissen sei. Glücklich, überglücklich fühlten sich Beide, denn ein neues Leben, ein Leben wie früher sie es geführt, wollten sie wieder beginnen. Aber so sollte es nicht sein.

Als am folgenden Tage, zur Stunde, wo Konrad gewöhnlich den geheimen Gang zur Höhle antrat, dieser traulich daheim bei seiner Bertha saß, in Bildern einer heitern Zukunft Beide sich verloren, die Kinder

um sie her jubelnd spielten, da erhob sich von Neuem Sturm und Brausen in der Burg wie Tags zuvor. Ein donnerndes Rollen durchlief die Gemächer, die Mauern der Veste schienen zu wanken, es ward Nacht.

Konrad sprang erschrocken auf, und Bertha rief händeringend aus: „Gott im Himmel, was steht uns wieder bevor, sollen wir noch keine Ruhe haben?"

Da ertönten Stimmen, und ein gräßliches Gebrüll und Geheul, als wären wilde Raubthiere in der Burg. Es schrie fürchterlich: „„Konrad, kehre zurück, kehre wieder!"" Aber Konrad hielt sein Weib fest umschlungen, und rief mit übermenschlicher Kraft: „Konrad kehrt nie, nie zurück, und Gott wird ihn schützen." Da mehrte sich das Brausen und das teuflische Getöse. Die Thüren des Gemachs sprangen auf mit Krachen, ein dicker stinkender Schwefeldampf drang ein, und Bertha vermochte kaum zu athmen. Zum zweiten Male und grauenvoller noch schrie es: „„Konrad, kehre zurück!"" Doch Konrad rief mit gleicher Festigkeit: „Nun und nimmermehr!" Da stürzte mit Krachen der höchste der Burgthürme zusammen, die Mauern des Gemachs bersteten; es war Nacht; Blitze nur erleuchteten auf Augenblicke das unglückliche Paar.

Jetzt schrie es zum dritten Male: „„Konrad,

Konrad, kehre zurück, oder Dein Land fällt an fremde Erben!"" — Bertha sank bewußtlos nieder. Doch vergebens war auch diese schreckliche Verheißung. Konrad blieb standhaft, und rief in höchster Wuth und Verzweiflung aus: „Und sollte mein Stamm erlöschen, mein Erbe in fremde Hände kommen, nie kehre ich wieder, nie, dies schwöre ich bei Gott und allen Heiligen!"

Wie Konrad diese Worte gesprochen, ward es hell. Der Sturm, das Geheul, das Toben ließ nach, der Donner rollte schwächer, der finstere Himmel entwölkte sich, die Sonne warf noch einmal ihre letzten Strahlen durch die zertrümmerten Fenster in das Gemach. Ruhe kehrte in der Natur zurück, aber nicht im Innern des erschütterten, durch jene grausame Verheißung niedergebeugten Paares.

Die nächsten Monde verflossen ihnen ruhig in stillem Frieden. Nichts störte den neu befestigten Bund ihrer Liebe, und in herzlicher Einigkeit lebten Bertha und Konrad, zurückgezogen auf ihrer Burg, nur sich und ihren drei hoffnungsvollen Knaben. Wenn sie nun diese in vollster Jugendkraft fröhlich sich herumtummeln sahen, keine Spur schädlichen Einflusses des Wichtelweibes auf die Gesundheit der

holden Sprossen ihres Hauses gewahrten, auch sonst in nichts dieses Dämons Dasein spürten, dann überließen sie sich gern der in ihrem Innern keimenden Hoffnung, daß doch wohl jene furchtbare Verheißung unerfüllt bleiben könne, und nährten diese mit Freude je länger, je mehr.

Aber je höher diese Hoffnung während einigen Monden stieg, desto schrecklicher wurde sie zertrümmert, als plötzlich der älteste der Knaben erkrankte, und nach wenigen Tagen man ihn der Erde übergeben mußte.

Kaum war diese tiefe Wunde vernarbt, da traf das unglückliche Elternpaar ein neuer Wetterschlag. Eines Tages brachte man ihnen den entseelten Körper des zweiten Sohnes in das Gemach. Vom Söller war er hinabgestürzt in den felsigen Burggraben, und hier ihm der Kopf zerschellt.

Bertha erlag diesen harten Schlägen. Sie folgte bald ihren Kindern in das Grab.

Konrad wurde nie mehr des Lebens froh. Daß er das über ihn und die Seinen hereinbrechende Unglück verschuldete, fühlte er nur zu tief, und das beugte und peinigte ihn. Niedergedrückt von Kummer und Gram schlich er umher, zehrte ab, und, noch im besten Mannesalter, umschloß ihn die Gruft.

Als einziger Sproß des alten Stammes der Grafen von Schaumburg überlebte ihn sein jüngster Sohn; aber schwach an Körper, schwach an Geist, siechte er nur noch einige Jahre hin, und sank im siebenzehnten Sommer seines Lebens auch in die Arme des Todes. Mit ihm erlosch der Stamm. Das Erbe fiel in fremden Nachbars Hände.

Druck von J. B. Hirschfeld.

Geschichte der Römer,
ihrer Herrschaft und Cultur,

von der

Erbauung Roms

bis zum Untergange des weströmischen Reichs,

für die

mittleren Klassen der Gymnasien, für Real- und höhere Bürgerschulen

dargestellt von

Dr. Franz Fiedler,

Oberlehrer am Gymnasium in Wesel.

448 Seiten in gr. 8. mit **84** eingedruckten bildlichen Darstellungen und zwei Karten des westlichen und östlichen Römerreichs.

In eleg. Umschlag cartonirt. Preis 1¾ Thlr. Dasselbe Werk ohne die Abbildungen Preis 1 Thlr.

Das Feenbuch oder Feenmährchen

von Perault, Mad. de Beaumont, d'Aulnoy und Fenelon. 359 S. in kl. 4. Preis 1 Thlr. 10 Ngr. (1 Thl. 8 gGr.)

Dasselbe französisch unter dem Titel:

Magasin des Fées ou Contes des Fées.

De Perault, de Mad. Leprince de Beaumont, de Fénélon et de Mad. d'Aulnoy. Mit erklärenden Noten und einem Wörterbuche, mit vielen Holzschnitten in kl. 8. 1 Thlr. 10 Ngr. (1 Thlr. 8 gG.)

Neuester
ORBIS PICTUS
oder die sichtbare Welt in Bildern,

ein Universalbilderbuch mit vielen Stahlstichen. Herausgegeben von Dr. Reichenbach, Lehrer an der Realschule in Leipzig, und Mitglied der naturforschenden und polytechnischen Gesellschaft daselbst.

Dieses Werk besteht aus 2 Bänden von 111 Bogen Haupttext und 54 Bogen Text in 4 Sprachen in gr. Lexicon-8. ferner in 1 Band mit 100 Stahlstichen in 4 geb. Preis $17^{1}/_{3}$ Thlr.

Dasselbe enthält Alles, was irgend in einer Beziehung mit dem praktischen Leben in Verbindung steht. Es ist eine Encyclopädie der Künste und Wissenschaften für die Jugend, leicht faßlich, angenehm unterhaltend und in systematischer Ordnung zusammengestellt. Der Text ist ein doppelter, der eine ein ausführlicher in deutscher Sprache, der andere ein kurzer in deutscher, lateinischer, französischer und englischer Sprache, so daß dieser letztere zum Uebersetzen dienen kann. Die schönen, zahlreichen Stahlstiche mit mehr als tausend Abbildungen dienen zur Erläuterung.

Naturhistorischer Bilderatlas
für Schule und Haus
oder Wandtafeln

zum Unterricht in der Naturgeschichte des Thierreichs.
Von Dr. A. B. Reichenbach,

Lehrer der Naturgeschichte an der Realschule in Leipzig, Mitglied der naturforschenden und polytechnischen Gesellschaft daselbst, und Ehrenmitglied der naturforschenden Gesellschaft zu Görlitz.

1 Band Quer-Folio, 121 auf's Feinste in Holz geschnittene Tafeln enthaltend. Preis für fein colorirte Exemplare 10 Thlr., für schwarze 6 Thlr.

Dieser Atlas, hinsichtlich der Größe seiner Abbildungen alle ähnlichen Bildersammlungen übertreffend, hinsichtlich der

Schönheit und Treue der Zeichnung und des Colorits aber allen deutschen Prachtwerken dieser Art gleichkommend, hat sich eines so großen Beifalls zu erfreuen und ist bereits der Jugend ein so liebes Werk geworden, daß wir ihn eben so als Fest- oder Prämiengeschenk für die Jugend wie zum Gebrauche beim Unterrichte empfehlen können.

Eine beiliegende systematische Uebersicht wird deutlich nachweisen, daß alle wichtigen Thierordnungen durch die Abbildung eines oder mehrerer Thiere repräsentirt sind. Die unter jeder Abbildung stehende Beschreibung ist möglichst vollständig.

Das illustrirte Lesebuch

für

Schule und Haus

oder

Lesestücke aus dem Gebiete der Naturwissenschaft, Kunst und Mechanik,

eine ausführliche Schilderung

des Weltgebäudes im Allgemeinen; der einzelnen Himmelskörper insbesondere; die Erscheinungen der Erdatmosphäre; der Erdoberfläche, des Innern der Erdrinde und die organischen Ueberreste der Vorwelt; des Bergbaues, der Taucherglocke, Luftschifffahrt, Eisenbahnen und Dampfwagen, der Schifffahrt, Leuchtthürme, wichtigsten Häfen u. s. w. so wie der Telegraphen und einiger großartigen Bauwerke der Vorzeit z. B. der Pyramiden u. a. m.

Alles durch zahlreiche Abbildungen erläutert.

Herausgegeben

von Dr. A. B. Reichenbach.

br. Preis ⅔ Thlr.



Deutsche
Volksmärchen.

Erzählt

von

Friedrich Gottschalck.

Zweiter Band.

Mit einem Holzschnitte nach einer Zeichnung des Professor Richter.

Leipzig,
Baumgärtners Buchhandlung.
1846.

Inhalt.

Seite

Deutsche

Volksmärchen.

Denn glaubet mir, kein Märchen ist so seicht,
Aus dem der Mann nicht weiser werden könnte.
Wieland.

Prinzessin Ilse.

Ein Königsstuhl, hoch in die Wolken ragend,
Gestellt auf bunten, lieblich grünen Matten,
Ein Bild, in dem der Wildniß schöne Schrecken
Sich mit dem sanften Reiz der Anmuth gatten,
Ein Schatz, aus welchem Erz wie Gold und Silber
Noch Tag für Tag in alle Welten gehn,
Ein Buch, in dem der Vorzeit alte Kunden,
Und Märchen auch, gar zart und sinnig stehn,
Das ist der Harz.

v. Gutschmid.

Reich und reizend geschmückt von der allgütigen Natur, von der Menschen Betriebsamkeit und Kunstsinn, ist das letzte der Hochgebirge des deutschen Nordens, der Harz. Erklimmt man seine Höhen, so schwillt die Brust vor Freude über die lieblichen Blicke in die Ferne. Durchwandert man seine herrlichen Thäler, folgt ihren Windungen, und den sie durchfluthenden Bächen und Flüssen, so ziehen Bilder menschlicher Thätigkeit und Fleißes vorüber, belebend und erfreuend. Reizender aber noch erscheinen die Umgebungen des langen Gebirgszuges da, wo die steilen Höhen sich senken, übergehen in fruchtreiche Saatfelder, in lachende

Auen, überstreut mit Dörfern und Wohlhabenheit verkündenden Gehöften. Wohl streitet die Südseite mit der des Nordabhanges um den Preis. Doch beiden gebührt ein solcher, denn südlich entfalten sich liebliche, sanfte Landschaften; nördlich wilde, rauhe, erhabene Naturscenerieen, staunenerregende.

Unter letztern tritt besonders hervor das reizende Ilsethal mit seinem freundlichen Ilsenburg, seinem kolossalen Ilsensteine, seinen Wasserfällen des kleinen, vom Brocken herabstürzenden Flüßchens Ilse, das der Mensch sinnreich benutzte, ihm zu helfen mit seiner Kraft, bei Cyklopenarbeit und technischen Geschäften. Wer kennte nicht dieses reizende Erdenfleckchen, der den Harz durchwanderte! Wer bestieg nicht alle Höhen umher! Wer stand nicht auf der Zinne des Ilsensteins, und schauete trunkenen Blickes in die weiten Ebenen des flachen gesegneten Landes, wie in die schauerliche Tiefe unter ihm und auf die Bergwelt umher! Wer aber hier stand, sich freuete des wonnereichen Blickes in Gottes herrliche Schöpfung, dem erzählte auch gewiß der geschwätzige Führer von der schönen Königstochter, der Prinzessin Ilse, welche im Innern des Felsens ein feines Schlößlein bewohnt.

Denn, vor urgrauer Zeit, da stand auf dem Ilsen-

stein ein großes Schloß aufgethürmt, das gehörte einem Könige, der Herr war über Land und Leute in einem Umkreise von tausend Stunden. Spitze hohe Thürme ragten daraus hervor mit goldenen Kronen geschmückt, in weiter Ferne sichtbar. Mit Erkern und Giebeln war es verziert, und im Innern, da flimmerte und flammte es von Gold und Silber. Der König, er hieß Ilsan, war weltkundig, reich und mächtig. Sein größter Schatz aber war seine einzige Tochter, ein Bild der Schönheit, eine Prachtdirne, Ilse genannt. An ihr hing sein ganzes Herz; sie war die einzige Freude seines Lebens, und, wie er oft sagte, das köstlichste seiner Güter. Ihre Schönheit und, als Erbin des reichen Vaters, ihr Reichthum, zogen zwar gar viele der Freier herbei. Doch alle wies der König ab, da er sich von der lieben Tochter nicht trennen konnte, vorgebend, sie sei noch viel zu jung.

Nicht gar fern von der Königsburg, wo man noch jetzt die kleine verfallene Ilsenburg auf einer Höhe sieht, da wohnte zu derselben Zeit eine alte Frau, die trieb Zauberei und Hexerei. Bei ihr kehrte jährlich in der Walpurgisnacht der Troß von Unholden und bösen Geistern ein, ehe er auf Geisböcken und Ofengabeln hinan ritt nach der Spitze des Brockens, zum

Verkehr und zum Mahle, das der Teufel seinem Anhange in der Mitternachtsstunde bei Donner und Blitz gab. Hier wurde erst gezecht und gebechert, und die Alte ritt dann mit ihnen. Da der Weg zur Königsburg vor ihrer Hütte vorüber ging, so sah sie auch alle die Freier um die schöne Ilse, welche dahin zogen. Für ihre Tochter, die freilich an Schönheit dem Königskinde nachstand, einen der Vorüberziehenden zu gewinnen, gab sie sich viele Mühe. Das Töchterlein mußte immer, stattlich aufgeputzt, vor der Thüre sitzen, fleißig die Spindel drehen, und, wenn ein junger Ritter vorüber zog, freundlich grüßen, holde Blicke ihm zuwerfen; aber das half nichts. Man grüßte freundlich wieder, rief auch wohl ein „sei nicht zu fleißig" ihr zu, und ritt weiter. Das verdroß die Alte gar sehr, und sie ärgerte sich baß, erhob aber mit der Tochter ein schadenfrohes Gelächter, wenn einer der Freier mit einem erhaltenen Korbe von der Königstochter bei ihrer Hütte wieder vorbei kam.

Einsmals kam aus weiter Ferne, vom Nordseestrande her, ein junger, flinker Rittersman des Wegs, sein Heil bei der Königstochter auch zu versuchen. Als er das blondgelockte, holde Mägdlein vor der Hausthür fleißig spinnend sah, von ihrem strahlenden

Augenpaare getroffen wurde, hielt er sein Roß an, grüßte freundlich, stieg ab, und bat, sich neben die schöne Spinnerin setzen und etwas verweilen zu dürfen. Gern wurde das gewährt, und alsbald erschien auch die Alte, hieß den Ritter gar höflich willkommen und bat ihn einzutreten, einen Trunk und Imbiß anzunehmen. Der Ritter nahm das an, und nun wurde er ausgefragt, woher er komme, wie er heiße und wohin er wolle. Ganz unbefangen beantwortete dieser Alles, hatte auch von seiner Absicht, die Königstochter, Prinzessin Ilse, die so schön sein solle, zu sehen, um sie zu freien, kein Hehl.

Da sprach die Alte: „Da gebt Euch keine Mühe, Herr Ritter, sonst werdet Ihr eben so mit einem Körbchen zurück geschickt, wie so Viele Eures Gleichen. Ihr könnt das mit eigenen Augen sehen, wenn Ihr bei uns verweilen wollt, denn gestern erst sind drei Ritter in gleicher Absicht, wie Ihr, nach der Königsburg hier vorüber gezogen, die heute noch dort sind, morgen aber gewiß mit langer Nase heimkehren werden. 's ist wahr, des Königs Tochter Ilse hat ein ganz feines Gesicht, das müssen ihre Feinde eingestehen; aber sie darf nicht wählen, wie sie wohl möchte, und ihr stolzer Vater weiß nicht, was er will. An jedem

Freier hat er was auszusetzen, schickt Alle wieder fort und darüber wird sein Töchterchen eine alte Jungfer, die zuletzt Keiner mehr mag. Laßt Euch daher rathen, und bleibt weg."

Der gutmüthige Ritter hielt die Worte der schlauen Alten für baare Münze, und da er keine Lust hatte, sich auch abgewiesen zu sehen, so beschloß er, wieder nach Haus zu reisen, und wollte aufbrechen. Während dem war ein schweres Wetter herangezogen, der Regen goß in Strömen vom Himmel, und da nahm er gern das Anerbieten der Alten an, in ihrer Wohnung zu übernachten. Dies gab Veranlassung, mit Trude, dem Töchterchen, näher bekannt zu werden, sie liebenswürdig zu finden, und es kam sogar zu einer Erklärung von Seiten des Ritters, welche der Tochter und Mutter willkommene Aussichten eröffnete, und ihnen fast keinen Zweifel übrig ließ, der Ritter werde Trudchen zu seinem Gespons erheben.

Andern Tags verließ Ritter Volko seine Wirthin, drückte Truden zum Abschiede einen derben Kuß auf den Mund, versprach, bald wieder einzusprechen, und ritt auf dem gekommenen Wege zurück.

Unterwegs erzählte ihm sein Knappe: er habe Abends zuvor auf einem Gange in den Wald die

Königstochter Ilse gesehen, wie sie mit einer Jungfrau und einem Ritter sich lustig ergangen. Die Königstochter sei sehr schön und hold, habe auch freundlich ihn gegrüßt, ihn gefragt, in wessen Dienst er sei, und als er es gesagt, zur Jungfrau gesprochen: der kommt gewiß auch auf unsere Burg. „Ihr thut sehr unrecht, Herr Ritter," fuhr er fort, „daß Ihr wieder heim zieht, ohne sie gesehen zu haben. Ein wahres Engelsgesichtchen hat das schmucke Kind. Sie würde Euch gewiß besser gefallen, als die Trude."

Dem Ritter gingen die Worte des Knappen im Kopfe herum. Er besann sich eine Weile, dann sprach er: „„Kaspar, Du hast Recht, ich will die Königstochter sehen, aber wie kommen wir hin nach der Burg, ohne wieder bei dem Hause der Alten vorüber zu müssen? Ich weiß hier keinen Bescheid.""

„Dafür laßt mich sorgen," sprach der Knappe. „Ich habe gestern einen ganz andern Weg dahin ausfindig gemacht. Folgt mir nur."

Sie wendeten ihre Rosse durch Dick und Dünn, über steile Höhen und auf felsigem Wege leitete der Knappe seinen Herrn, weit um die Wohnung der Alten herum, und nach einer Stunde ritten sie in die Königsburg ein, wo Volko freundlich empfangen wurde.

Als er die Königstochter sah, war er erstaunt und entzückt über ihre Schönheit. So liebreizend und hold hatte er sie sich nicht gedacht, so voll Anmuth und Lieblichkeit hatte er noch Keine gesehen. Beim Mittagsmahle saß er zwischen ihr und dem Vater, da gewahrte er bald, daß die Augen der schönen Ilse seinen Blicken oft und sprechend begegneten. Auch der Vater behandelte ihn mit besonderer Zuneigung, denn als Volko nach dem Mahle wieder fort wollte, baten Vater und Tochter, daß er weilen möchte, und — er blieb gern. Die Annäherung der Liebenden, denn so konnte man Volko und Ilse schon nennen, nahm mit jeder Stunde zu, und Tags darauf wagte es Volko, seine Liebe der Geliebten zu gestehen. Zurückgewiesen wurde er nicht, aber Ilse erklärte, er möge mit ihrem Vater sprechen. Das geschah. Der König hörte mit Freundlichkeit seine Worte an und sprach:

„Da mein Kind Dich zum Gemahl gewählt, so gebe ich meine Einwilligung, und nehme Dich gern zum Eidam an, doch nur unter der Bedingung, daß Du für immer hier auf meiner Burg bleibst, denn trennen kann ich mich nimmer von meiner Tochter.“

Mit Freuden ging Volko diese Bedingung ein, der Vater legte die Hände der Liebenden in einander,

und die Hochzeitfeier wurde auf den folgenden Tag schon bestimmt.

Wohl glaubte der Ritter, ungesehen von der Alten und ihrer Trude zur Königsburg gelangt zu sein, aber er irrte. Die schlaue Hexe hatte Späher überall, und gar bald wußte sie, daß Volko nicht heimgekehrt, nach der Königsburg geritten, mit der Prinzessin Ilse verlobt sei, und morgen schon die Hochzeit gefeiert werde. Ergrimmt und erbost, daß er sie und ihr Trudchen zum Besten gehabt, wüthete sie gleich einer Furie, und schwur bei allen Teufeln, fürchterlich sich zu rächen.

Um Mitternacht setzte sie sich auf einen Geisbock, ritt durch die Lüfte hinan zur Spitze des Brockens, sammelte da wachsende Kräuter und Moose, Flechten und Schwämme; pflückte Hexenanemone, Brockenmyrthe, Moosbeere, Sommerthau, Allermannharnisch; brach junge Triebe von der Zwergtanne und Ranken vom Teufelszwirn; hackte auf der Teufelskanzel Alles zu einem Brei, schlug ein Stück von diesem Felsen ab, schöpfte zuletzt Wasser aus dem Hexenbrunnen, und jagte nun im Hui wieder zurück.

Auf einem Berge, viel höher noch als der Ilsenstein, zündete sie ein Feuer an, setzte einen großen

Kessel drauf, und warf, unter Aussprechen von Zauberformeln, die mitgebrachten Teufelskräuter nebst dem Teufelskanzelstein ins brodelnde Wasser.

Bald entstieg dem Kessel dunkeler, stinkender Qualm, der in immer dichtern, schwärzern Wolken aufwirbelte. „Herbei, herbei zum Todestanz!“ schrie die Alte; und alsbald fuhren unter Donner und Blitz, und mit schrecklichem Gekreisch, Hexendirnen und Teufelsbuben aus den Qualmwolken herab, sprangen mit Mutter und Tochter in großen Kreisen um den Kessel, jauchzten, fluchten, tobten, brüllten scheußliches Hohngelächter, taumelten wild und rasend umher und erhoben ein gräßliches Zetergeschrei. Dabei blitzte es, und ein stetes Donnergepolter und Krachen durchrollte die Berge. Sturm tobte und heulte, brach Eichen und Tannen. Regen strömte nieder und stürzte brausend und verheerend hinab in die Thäler. Der letzte Tag der Erde schien zu nahen.

Als der Aufruhr und Kampf der Elemente aufs Höchste gestiegen waren, da ergriff die ganze Hexen- und Teufelsbrut brennende Kienfackeln, schwang sie hoch in der Luft und brüllte im donnernden Chor:

Halloh, Halloh, Halloh!
Des Königs Burg hinab,
Hinab ins Felsen-Grab!

Als zum dritten Male sie diese Worte ausschrieen, wankten die Berge, die Erde schüttelte sich, der Ilsenstein borst auseinander, die schöne Königsburg stürzte mit gräßlichem Geprassel hinab in den Schlund, und über ihr schloß sich mit Donnerkrachen die weite Kluft.

Jauchzend und Jubel brüllend ob des gelungenen Teufelswerks, umsprang das Ottergezücht noch drei Mal den Kessel und zerstreute sich dann nach allen Winden.

Verschwunden war die Königsburg, untergegangen mit ihr, was darin lebte, nackter Felsen nur, wo sie stand. Doch Ilse erblühete zu neuem Leben.

Als jener furchtbare Kampf der Elemente begann, in der Burg Alle Schrecken und Angst ergriff, da eilte Ilse in die Kapelle, fiel nieder vor dem Muttergottesbilde, flehte um Hülfe und Schutz. In diesem Augenblicke war es, wo die Burg brach, sank, und unter ihren Trümmern auch die Königstochter begrub. Das Bild blieb unverletzt. Eine Strahlenglorie umfing es. Engelstimmen sangen im heiligen Chor, und als dies geendet, rief eine Stimme: — „Ilse, erwache!"

Ilse schlug die Augen auf, wollte sich erheben, sank aber nieder auf ihre Knie vor der leuchtenden

Himmelskönigin, und streckte flehentlich die Arme zu ihr empor. Da sprach diese:

„Nicht ohne Hülfe sollst Du sein. Kannst Du auch in menschlicher Natur auf Erden nicht mehr wandeln, so sei es Dir doch vergönnt, als geistiges Wesen Dich zu zeigen, über Schätze zu gebieten, um unter den Menschen Freude zu verbreiten, zu beglücken den Guten, wie Du es im Leben so gern thatest. So will es die Gottheit, die durch mich Dir solche Bestimmung verkündet."

Harmonischer Gesang umschwebte von Neuem der andächtig niederblickenden Jungfrau Ohr, der in sanften Schlummer am Fuße des Altars sie einwiegte.

Als sie erwachte, sah sie sich, liegend auf weichen, duftigen Polstern, in einem großen prächtigen Gemach, wo Alles von Gold glänzte, von bunten Steinchen flimmerte und blitzte, durch die Decke von Kristall ein magisches Licht, heller als das der Sonne, einströmte. Staunend betrachtete sie was sie umgab, denn solche Pracht sah sie noch nie, auch nicht in der Burg ihres Vaters. Eine Reihe von Gemächern durchschritt sie, eins immer köstlicher als das andere geschmückt, und im letzten standen große Kisten, angefüllt mit Gold und Silber, edlen Steinen und Perlen, über welchen

unerschöpflichen Reichthum sie gebieten durfte. Als sie aus dem Palast trat, erstaunte sie nicht minder über die Außenseite dieses Prachtgebäudes, ihres Schlosses, das von einem reizenden Garten umgeben war, wo duftende Orangen Wohlgerüche verbreiteten, eine Blumenfülle Bäume und Sträuche überdeckte, bunt schimmernde Vögel auf den Zweigen sich wiegten, und den silberhellen Wasserspiegel eines kleinen Sees Schwäne, mit güldenen Spangen um den schlanken Hals, in weiten Kreisen durchschnitten. Nicht ersättigen konnte sich Ilse im Beschauen all' der Pracht und Herrlichkeit, die sie umgab, die sie ihr Eigenthum nennen konnte.

Am andern Morgen schon trat die Beherrscherin dieses Feenreichs heraus aus dem Ilsenstein, ihre wohlthuende Laufbahn zu beginnen, und seitdem zeigte sie sich fast täglich, bald hier, bald da, auf den Höhen wie im Thale, richtete den Unglücklichen, den Armen auf, durch Gaben der Milde, erquickte den Hungrigen durch Speise und Trank. Doch nur, wer reinen Herzens ihr nahte, ward beglückt. Wer unrein im Gemüth erschien, Armuth heuchelte, um Schätze zu erlangen, den besprengte sie mit Wasser aus dem vorüber fließenden Bache, und im Augenblicke wandelte ihn das in einen Tannenbaum um. Gewöhnlich tritt sie

früh vor Sonnenaufgang aus dem Felsen, zu baden in der nach ihr genannten Ilse. Wer sie da erblickt, geht selten unbeschenkt davon.

Die alte Hexe mit ihrer Trude hatten gar bald, und zu ihrem großen Aerger, erkundet, daß Ilse fortlebe im Innern des Felsens, nicht von ihnen vertilgt sei; daß sie große Schätze besitze und freigebig davon mittheile. Reichten nun ihre Zauberkräfte nicht aus, sie hier noch mit Rache zu verfolgen, so beschlossen sie, sie zu nutzen, durch sie sich zu bereichern. Trude hatte einen irrenden Ritter in ihre Netze gelockt, und der Hochzeitstag war schon nahe, aber am Heirathgute fehlte es und der Ritter war arm. Da sprach die Alte: „Geht hin zur Ilse, kleidet Euch in Lumpen, geberdet Euch de- und wehmüthig, und bittet mit kläglichen Worten um eine Gabe zu Eurer Aussteuer. Das wird die Ilse rühren, und sie dumm genug sein, Euch zu beschenken. Fangt es aber ja klug an, daß sie unsere Absicht nicht vermerke."

Das Brautpaar that, wie ihm gerathen. In Lumpen gehüllt, war es früher noch auf der Stelle, als Ilse, fiel nieder auf die Knie, blickte zur Erde, faltete die Hände und that, als betete es brünstig zum Höchsten, um fromm und andächtig der Ilse zu er-

scheinen. Nicht lange dauerte es, da trat diese aus dem Felsen. Mit demüthiger Bitte und Geberde nahte es sich ihr, klagte seine Noth mit beweglichen Worten, schilderte seine Armuth und bat, eine geringe Gabe nur ihm zukommen zu lassen, durch die es glücklich werden könne.

Ilse blickte mit forschender Miene sie an, erkannte, trotz der Verkleidung, Trude, die Mitschuldige an der Vernichtung Bolko's und ihres Vaters, durchschauete bald die unlautern Absichten Beider, schöpfte Wasser aus dem Bache, besprengte sie, und sogleich waren sie Tannenbäume. Nie erfuhr die Alte, was aus Truden und ihrem Schatz geworden.

Freundlicher war Ilse einem armen Köhlersmann, der in der Frühe im Ilsenthale herab kommt. Aus der Ferne schon sieht er, daß in der Gegend des Ilsensteins, jenseit des Baches, eine schöne Jungfrau am Felsen steht, weiß angethan ist, und ein Schleier vom Haupt ihr niederwallt. Da er gehört, daß die Königstochter sich hier zuweilen zeige, so meint er, das müsse sie sein, und zieht bei seiner Annäherung gar ehrerbietig die Mütze, verneigt sich tief, und will schon weiter gehen, denn die Absicht, um eine Gabe anzusprechen, hat er nicht; da winkt ihm Ilse. Der Mann steht,

weiß eigentlich nicht, was das heißen soll. Da winkt sie wieder, und er steht noch still. Da winkt sie zum dritten Male. „Na," spricht er für sich, „muß doch sehen, was die Jungfrau will," geht über die Brücke, macht wieder eine tiefe Verbeugung, wartend, was er hören werde. Aber nur die zwei Worte spricht sie: „Folge mir!" Er thut es. Ilse geht auf den Felsen zu, der sich augenblicklich öffnet, tritt ein, der Mann auch. Sie reicht ihm Speise und Trank, nimmt seinen Ranzen, geht damit in ein Seitengemach, und der Mann spaziert essend in allen Gemächern herum, und kann sich gar nicht satt sehen an der Pracht und Herrlichkeit, die er hier erblickt.

Ilse kommt mit dem gefüllten Ranzen zurück, reicht ihn dem Mann und spricht: „Hier nimm ein kleines Geschenk von mir, denn Du bist ein guter Mensch. Sei aber auch klug und befolge was ich Dir sage: Oeffne den Ranzen nicht früher, als bis Du wieder in Deiner Köthe bist. Hörst Du, nicht früher."

„„Schon gut, schon gut!"" sagt der Köhler, bedankt sich gar sehr, macht einen tiefen Bückling und geht. Eine weite Strecke schon ist er mit dem Ranzen auf dem Rücken gegangen, da setzt er sich, um zu

ruhen, denn der Ranzen ist schwer. Er hat ihn vor sich genommen, besieht, befühlt ihn, kann aber nichts über den Inhalt daraus entnehmen. „Ob ich ihn öffne!" spricht er. — „Nein, ich thue es nicht, sie will es nicht haben," springt schnell auf und geht weiter, der Versuchung zu widerstehen.

Nach einer Weile spricht er wieder: „Was mag sie mir wohl geschenkt haben, die schöne Jungfrau? — es wiegt recht schwer. — Möchte doch wissen, warum ich nicht eher als in meiner Köthe in den Ranzen guken soll! — Was mag sie dabei haben? — Es ist doch ganz einerlei, ob ich das jetzt schon thue oder in einer halben Stunde. — Verdammt neugierig bin ich, wüßte gar zu gern jetzt schon, was sie mir geschenkt." — Solche und noch mehr der Fragen thut er sich im Fortschreiten. Da kommt ihm mit einem Male der Gedanke bei, das Jungferchen könne ihm ganz werthlose Dinge, vielleicht Steine, in den Ranzen gethan haben, ihn zu foppen, und, damit er für solchen Scherz ihr kein schiefes Gesicht machen, sie nicht aushunzen könne, habe sie verlangt, den Ranzen erst in der Köthe zu öffnen. „Richtig, so wird's sein," spricht er, „so ist's. Aber der Spaß soll ihr nicht gelingen. Ich werde sogleich nachsehen, was im Ranzen ist, und

hat sie mich angeführt, so — schleppe ich mich wenigstens mit der Last nicht bis zu Köthe."

Der Ranzen wird vom Rücken genommen, hingestellt, geöffnet, und, was zeigt sich da? — Pferdemist, purer Pferdemist. „Hab' ich's nicht gesagt," spricht er, „daß sie mich zum Narren gehabt! die Blitzdirne! nun warte, sehen wir uns nur einmal wieder, da sollst Du einen schönen Dank von mir haben."

Eben ist er bei einer über die Ilse führenden Brücke; da nimmt er den Ranzen, und schüttet seinen Inhalt in den Bach. Klingeling, Klingeling, schallt es aus dem Wasser herauf. „Horch, was war das?" spricht er. Es klingelt fort. „Hm, was wirds sein: da sind Glasscherben darunter gewesen, die nimmt das Wasser mit, und das klingelt."

Erfreut, die Jungfer angeführt, die Last doch nicht bis zur Köthe getragen zu haben, trabt er mit dem leichten Ranzen fort, kommt zur Köthe, erzählt der Frau von seinem Abenteuer, und giebt ihr den Ranzen zum Reinigen von dem darin gebliebenen Unrath. Aber kaum hat diese ihn geöffnet, da blinken ihr zwei große Goldstücke entgegen. „Mann, sieh doch hier, was ist das, wie kommt das Gold in den Ranzen?"

Verblüfft steht der Mann und starrt die Goldstücke

an. „Donner und Wetter," ruft er aus, „da bin ich gut bezahlt für meine Neugierde. Gewiß ist der Ranzen voll solcher Thaler gewesen, und da ich der Dirne Worte nicht befolgt, so hat sie sie in Pferdemist verwandelt. O, ich dummer Teufel, was hab' ich gemacht! Drum klingelte es so im Wasser."

„„Laß uns schnell zurück gehen nach der Brücke, villeicht liegen sie noch im Wasser,"" schlägt die Frau vor, und alsbald laufen Beide dahin. Von der Brücke herab sehen sie nichts; sie waten ins Wasser zu suchen; aber sie suchen und suchen vergebens, die Thaler sind fort und bleiben fort, und nur die beiden im Ranzen gefundenen hat das Ehepaar, das mißmuthig heim kehrt.

Oft noch ging der Kohlenbrenner beim Ilsenstein vorüber, hoffend, die Jungfrau wieder zu sehen, nochmals von ihr beschenkt zu werden, aber nie sah er sie wieder. So bestrafte die Königstochter Neugierde und Unfolgsamkeit.

Der verwünschte Vogelsteller.

In Thüringen, da liegt die Stadt Jena, bei welcher die vom Fichtelgebirge kommende Saale vorüberfließt. An der linken Seite dieses Stroms zieht sich eine Gebirgskette hin, worin viele Schluchten und Höhlen der Vorübergehende gewahrt. Bei diesen hat es von jeher gespukt, und wer nicht ein Vaterunser gebetet oder ein Kreuz geschlagen, wenn er in ihre Nähe kam, den hat es auf vielerlei Weise geneckt, auch wohl mit Steinen geworfen, oder gar mit Stockschlägen zum Laufen gebracht. Rund um in der Gegend hat man deshalb diese Schluchten „die Teufelslöcher" geheißen, und ist, wo möglich, des Nachts nie vorbei gegangen, denn viel grausige Begebenheiten wußte man, besonders im Dorfe Wöllnitz, zu erzählen, daß Leute von unsichtbaren Kobolden gezwickt und geknebelt,

oder durch Irrlichter betrogen, in die Saale gerathen und ertrunken waren.

Da hat auch einmal ein Fischer gelebt, Thomas hieß er mit Namen, der mußte jedes Mal bei den Teufelslöchern vorüber, wenn er Fische nach der Stadt trug, und das geschah öfter in der Woche. So oft er nun vorbei geht, ruft er alle Mal aus: „Hoh, hoh!“ und schlägt dabei ein Kreuz; da widerfährt ihm nie was. Zuweilen muß ihn sein Vetter Kunz, ein flinker pfiffiger Bursche, den er bei sich erzog, begleiten und Fische tragen helfen, und der ruft denn auch „Hoh, hoh!“ und bekreuzt sich auch.

Einsmals schickt er diesen mit Fischen allein in die Stadt. Wie nun Kunz bei den Löchern vorüber kommt, ruft er aus Leibeskräften „Hoh, hoh!“ vergißt aber das Kreuz zu schlagen.

Da steht im Hui vor ihm — ohne daß Kunz sieht, woher er kam — ein großer Mann mit langem grauem Ziegenbart, ist gekleidet wie ein Jäger, und hat ein Geschoß in der Hand.

Kunz erschrickt. Der Mann sieht ihn mit feurigen Augen an, und fragt mit barscher Stimme: „Was hast Du hier zu schreien Bursche? Willst Du etwa den Vogelsteller sehen?“

Kunz zieht bescheiden die Mütze, und fragt ganz eingeschüchtert: „„welchen Vogelsteller?""

„Den, der hier seinen Vogelheerd hat, im Frühjahre Kräuter und Wurzeln sucht, im Sommer Fische fängt, im Herbste Haasen schießt."

„„Ich habe nie was von diesem Kauze gehört.""

„Richtig, Kauz nennt er sich. Willst Du ihn sehen, so gehe in die Höhle, wo er sitzt und Sprenkel macht zum Vogelfang."

„„Dazu habe ich jetzt keine Zeit,"" entgegnet Kunz, „„muß schleunig zur Stadt,"" und geht.

Der Mann ruft ihm aber nach: „So laß ein anderes Mal das Schreien, sonst kommt er von selbst heraus."

Wer war froher als Kunz, daß ihn der alte Jäger nicht fest gehalten, und läuft was er kann nach der Stadt. Die Fische waren bald verkauft, und nun eilte er schnell wieder nach Haus. Gern wäre er auf einem andern Wege nach seinem Dörfchen zurück gegangen, es gab aber keinen, er mußte denselben wieder nehmen. Als er in die Gegend der Teufelslöcher kommt, da wird ihm ganz kurios. Als zöge man seine Haare in die Höhe, als könne er gar nicht recht vorwärts schreiten, so ist's ihm. Es wird ihm bange

und ehe er noch das „Hoh, hoh!“ ausrufen kann, sich bekreuzigen will, da plumpt er in Schlamm, von dem er hinwärts nichts gesehen, und zugleich hört er aus einem der Löcher ein schallendes Hohngelächter, und „Hopp, hopp!“

Schnell rafft er sich auf und läuft, was er laufen kann, nach Haus. Dem Vetter erzählt er, was ihm passirt ist. Der macht ein finsteres Gesicht dazu und spricht:

„Höre Bursche, bleib da weg. Du verstehst noch nicht das Kreuz zu schlagen, das kann nur ich. Ich hab's auch erst lernen müssen von unserm Pater Liborius in Burgau, denn von sich selbst kann man das nicht erlernen, wenn es von Kraft gegen Anfechtungen sein soll. Von dem weiß ich auch noch ganz andere Dinge.“

„„Was wißt Ihr denn?““

„Was Du noch nicht zu wissen brauchst. Das aber sage ich Dir: Der Vogelsteller Kauz, das ist ein erzböser Kerl. Vor dem hüte Dich.“

„„Hört einmal, Vetter, wart Ihr denn schon in den Löchern?““ fragte Kunz.

„Werde mich wohl hüten, da hinein zu gehen. Da kommt keiner wieder lebendig heraus.“

„„Möchte doch einmal schauen, wie es drin aussieht; möchte auch gern den Kauz sehen; habt Ihr ihn denn schon gesehen?““

„Wohl zehn Mal. Der Kerl sieht ganz verflucht und verwünscht aus. Ich sage Dir aber, nimm Dich in Acht vor dem Kerl, komm ihm ja nicht in den Wurf.“

„„Was ist's denn eigentlich für ein Kerl?““

„Nu, s'ist wahrscheinlich einer von den verwünschten Götzen des Sorbenvolks gewesen, welche dies Volk bei Ziegenhain angebetet haben soll, bis der Thüringer Apostel, der Sankt Bonifacius, sie verjagte und in die Felsenhöhlen und Klüfte bannte. Es heißt: da müßten sie so lange sitzen, bis der jüngste Tag kommt; das kann aber noch lange währen. Kurz, ich warne Dich nochmals, laß Dich mit dem Kerl nicht ein, sonst bist Du verloren.“

Im Weggehen sprach der Vetter noch: „Morgen stehe früh auf, Du sollst Fische auf die Lobdaburg tragen zu dem Burgherrn, dem Grafen von Arnshaug, der zahlt gut.“

In aller Frühe war Kunz auf den Beinen, zog sein bestes Wams an, der Vetter packte ihm eine gute Tracht Fische auf, und er ging hin auf die Lobdaburg.

Auf der Zugbrücke begegnet er dem Grafen, der ausreiten will. Kunz zieht die Mütze, bleibt stehen, der Graf hält sein Pferd an, betrachtet den Burschen wohlgefällig, fragt ihn: wie er heiße, wo er herkomme, was er bringe und dergleichen mehr. Kunz beantwortet alle Fragen schnell und dreist, was dem Grafen gefällt, der ihn fragt, ob er Lust habe, bei ihm als Knappe zu dienen?

Da antwortet Kunz: „O ja. Zum Knappenleben habe ich schon lange Lust gehabt, mehr als zur Fischerei. Wenn's mein Vetter zufrieden ist, so diene ich Euch gleich."

„„Mit dem werde ich sprechen,"" sagt der Graf, reitet weiter und gleich hin vor des Vetters Haus, wo mit diesem der Akkord bald abgeschlossen ist, und Kunz sogleich als Knappe in die Dienste des Grafen von Arnshaug auf der Lobdaburg tritt. Der Graf läßt ihm nun ein stattliches Wams machen, giebt ihm Helm, Spieß, Armbrust, Wehr und Waffen, und in Allem, was ein Knappe zu wissen nöthig hat, wird er unterrichtet.

Kunz ist gewandt, hat Geschick, begreift schnell, und da dauert es nicht lange, so ist er ein gemachter Knappe, und begleitet nun den Grafen auf allen Ritten,

denn er mochte ihn wegen seines dreisten und offenen Wesens gern.

Da reiten sie einmal zusammen nach Jena, wohin der Weg bei den Teufelslöchern vorüber führt. Als sie bald dabei sind, erzählt Kunz dem Grafen, wie es ihm da vor einiger Zeit ergangen und er in großer Gefahr gewesen.

Da spricht der Graf: „Weiß es wohl, bei den verteufelten Löchern ist's gar nicht geheuer. Hatte mal einen Rüstmeister, der konnte viel von dem Spuk erzählen, den der Vogelsteller Kauz dort treibt, mag's aber nicht nacherzählen; denn den Kerl möchte ich nicht gern zum Feinde haben."

Jetzt kommen sie bei den Teufelslöchern vorbei, sprechen kein Wort, hören aber drinnen im Berge pfeifen, singen und jauchzen, wie wenn ein wilder Tanz darin verführt würde.

Als sie vorüber sind, spricht der Graf: „Hast Du's wohl gehört, Kunz?"

„„Ei wohl,"" antwortet dieser, „„es ging recht lustig drinnen her.""

„Ich mag nicht dabei sein," erwiedert Jener; „das ist des Teufels Schmaus, da muß sich jeder Christenmensch in Acht nehmen, Theil zu nehmen. Sieh Du Dich nur vor, daß Du nicht einmal in des

Teufelskerls Klauen geräthst, sonst bist Du verloren. Hörst Du?"

„„Will mich schon hüten, Herr,““ antwortet Kunz, denkt aber: „„möchte doch einmal das Ding mit ansehen.““

Nicht lange darauf ist Markt im Städtchen Lobeda. Gewöhnlich findet sich der Graf auch da ein, zu schauen, was feil geboten wird, und seinen Kindern etwas mitzubringen. Auch das Mal reitet er dahin und mit ihm Kunz mit noch einigen Knappen. Dort wird abgesessen, der Graf spaziert auf dem Markte herum, die Knappen auch. Kunz kommt zur Schenke, wo getanzt wird, gezecht und gelärmt, kriegt Lust zu tanzen, faßt eine Dirne, schwenkt sich mit ihr wacker herum, und ist seelenfidel. Als er aufhört, winkt ihm ein alter, ihm unbekannter Knappe, und bietet ihm einen Trunk an. Sie setzen sich vor die Thür des Hauses unter eine Linde, und sprechen mit einander. Der Alte ist sehr redselig, erzählt, daß er Knappe beim Grafen Günther auf der Schwarzburg, sein Herr auch zu Markte sei; daß heute viele hübsche Dirnen da wären, nach denen er sich wohl gern umschaue, die ihn aber gar nicht ansähen, weil er schon alt sei, und sagte dann weiter:

„Unter den Dirnen, die da drinnen tanzen, ist gewiß Manche, die übers Jahr nicht mehr tanzt."

„„Das kann wohl sein,"" erwiedert Kunz, „„aber wie kommt Ihr auf den Gedanken?""

„Seht," spricht Jener weiter: „unter den Tanzenden ist sicher auch der Vogelsteller Kauz, denn der streift allerwärts herum in mancherlei Gestalten, besonders wo es Mädchen giebt. Wenn der Eine erwischen kann, so lockt er sie in seine Löcher, und da kommt sie nimmer wieder heraus."

Kunz spannt hoch auf beim Namen des Vogelstellers, will aber nicht glauben, was der Alte sagt.

„Gewiß, so ist's! Es sind schon viele Dirnen verschwunden, und kein Mensch weiß wohin; die hat er Alle an sich gelockt, der verfluchte Kerl."

„„Es geht lustig in seinen Löchern zu. Ich hab's selbst einmal gehört, als ich mit meinem Herrn vorbei ritt.""

„Habt Ihr? Ich auch. Sonst wohnte ich in Wöllnitz. Da habe ich manches Stückchen von ihm gehört und gesehen, könnte allerlei von dem Unhold erzählen."

„„Seid Ihr denn schon in seinen Löchern gewesen?""

„Ja wohl. Bin bis an den großen Teich gekommen,

der mitten drin ist. Jenseit des Teiches, da funkelten viele Lichter, und da liefen Mädchen herum, Mädchen wie die Wachspuppen. Bis zu denen trauete ich mich aber nicht."

„„Thut Euch Keiner was? Ich denke, wer da hinein geht, der kommt nicht wieder heraus?""

„Es that mir Niemand was, und konnte mir Keiner was thun, denn ich hatte einen Krötenstein in der Tasche, und wenn man den hat, dann kann einem der Kerl nichts anhaben."

„„Das wäre!"" spricht Kunz mit gespannter Aufmerksamkeit. „„Wo giebts denn solche Steine?""

„Beim Wasser vor den Höhlen zuweilen, aber nicht immer."

„„Da muß ich hin und mir einen holen, denn ich möchte gar zu gern auch einmal in die Höhlen guken. Wie sieht denn ein solcher Stein aus?""

„Der sieht aus, wie —"

Indem riefen die Knappen des Grafen: „zu Roß, zu Roß, der Herr will fort." Kunz springt nach seinem Rosse, und der alte Knappe ruft ihm nach: „Nun, wir sehen uns ja wohl ein anderes Mal wieder."

Einige Tage darauf geht Kunz in den Forst mit der Armbrust, Wild zu erlegen. Da sieht er auf

einer Wiese einen Mann, der sucht Kräuter. Er geht auf ihn zu, fragt: was er da mache und woher er sei?

„Bin aus Ziegenhain, sammle Kräuter, Wurzeln, Schwämme, die kauft der Abt im Kloster Burzlin. Das ist ein gelehrter Mann, der versteht's, Arzenei daraus zu bereiten, die weit und breit geholt wird, und schon manchen Kranken geheilt hat."

„„Also von Kräutersammeln lebst Du?""

„Im Sommer. Im Winter treibe ich Weberei. O, der Ziegenhainer Kräutermann ist in der ganzen Gegend bekannt, und kennt auch die ganze Gegend umher."

„„Da kennst Du ja wohl auch die Teufelslöcher?""

„I, was sollt' ich nicht; da wächst gar manches schöne Kraut."

„„Und auch Unkraut.""

„Wie überall."

Kunz will schon weiter gehen, da sieht er, daß der Mann einen Stein aus dem Bache nimmt, ihn von allen Seiten betrachtet, daran riecht, und ihn einsteckt.

„Was steckst Du da ein?" fragt Kunz, neugierig näher tretend.

„„Es war ein Krötenstein,"" antwortet der Mann ganz gleichgültig.

„Ein Krötenstein? Zeig doch her?"

„„Kennst Du denn einen solchen Stein?""

„Nein!"

„„Aber Du weißt doch, was ein Krötenstein für Kräfte besitzt?""

„Nein, welche denn?"

„„Nun, ein Krötenstein hat allerlei Kraft und Macht. Wer ihn bei sich führt, der kann ins Innere der Erde sehen, kann sehen, wo Gold und Silber in der Tiefe liegt. Ich lobe mir aber das, was auf der Erde zu finden ist, mag nicht wissen, was da unten steckt. Ich wollte den Stein erst mitnehmen, will's aber nicht; ich bin genügsam. Vielleicht macht er einen Andern glücklich."" Dabei wirft er den Stein wieder in das Wasser und geht. Kunz aber springt schnell hinzu, nimmt den Stein heraus, steckt ihn bei, und geht gleich nach Wöllnitz zu den Teufelslöchern.

Als er hinkommt, davor steht, horcht er eine Weile, hört aber nichts, sieht sich um, aber kein Mensch in der ganzen Gegend ist zu sehen.

„Ob ichs wage und hineingehe?" sagt er zu sich. „I, warum nicht," antwortet er sich selbst, „ich habe ja einen Krötenstein bei mir, da kann mir Keiner

was anhaben. Frisch gewagt ist halb gewonnen; ich thue es."

Er kriecht durch eine enge Oeffnung in den Berg, einen dunkeln Gang abwärts. Da wird es hell und immer heller, und bald steht er vor einem großen, großen Teiche. Jenseit desselben sieht er viele schön geputzte Dirnen hinter Spinnrädern sitzen, die aber nicht spinnen, sondern schlafen. Er schauet lange dahin, unentschlossen, was er weiter beginnen solle. Da schreit es mit einem Male: „Hah, hah, Hah, hah," und wie zurückgeschleudert steht Kunz wieder vor dem Eingange der Löcher. Indem geht sein Vetter Thomas vorüber, sieht ihn, und fährt auf ihn los mit den Worten:

„I Blitzkerl, was machst Du denn hier? Willst Du wohl den Augenblick fort!"

„„Vetter,"" spricht Kunz mit einer Art Genugthuung, „„ich bin drinnen gewesen.""

„Bist Du toll!"

„„Ich habe eine Menge schöner, schmucker Mädels gesehen.""

„Hast Du auch den hier gesehen?" bei welchen Worten er Kunzen bei der Hand nimmt, einen Schritt zurück führt, und auf den Felsen über den Höhlen zeigt.

Kunz schaut auf. Was sieht er?

Da steht ein Kerl mit braunrothem Teufelsgesicht, zwei Widderhörner auf dem Kopfe, fuchsrothe Haare und Bart. Ein Mantel von Vogelfedern umgiebt ihn. Aus der Brust gehen ihm Leimruthen. Drunter ist ein Gitterfenster, vor welchem auf einem Bretstück eine Eule oder Kauz sitzt, und unten guken die Teufelsfüße hervor.

„Siehst Du," spricht Vetter Thomas, „das ist er selbst, das ist der verfluchte Vogelsteller."

Kunz staunt die Figur verdutzt an. Indem thut die Eule einen gräßlichen Schrei, und — fort ist die Erscheinung.

„Siehst Du, infamer Bengel, der hätte Dich mit den Krallen gefaßt, wäre ich nicht gerade hier gewesen. Jetzt gehe mir aber den Augenblick nach Burgau zum Pater Liborius und beichte. Du wirst es mit Deiner verfluchten Neugierde noch so weit bringen, daß Du in die Klauen des Teufels geräthst, und er Dir das Garaus macht. Den Augenblick gehe nach Burgau, auf der Stelle."

Kunz folgte, denn er war ängstlich geworden. Er ging straks nach Burgau, fand aber den Pater Liborius nicht zu Haus. Wie er sich nun da herum dreht,

und eigentlich nicht weiß, was er machen, ob er des Vaters Rückkehr erwarten, oder heim auf die Lobdaburg gehen soll, da sieht er, nicht weit vor einer Hausthür, die flinke Dirne, mit der er im Lobdauer Wirthshause getanzt hatte. Einen vorübergehenden Burschen fragt er: wer die Dirne sei, und ihm wird geantwortet: „das ist Hufschmied's Klärchen." Da geht er auf sie zu, grüßt freundlich und spricht: „Kennt Ihr mich noch?"

„„O ja,"" antwortet die, „„kenne Euch recht gut, Herr Kunz von der Lobdaburg. Wollt Ihr nicht eintreten in mein Haus, einen Krug Milch und einen Imbiß annehmen? Die Eltern sind ausgegangen, bin ganz allein.""

Kunz läßt sich das nicht zwei Mal sagen, er folgt der Dirne in die Stube.

„Nehmt Platz," sagt Klärchen, „ich komme gleich mit Imbiß und Milch zurück," und geht hinaus. Er thut's. Da kommt unterm Ofen hervor ein großer schwarzer Kater, knurrt, hebt den Schwanz, springt auf den Tisch, und stiert Kunzen unverwandt an, was diesem fast unleidlich wird.

Klärchen kommt wieder, stellt das Mitgebrachte auf den Tisch, und Kunz genießt davon. Die Dirne setzt sich zu ihm, schäkert und lacht, und wird immer dreister.

Kunz aber ist schüchtern und verlegen; sie immer zudringlicher, und schlingt endlich ihren Arm um seinen Nacken. Da steht der Kater auf und knurrt.

„Was ist denn das," sagt Kunz, „das ist ja eine infame Bestie, jage sie hinaus."

Klärchen lacht, und spricht: „„Er thut Euch nichts, er ist nur eifersüchtig." Dabei drückt sie einen heißen Kuß auf Kunzens Lippen, was diesen so wonniglich durchbebt, daß er den Vater Liborius und seine Beichte vergißt. Und wer weiß, was Weiteres hätte geschehen können, wäre nicht in dem Augenblicke der kohlschwarze Kater vom Tische herab auf Kunz losgesprungen, laut schreiend: „Nimm ihn!"

Kunz stößt voll Entsetzen und Ingrimm den Kater von sich, Klärchen greift nach einem Stock, das Thier zu schlagen, aber der Kater springt in einem Satze zum Fenster hinaus, und schreit draußen noch: „Halt ihn, halt ihn!"

Klärchen sieht Kunzen mit glühenden Augen an, er sie aber mit Verachtung, sprechend: „Hast Du einen solchen Gespons, so brauchst Du mich nicht. Leb wohl."

„„Wie meinst Du das?"" fragt Klärchen in heftigem Tone.

„Bist Du eine Katzenbraut, so weiß ich was Du bist. Pfui!"

„„Das weißt Du nicht.““

„O ja, das weiß ja Jedermann.“

„„Du meinst wohl, ich sei eine Hexe?““

Kunz mißt sie von oben bis unten mit strafendem Blick, reißt sich von ihr los, geht fort ohne zu antworten, und nach Haus auf die Lobdaburg.

Andern Tags fühlt sich Kunz nicht wohl. Er muß die Stube hüten, in der Nacht schüttelt ihn Fieberfrost, und er erkrankt ernstlich. Was er in der letzten Zeit erlebt hat, geht da Alles vor seiner Seele vorüber, mahnend ihn, durch Bekenntniß seiner Sünden sein Gewissen zu beruhigen, damit er nicht ohne Vergebung von dieser Welt scheide. Er verlangt nach dem Pater Liborius, und der kommt.

An Kunzens Bette sitzend, erzählt Kunz dem Pater Alles, was ihm begegnete, Alles was er gethan, und verschweigt nichts.

Pater Liborius macht eine sehr bedenkliche Miene, zuckt mit den Achseln, und spricht:

„Sieh, mein Sohn, so bestrafen sich Vorwitz und unreine Begierden. In Burgau weiß es Jedermann, daß die Kläre eine Unreine, eine Hexe ist. Schon Manchen hat sie in ihre Nebelgarne gelockt, bethört und ins Verderben gestürzt, und längst schon wäre sie

bestraft, als Hexe verbrannt worden, wenn sie nicht unser Gaurichter, der Graf auf der Käfernburg, in Schutz genommen, warum? das weiß kein Mensch. Was Dich betrifft, Kunz, so wird es am besten sein, Du lässest Dich hinbringen nach Bürglin zum frommen Abt Lukas, der wird Dir gewiß helfen."

Der Vater spricht hierauf mit dem Grafen von der Lobdaburg, und der läßt andern Tags auf einem Wägelein den kranken Kunz nach Bürglin zum Abt bringen.

Freundlich nimmt dieser den Kranken auf, hegt und pflegt sein, labt ihn mit stärkenden Mitteln und geistlichen Trostgründen, so daß Kunz nach einigen Wochen an Leib und Seele völlig hergestellt ist.

Da spricht der Abt: „Mein Sohn, da Du wieder Herr Deines Leibes und Deiner Sinne bist, so beichte mir frei und offenherzig alle Deine Sünden, und bereuest Du sie aufrichtig, so ertheile ich Dir im Namen Gottes Absolution." Und Kunz beichtete in Demuth und als reuiger Sünder Alles, was ihm begegnet, was er begangen. Da ertheilt ihm der Abt die Absolution, und spricht:

„Nun gehe sogleich von hier hin nach den Teufelslöchern. Wirf Deinen Krötenstein hinein, rufe dabei aus mit lauter Stimme: „Weiche von mir, Du un-

sauberer Geist, Du teuflisches Gespenst!" schlage drei Kreuze, kniee nieder, bete ein andächtiges Vaterunser, und dann sage Deinem Herrn den Dienst auf und ziehe ganz weg aus dieser Gegend."

Kunz verspricht Alles zu thun, wie der Abt ihm befiehlt, nur schmerzt es ihn, seinen Herrn und die Gegend verlassen zu sollen, wo er geboren und zum Manne geworden ist. Weinend verläßt er den Abt, geht aber geraden Wegs nach den verfluchten Teufelslöchern.

Als er hinkommt, steht vor denselben der verwünschte Vogelsteller in derselben Gestalt, wie er schon einmal über den Teufelslöchern ihn gesehen. Er schreckt zusammen und will umwenden. Da spricht der Vogelsteller:

„Bleibe, fürchte Dich nicht, ich thue Dir kein Leids." Kunz blieb. „Sieh," sprach Jener weiter, „warum Du hierher kommst, und was Dir der Pfaffe zu thun geheißen, das weiß ich Alles. Auf solch Pfaffengeschwätz mußt Du aber nicht achten. Das ist nur Larifari. Der Kerl ist selbst ein alter Sünder, und hat gar nicht die Macht, Deine Sünden Dir zu vergeben. Du hast ja überhaupt gar nichts Sündiges begangen. Bleibe Du lieber bei mir.

Sieh, wenn Du mir vertrauest, so zeige ich Dir die Herrlichkeit meiner unterirdischen Wohnung, meine Schätze und meine schönen Dirnen, die mir dienen. Es soll Dir gewiß bei mir gefallen. Ich will Dich auch gar nicht halten, wenn es Dir nicht gefallen sollte; Du kannst ganz nach Belieben gehen und kommen, sollst auch nicht mein Diener sein, denn zu meiner Bedienung brauche ich nur die Dirnen, die mir Garn spinnen müssen zu meinen Vogelnetzen. Dir aber sollen sie dienen, schön mit Dir thun, und Goldkörner Dir geben, welche sie mir aus dem Teiche fischen, den Du kennst. Angesehen und reich sollst Du werden, ein Leben führen voll Lust und Freude. Drum komm mit mir in meinen unterirdischen Freudensaal, und kümmere Dich nicht um das, was der alte Pfaffe Dir vorgeschwatzt und vorgelogen hat. Mancher hätte es gern so, wie ich Dir's jetzt anbiete, doch kann ich nicht Jeden brauchen. Du aber gefällst mir ob Deiner Keckheit, Klugheit und Deines Muthes, und deshalb bin ich Dir gewogen, will Dich glücklich und reich machen."

Kunz hatte die lange Rede des Vogelstellers ruhig angehört, ihn nicht unterbrochen; auf seinem Gesicht drückte sich aber sogleich aus, welche Wirkung sie auf sein Gemüth mache, welche Erklärung er zurückgeben werde,

„Hebe Dich weg von mir,“ spricht er, „Du Satanskind, Du Teufelsbolzen. Ich verlange nicht Deine Herrlichkeit zu sehen, noch durch Dich reich zu werden. Fort, Du verwünschter Vogelsteller in Deine verfluchten Teufelslöcher. Mich fängst Du nicht.“

„„Nun, nun, nicht so ungnädig, Herr Knappe!““ spricht jener. „„Ziehe meinetwegen hin, wo Du hin willst. Ich will Dich nicht halten. Soll ich Dir nicht helfen, nun, so kann ich Dir doch schaden.““

„Helfen sollst Du mir nicht, und schaden kannst Du mir nicht,“ fährt Kunz heftig heraus, und schlägt das Kreuz.

Noch ein Mal versucht der Vogelsteller zu reden, aber Kunz donnert ihm ein „Schweig!“ entgegen, wirft schnell den Krötenstein in den Hölleneingang, und betet ein Vater-Unser.

Da schlüpft Jener in sein Reich. Mit Geprassel stürzen Erde und Felsenstücke herab, verdecken den Eingang der Teufelslöcher, und nur eine kleine Oeffnung verbleibt, die noch heutiges Tages zu sehen ist.

Wer in der Walpurgisnacht bei dieser vorübergeht, und ein Sonntagskind ist, der sieht sie jetzt noch weit und groß offen stehen, wie sie sonst war, sieht den Teich und daran sitzend die schönen Dirnen, wie sie

spinnen, und ein heller Lichtglanz sie umgiebt. Aber nur an diesem Tage, und nur von zwölf bis ein Uhr um Mitternacht kann sie ein solcher schauen, keinen andern Tag. Der Vogelsteller aber, der zeigt sich immer noch, bald als Jäger, bald als Fischer oder Kräutersucher. Weiber und Kinder, die Schwämme und Beeren suchten, oder Holz lasen, sahen ihn oft in der Gegend seiner Teufelslöcher, fürchten ihn aber nicht, denn er thut ihnen nichts, kann ihnen nichts mehr thun; seine Macht ist gebrochen.

Der Katzenfelsen.

Kommst Du die Straße gezogen von Göttingen nach den Berghöhen des Harzes, Du fröhlicher Jüngling der hohen Schule Göttingens, und bist Du nahe dem Städtlein Osterode mit seinem hochaufstrebenden, alten, runden Thurme; siehe, da schauest Du links wunderseltsam geformte, schroff aufsteigende Kalkfelsen. Ihr Bild wird Dich anziehen. Auf den Wanderstab gestützt, wirst Du weilen, ihre Höhe messen, und besonders wird dem höchsten Dein Auge sich zuwenden.

Dir zur Seite ist emsig ein Landmann bemüht, mit zwei langsam vorschreitenden Stieren den Acker zu pflügen, welchen Tausende von Steinen bedecken, die sein Pflug unterpflügt, und aber Tausende wieder hervorpflügt. Er sieht Dich, wie Du stehest, den Felsen

anschauest, wünschend, Du möchtest ihn anreden, denn er hat Lust auszuruhen, und zu plaudern. Aber Du bemerkst ihn nicht, und da Dein Auge sich immer nicht nach ihm hinwenden will, so spricht er endlich:

„He, Herr, was schauet Ihr denn so lange den Katzenfelsen an? — meint wohl, der alte Ritter Hans komme nochmals herabgesprungen?"

Und Du wendest Dich zu ihm, fragend: „„Ist von dem Felsen ein Ritter herabgesprungen?""

„Ja wohl," erwiedert Jener; „habt Ihr nie von der schrecklichen Begebenheit gehört?"

„„Nie.""

„Ei, da muß ich sie ja Euch erzählen."

„„Das thut, junger Mann, höre gern abenteuerliche Geschichten.""

Und der Bauer hebt an: Seht Herr, da drüben liegt ein Dorf, Ihr könnt es von hier aus sehen, das heißt Forste. Das hat vor uralten Zeiten einem Ritter gehört, der hatte auf einem Berge dabei eine stattliche Burg mit vielen Zinnen und hohen Thürmen, von der man jetzt nur noch Steinhaufen sieht und den Wallgraben. Lichtenstein hat sie geheißen, und der Ritter hieß, — ja wie hieß er doch gleich — richtig, Hans

von Eßdorf. Ein gar schmucker Herr soll es gewesen sein, und viele, viele Güter haben ihm gehört; aber auch wild und unbändig ist er gewesen. Allen Dirnen hat er nachgestellt, keine ist vor ihm sicher gewesen, und wo er sich blicken gelassen, da sind die gelaufen vor ihm, wie vor einem Popanz. Täglich ist er hinaus geritten mit einem Knappen auf die Jungfernjagd, und wo der häßliche Mensch was erwischt hat, da ist's in Compagnie mit dem Knappen verspeist, oder auf dem Rosse nach seiner Burg entführt worden.

Da kommt er nun auch einmal in die Nähe des ehemaligen Klosters Katelnburg, das da drüben über dem Berge liegt; gewahrt aus der Ferne, wie an der Außenseite der Klostermauer ein Nönnlein herumspaziert und Blumen pflückt. Daß es ein junges, vollwangiges Kind ist, sieht er bald, denn Augen hat er gehabt wie ein Falke. „Georg," spricht er zum treuen Knappen, „die müssen wir fahen, das ist ein schmuckes Mädel," und rasch sprengen sie auf sie los. Das Nönnchen wird ihr Annähern zu spät gewahr, kreischt zwar, als sie schon dicht bei ihr sind, laut auf: „Jesus, Maria und Joseph, schützet mich," aber keiner von den Angerufenen steht ihr bei, und als sie athemlos bei der Klosterpforte ankommt, ins Kloster zu flüchten, da

hat der Knappe diese schon besetzt, und hält die Fliehende fest.

Ritter Hans springt rasch vom Roß, und grüßt gar schmeichlich die holde Jungfrau. Die aber läßt die Blumen fallen, zittert wie Espenlaub, wimmert, bittet den Hans, sie zu verlassen, und da dieser immer zudringlicher wird mit seinen Schmeichelworten, so sinkt sie nieder auf ihre Knie, streckt die Arme faltend gen Himmel, und schreit mit verzweiflungsvollster Stimme und Geberde nochmals: „Jesus, Maria und Joseph, helft mir!"

„„Die helfen Dir nicht, schönes Kind,"" spricht der böse Hans mit freundlichem, schalkhaftem Blick auf seine Beute, „„aber ich helfe Dir auf mein Roß, und führe Dich auf meine Burg Lichtenstein. Da sollst Du es gar gut haben, besser wie in dem dunkeln Kloster: da wird es Dir wohl gefallen, denn da geht es lustig her, da brauchst Du nicht zu singen, nicht zu beten.""

Aber die Jungfrau windet sich aus den Armen des Ritters, will fort, wird gehalten, schreiet aber immer angstvoller um Hülfe. Da öffnen sich im Kloster der Fenster viele. Nonnen jung und alt schauen heraus, sehen und schreien mit: „Hülfe, Hülfe!"

Doch ehe die herbeikommt, da haben schon Hans und sein Knappe das erschöpft niedergesunkene Mägdlein aufgenommen, auf das Roß gehoben, und fort sind sie gesprengt in sausendem Galopp mit der ohnmächtigen Beute nach Burg Lichtenstein.

Im Kloster ist Alles im größten Aufruhr. Durch die weiten Gänge ertönt Weheruf und Klaggeschrei. In der Kirche liegen Aebtissin und Nonnen alle am Altare, flehen um Hülfe; die Paters beten um Errettung der unschuldigen Seele aus den Klauen des Bösen, und Boten eilen flugs nach dem Wohnorte der Eltern der Entführten, Kunde von dem gräßlichen Unglück ihnen zu bringen. Auch auf die benachbarten Burgen bringen sie solche zu den edlen Ritterfamilien, flehend im Namen der Kirche um Hülfe und Rache der Schandthat. Darob ergrimmen gar männiglich die Ritter alle, beschließen, den der Kirche angethanen Schimpf zu rächen, ihre Mannen zu sammeln, nach Lichtenstein zu ziehen, es zu nehmen, und den Räuber zu tödten, wo sie ihn auch finden.

Am dritten Tage sind alle mit ihren Reisigen beisammen, ziehen hin gen Lichtenstein, den Burgberg hinan. Geschlossen und fest verwahrt finden sie Alles; sehen läßt sich Niemand. Da lassen sie die Trompete

schmettern als Zeichen ihrer Anwesenheit. Alsbald erscheint auf hoher Zinne der Burgmauer der Burgwärtel, fragend nach dem Begehren. Und hinauf geschrieen wird von den Rittern: „Wir begehren, daß Ritter Hans die geraubte Kirchenbraut sogleich zurückgebe, sonst stürmen und zerstören wir Burg Lichtenstein."

Der Burgwärtel dreht hohnlachend sich um, und nach einem Weilchen zeigt sich der böse Hans selbst an einem Fenster, das Nönnlein fest im Arm haltend, daß sie kein Glied rühren kann, und ruft spöttisch den Rittern zu: „„Hier ist sie, holt sie, wenn ihr Lust habt!"" Rasch will er sich vom Fenster mit der Unglücklichen entfernen, aber diese gewahrt den Augenblick, Jenen noch zuzurufen: „Rettet, rettet mich!"

Die Ritter alle ergrimmen im heftigsten Zorn ob der schnöden Worte des Räubers, und nun wird Anstalt gemacht zum Erstürmen der Burg. Leitern werden angelegt, und ringsum die Ersteigung der Mauern versucht. Doch drinnen ist man auch nicht faul. Alle Eingänge sind wohl verrammelt, mit Mannen besetzt. An Lebensmitteln fehlt es nicht, auch nicht an Steinvorräthen, welche den sich Nähernden entgegen geworfen werden. Zwei Mal wird der Sturm versucht, aber

umsonst, und schon Mancher der Tapfersten liegt von Steinen zerschmettert im Burggraben.

Dem Hans wird indessen doch bange, daß er der weit überlegenen Macht der Angreifenden auf die Länge nicht werde widerstehen können. Er beschließt daher, durch einen unterirdischen Gang zu entfliehen, der aus der Burg eine Viertelstunde weit ins Freie führt, wo Felsen und Gebüsch seinen Ausgang decken. Als nun in finsterer Nacht zum dritten Male mit aller Kraft und List ein Sturm beginnt, an einer Stelle die Stürmenden mit Mauerbrechern eine Oeffnung in die Mauer gewinnen, Hans schon sieht, wie sie ins Innere des Burghofs mit gräßlichem Geschrei wild eindringen, seine Mannen niedergesäbelt werden, oder weichen, da entflieht er zu Pferd und allein durch jenen Gang, und gelangt glücklich ins Freie.

Die Belagerer dringen indessen alle ein, säbeln nieder, was sich widersetzt, und nun wird die ganze Burg durchsucht, Ritter Hans zu greifen. Der ist aber nirgends zu finden, nur die geraubte Jungfrau trifft man auf den Knieen liegend und betend an. Vor Schreck und Freude, sich befreit zu sehen, stürzt sie beim Eintreten des ersten Ritters diesem entgegen, umklammert ihn und schreit: „Schützt mich um Gotteswillen vor

dem Wüthrich!" Der Ritter spricht ihr Trost zu, führt sie hinab in den Burghof, übergiebt sie seinen Treuen. Man hebt sie auf ein Roß, und in derselben Nacht noch wird sie nach ihrem Kloster zurückgebracht, sicher geleitet von einigen Rittern.

Des Spähens nach Ritter Hans ist während dem kein Ende. Alle Winkel werden durchsucht, aber nirgends ist er zu finden, und von den gefangenen Burgleuten schwören alle hoch und theuer, nicht zu wissen, wo ihr Herr hin sei. Da kommt aus der Tiefe der Kellergewölbe Einer heraufgesprungen, mit der Nachricht: daß Ritter Hans durch den unterirdischen Gang entflohen sein müsse, denn die Eingangspforte habe offen gestanden.

„Ihm nach!" schreit die ganze Menge, „ihm nach, den müssen wir fangen!" Und an die zwanzig werfen sich auf ihre Rosse und sprengen fort in der dunkeln Nacht nach allen Weltgegenden hin."

Ritter Hans ist indessen auch nicht säumig gewesen. So wie er aus dem unterirdischen Gang heraus ist, jagt er mit verhängtem Zügel über Stock und Block ins Dunkel der Nacht hinein, ohne zu wissen, wo er hinkommen werde, da er sich wohl denken kann, daß man entdeckt habe, auf welchem Wege er entkam, und

ihn daher verfolge. Eine Stunde lang ist er so fortgesprengt über Feld und durch Wald, und nähert sich nun dem Gebirge. Da will das Roß nicht weiter. Es vermag nicht mehr zu laufen, es geht nur noch Schritt, und Ritter Hans gönnt ihm daher einige Erholung, meinend, schon fern genug von seinen Feinden zu sein, wiewohl er, von der Dunkelheit getäuscht, in einem großen Bogen geritten, und kaum erst eine halbe Stunde von seiner Burg entfernt ist. Nachlässig hat er die Zügel auf des Pferdes Hals liegen, und denkt nach, wohin er sich vorerst begeben will, und daß er weit fort müsse, da in der Nähe er keinen sichern Aufenthalt finden werde. Um ihn her ist's schaurig still. Das leiseste Geräusch hört er daher, und schreckt zusammen, wenn ein Reh, aufgeschreckt aus seinem Lager, durchs Gebüsch sich flüchtet, oder eine Nachteule auf der Eiche durch die Zweige weiter flattert. Da ist's ihm auf einmal, als vernehme er in weiter Ferne Menschenstimmen und das Trappeln von Rossen. Einen Augenblick hält er, zu horchen; und richtig, er hört sprechen und sogar das Wiehern eines Rosses. Da sprengt er wieder vorwärts. Aber es geht bergauf, und der matte Gaul kann nicht fort. Immer steiler geht's hinan, und steiler, und nur durch

tüchtiges Anspornen quält er das arme Thier hinan, hoffend, oben ebenes Blachfeld zu finden. Doch dem war nicht so. Als er oben ist, beginnt es eben in Morgen etwas zu dämmern, und er kann erkennen, daß er auf der Höhe eines ringsum abschüssigen Felsens ist, ein tiefer düsterer Abgrund vor ihm liegt. Der Gaul steht und zittert, und den Ritter packt Angst und Schrecken, denn er hört, wie seine Verfolger auch den Berg heran kommen. Umzuwenden ist unmöglich, er wäre diesen entgegen gekommen, und was dann sein Loos war, kann er denken. Was nun thun? Da hört er die Worte ganz deutlich: „Hier oben muß er sein; unsere Rosse wiehern, weil sie vor sich ein Roß spüren; hier fangen wir ihn, denn ausweichen kann er nicht."

Gepackt von der höchsten Angst wendet sich Ritter Hans nach der Gegend hin, wo die Verfolger sich nahen, und brüllt mit Donnerstimme diesen entgegen: „Ehe ich mich von Euch fangen lasse, gebe ich mir selbst den Tod!" Mit aller Gewalt spornt er den Gaul an, hinabzuspringen in den Abgrund, aber der bäumt hoch auf, und dreht sich um, er spornt ihn von Neuem, aber umsonst. Immer bäumt das Thier, und will rückwärts, da reißt er sich die Schärpe von der

Brust und verbindet dem Gaul die Augen, spornt ihn abermals an, schreit den nahe hinter ihm seienden Feinden noch ein Hurrah! zu und springt — in den Abgrund.

Zerschmettert liegt er da, zerschmettert das Roß. Der Tag ist angebrochen. Die ihn verfolgten, sehen von oben, wie er sich windet und krümmt im Kampfe mit dem Tode.

Sie kehren zurück nach Burg Lichtenstein, verkündend, was geschehen. Und die Dagebliebenen alle sind ergriffen von Entsetzen, ob des in der Verstocktheit seiner Sünden dahin Gefahrnen zur Hölle. „Wo er liegt," heißt es, „bleibe er liegen, ein Aas für wilde Thiere und Raben. Der Strafe ist er entgangen, Gottes Gerichte wird er nicht entrinnen. Und da mit diesem Sünder der Stamm Etzdorf erlöscht, so sprechen wir all' sein Gut und Erbe dem Kloster der frommen Schwestern in Katelnburg zu, an denen er seine letzte Schandthat verübte."

Und so geschah es. „Seht," sprach der Landmann zum Wanderer, „das ist die schreckliche Begebenheit vom Ritter Etzdorf auf Lichtenstein, der vom Katzenfelsen hinabsprengte in den Höllenpfuhl."

Er erhob sich, trieb die Stiere an zum Pflügen, wünschte glückliche Reise dem Wanderer, und zog eine neue Furche in den steinigen Acker.

Der Kädelstein.

Im hohen Erzgebirge Sachsens, wo seit undenklichen Zeiten des Silbers viel aus der Tiefe gefördert wurde, da liegt, nicht fern von Böhmens Grenze beim Städtchen Annaberg, das Dorf Frohnau. Umgeben ist es von reichen Erzgruben, in welchen die Bewohner Arbeit und reichlich Lohn fanden und noch finden, daher das Dörfchen anwuchs von Jahr zu Jahr, denn hier war und wurde Alles Bergmann.

In Frohnau lebte auch der Steiger Günzer, ein fleißiger, gottesfürchtiger Mann. Er hatte die Aufsicht über mehrere, von seiner Wohnung weit gelegene Gruben, und kam daher gewöhnlich erst spät des Abends nach Haus. Einstens kehrt er auch einmal zur Winterszeit heim, und da er bei der sauern Arbeit

in der Grube warm geworden, der kalte Nordwind ihn unsanft anbläst, so schreitet er rasch vorwärts durch den tiefen Schnee und zwischen den mit Eis behangenen Tannen, sich bald hinterm warmen Ofen in Frohnau erholen zu können.

Wie er nun so geht und in Gedanken berechnet, was er heute wohl verdiente, da tritt ihm Einer plötzlich in den Weg, der spricht: „Glück auf, Bergmann! Nehmt mich mit nach Frohnau, und laßt mich bis zu Anbruch des Tags bei Euch rasten, denn ich bin hier unbekannt, und des Schnees liegt zu viel, um den Weg allein zu finden."

Der Steiger stutzt, denn es ist schon dunkel; er kann nicht genau erkennen, wer mit ihm spricht, und die Stimme des Mannes kommt ihm ganz besonders, wie dumpfes Heulen, vor. Nicht sogleich ist er Willens, dem blutfremden Manne die Bitte zu gewähren, und fragt daher: wer er sei, woher er komme? Aber der Mann antwortet nicht. Das macht den Steiger stutzig, und er hebt seine Laterne in die Höhe, Jenem in's Gesicht leuchtend. Da sieht er, daß der Mann ein blasses, hageres Gesicht hat, Hunger und Kummer drauf gezeichnet sind, die Augen tief im Kopfe ihm liegen, greises Haar den Scheitel nur halb deckt, und

der Mund fast verzerrt ist. Mit demüthiger Miene wiederholt der Mann seine Bitte, zitternd vor Frost, denn schlechte Bekleidung bedeckt ihm kaum die Glieder. Günzern dauert das Jammerbild, und er spricht: „Ich will Dich mitnehmen, in meinem Stübchen Dich ausruhen lassen, auch erquicken, so viel ich kann, denn Du scheinst krank und schwach zu sein."

Sie gehen nun zusammen fort, doch kein Wort spricht der Mann. Das Dörfchen war nicht mehr fern, und bald stehen sie vor der Hütte des Steigers. Der klopft an's Fenster, der Tochter zurufend: „Mache auf, Käthchen!" Käthchen schauet heraus. „„Bist Du es, Vater?"" spricht sie; „„bringst ja wohl einen lieben Gast mit? Gleich!""

Schnell zündet sie die Lampe an, und öffnet die Hausthür. Der Vater tritt ein, der Gast folgt. Aber im Augenblicke, wo Käthchen diesen beim Lampenschein erblickt, schreit sie auf: „Hilf Jesus Christ!" sinkt bewußtlos nieder, der Gast stößt einen gräßlichen Fluch aus, und — fort ist er.

Der Steiger, erschrocken, trägt die Tochter auf's Lager, läuft unruhig hin und her, will helfen, und weiß nicht wie, rüttelt und schüttelt sein Kind, benetzt Käthchens Schläfen mit Wasser, aber erst nach einer

Stunde kehrt das Leben zurück. Sie schlägt die Augen auf, und wild umherschauend fragt sie: „Ist er fort?"

„„Wer? Der Gast?"" Sie bejaht es. „„Schon längst, er trat gar nicht mit ein,"" spricht der Vater.

„Nun, Gott sei Dank!" Sie richtet sich auf. „Aber, Vater," spricht sie, „warum brachtest Du so einen bösen Gast mit?"

Verwundert fragt der Vater: „„Wie so? Kennst Du ihn denn, sprich!""

Käthchen blickt ängstlich umher, dann sagt sie ganz leise dem Vater in's Ohr: „Es war ja der Gottseibeiuns, mein — Bräutigam."

Der Vater fährt mit Entsetzen zurück, blickt mit krampfhafter Miene sein Kind an, und ruft weinend aus: „„Gott im Himmel, sie redet irre!""

„Nein, nein," spricht Käthchen, „bin nicht irre, habe alle meine Sinne beisammen, aber hört. In voriger Nacht träumte ich, ich läge im Walde und schliefe. Da kam Einer auf mich zu, der gerade so aussah wie Dein Gast, wie ein böser Geist. Es schauderte mich. Als er dicht neben mir stand, rief er drei Mal meinen Namen, und nannte mich dabei jedes Mal seine Braut. Drauf küßte er mich drei Mal, sauste dann fort, und ich sah, daß er Hörner

hatte, einen langen Schwanz und Pferdefüße, kurz, daß es der Teufel war."

„„So, so,"" spricht der Vater beruhigter, „„das träumtest Du; nun, dann hat's nichts zu sagen. Man träumt oft gar kurioses Zeug, das laß Dich nicht irren. Jetzt mache mir aber Abendbrod, ich bin hungrig.""

Käthchen steht auf. Sie will einen Schlüssel ergreifen, der auf dem Tische, und neben dem ein Blatt Papier liegt.

„Was ist das für ein Papier?" fragt der Vater.

„„Ich weiß es nicht;"" erwiedert Käthchen. „„Es steht Geschriebenes drauf.""

Der Vater nimmt das Blatt, hält es an's Licht, setzt die Brille auf und liest: „In neun Wochen werde ich um Mitternacht an's Fenster pochen, und meine Braut heimführen."

„„O Jesus Maria! das Blatt hat der Böse zurückgelassen,"" schreit Käthchen. „„Da siehst Du nun, daß Dein Gast der Teufel selbst, mein Traum kein leerer war.""

Und der arme Vater jammert und ruft ein Mal über das andere Mal, die Arme gen Himmel streckend, aus: „O Gott, o gnädiger Gott, beschütze mein Kind vor des Satans Klauen!"

Angstvoll und händeringend geht er in dem kleinen Stübchen auf und ab, mag nicht essen, nicht trinken, sinnt nach, was zu thun sei, und Käthchen sitzt weinend im Winkel.

Nach einer Weile sagt er zur Tochter: „Weißt Du, was ich thun werde?"

„„Nun?""

„Morgen gehe ich nach Schletin zum Vater, erzähle dem, was geschehen ist, bitte ihn um guten Rath und Beistand. Der hilft uns gewiß."

Ermuthigt durch diesen Gedanken kehrt Ruhe zurück. Er ißt und legt sich zur Ruhe.

Kaum graut der Tag, da macht er sich auf den Weg nach dem Oertchen Schletin. Der Weg wird einsamer, denn in der Nacht ist viel Schnee gefallen, und langsam nur kommt er vorwärts. Als er endlich nahe am Orte ist, da fängt man eben an mit den Glocken zu läuten, und wie er zum Thore eintreten will, da kommt ein Leichenzug ihm entgegen. Er zieht seine Mütze, läßt den langen Zug vorüber, fragt den Letzten der Begleiter, wer es sei, den man dahin trage, und erfährt, daß es der Herr Vater sei, zu dem er will. Verwundert schlägt er die Hände zusammen, steht eine Weile, dem Zuge mit Jammer nachsehend,

ruft aus: „Ach, da trägt man meinen Trost zu Grabe!" und kehrt wieder heim.

Käthchen hört voll Schmerz und Angst die traurige Nachricht. „„Das Gott,"" ruft sie aus, „„was fangen wir nun an, wohin wenden wir uns nun?""

„Ich weiß es nicht," antwortet Günzer, und setzt sich gedankenvoll nieder.

Fort sind Ruhe und Zufriedenheit aus des Steigers Hütte, die immer darin gewohnt, und Vater wie Tochter treiben nur muthlos und angstvoll ihre Geschäfte.

So vergeht eine Woche nach der andern in Kummer und Sorgen, und so oft auch Käthchen den Abends heimkehrenden Vater erwartungsvoll fragt, ob er Trost mitbringe, ist immer die Antwort: „Keinen; aber laß uns nicht verzagen, auf Gottes Hülfe rechnen. Denn, wer auf Gott vertraut, hat nicht auf Sand gebaut. Sieh, diese Trostworte stehen in unserm Gesangbuche, und der Herr wird uns schützen, denn wir sind ja fromm und halten seine zehn Gebote."

Die neunte Woche ist angebrochen. Da gehen Vater und Tochter zur Kirche, beten am Altare, nehmen das Abendmahl, kehren gestärkt und voll Trost heim, und erwarten nun, ergeben in ihr Schicksal, wie es kommen werde.

Am letzten Tage dieser Woche fährt der Steiger nicht in den Schacht, bleibt zu Haus bei der Tochter, betet und singt fromme Lieder mit ihr.

So naht die Mitternachtsstunde, und Beide ergreift Zittern und Bangigkeit. Die Thurmuhr schlägt zwölf. So wie der letzte Schlag verhallt, pocht es an's Fenster, und heulend schreit es: „Braut heraus, Braut heraus!"

Käthchen sinkt zusammen, aber Günzer erhebt zitternd seine Hände nach oben, laut betend: „O großer Gott, steh' uns bei, erlöse uns von dem Bösen!"

Da schreit es wieder: „Noch neun Tage Frist, dann bist Du meine Braut, oder eure Hütte steht in Flammen!"

Unter Blitz und Donner fährt es in den Wald, und in der Hütte dampft dicker Schwefelqualm.

„Erhole Dich, mein Kind," spricht Günzer, „er ist fort, der Böse; er wich, als ich Gott um Schutz anrief. Ich denke, wir sollen nun Ruhe haben, denn mit Gottes Wort ist er zu bannen."

Käthchen aber schüttelt bedenklich den Kopf. Sie fürchtet das Aeußerste. Die Mühen des Vaters, sie aufzurichten, Trost ihr einzusprechen, sind umsonst. Sie jammert, weint, und ist fest des Glaubens, daß der Böse seine Drohung erfüllen, ihr Häuschen zer-

stören werde. In steter Angst und Kümmerniß schleichen Beiden die neun Tage langsam dahin, und trauriger und beklommener werden sie von Stunde zu Stunde.

Der furchtbare neunte Tag bricht an. Der Steiger fährt nicht in den Schacht, bleibt zu Haus. Vater und Tochter gehen wieder in die Kirche, beten inbrünstig zu Gott, sie zu schützen, kehren aber doch nicht ohne Furcht zur Hütte zurück. Viele Lampenlichter zünden sie an, aber Speise und Trank genießt keins, nur beten mögen sie. Da schlägt es droben auf dem Thurme zwölf. Mit dem letzten Schlage klopft es an das Fenster, und brüllend ruft es:

„Heraus die Braut, sonst brennt das Haus!“

Günzer hält fest die jammernde Tochter mit seinen Armen umschlungen, und ruft aus:

„Um Christi Blut und Wunden, hebe Dich von uns Satanas!“

Da brüllt es wieder:

„Braut, das Haus steht in Flammen. Nochmals neun Wochen Frist, und bist Du dann noch nicht mein, so wird Dein Vater elendiglich enden.“

Der Unhold weicht. Käthchen und ihr Vater sinken nieder, aber nur auf Augenblicke, denn die Flammen schlagen schon zur Thür herein. Mit Noth

entrinnen sie der Gluth, und als sie im Freien sind, stürzt das Häuschen zusammen.

Sie eilen zu Freunden, klagen diesen ihr Geschick, finden gute Aufnahme, und als nach vier Wochen der Winter gewichen ist, da bauet man ihnen am Rande des Waldes eine Wohnung wieder auf, denn wo die vom Feuer verzehrte gestanden, da war nun stinkender Schwefelpfuhl.

Kaum acht Tage haben sie in der neuen Hütte gelebt, da bricht der letzte Tag der neunten Woche an, und Zittern und Zagen ergreift Beide von Neuem. Der Vater will zu Haus bleiben, nicht einfahren in den Schacht, „aber," spricht er, „s'ist, als zöge es mich zu der Arbeit. Ich gehe, kehre jedoch früher zurück, ehe die Nacht anbricht.

Er geht. Käthchen sinkt auf's Lager, weint, jammert, und schläft endlich vor Ermattung ein. Finstere Bilder beunruhigen ihren fieberhaften Schlaf. Sie sieht im Traum, wie der Böse zum Fenster herein schauet, höllische Geister mit lodernden Fackeln um die Hütte tanzen, und den Leichnam ihres Vaters vor sich her wälzen, in einen Feuerschlund stürzen wollen. Mit einem gräßlichen Schrei schreckt sie auf aus dem Schlafe, fällt nieder, und ruft laut ächzend: „Hilf Jesus mir schuldlosem Kinde!"

Da öffnet sich langsam die Thür des Gemachs. Von zarten, himmlischen Tönen begleitet, schwebt ein holdes Knäblein, von rosigem Lichte umflossen, herein, das spricht: „Dein Heiland lebt, komm, folge mir!"

Jetzt weiß Käthchen nicht, ob sie wacht, ob sie träumt. Starr, mit hochklopfendem Herzen blickt sie das holde Knäblein an, das wie ein Engel ihr erscheint, denn sein Haupt umgiebt ein heiliger Schein, im Aermchen hält es ein Kruzifix, und hoch über dem Rücken ragen, zart wie Flor, zwei rosenrothe Flügel herauf. Sie weiß nicht, was sie thun soll. Da spricht das Kindlein nochmals: „Komm, folge mir getrost, ich führe Dich zum Frieden."

Käthchen erhebt sich, und spricht: „„Ich folge Dir, denn Du bist ein Himmelsbote, von Gott mir gesandt.""

Das Knäblein schwebt voraus, sie folgt. Es geht durch den Wald auf einem gebahnten Pfade, der zuvor nie gewesen. Sie kommen an einen Felsen. Das Knäblein hält das Kruzifix an den Felsen, und der Felsen öffnet sich. Durch einen engen Gang, den des Knäbleins Rosenlicht und sein Heiligenschein magisch erhellen, geht es lange hin und her, bald auf- bald abwärts, und zur Seite strömen oft

kristallhelle Bächlein herab. Endlich sind sie vor einem hohen Thore, das erglänzt wie Silber. Davor stehen sieben alte Männer in weißen Gewändern, mit hohen spitzen Mützen auf dem Haupte, langen weißgrauen Bärten am Kinn. Das Knäblein neigt das Kruzifix vor ihnen, sie neigen sich tief, und öffnen leise ein großes silbernes Thor. Das Knäblein schwebt durch, Käthchen folgt. Was sieht sie da? — Unter einem goldenen Thronhimmel, auf weißen, schwellenden Sammetkissen, liegt schlummernd ein holdes Weib. Ihr Haupt umgiebt ein Sternenkranz, zu ihren Füßen knieen sieben Zwerge, welche beten. Es ist die Frau der Berge, die Käthchen erblickt, und fast erblindet vor dem Glanz, der hier ohne sichtbares Licht die hohe, von blitzenden Steinen schimmernde Grotte erhellt. Das Knäblein schwebt hin zu der Schlummernden, neigt das Kruzifix vor ihr, und ruft leise: „Erwache!" Da schlägt die Frau ihre großen blauen Augen auf, aus denen Anmuth und ernste Hoheit strahlen, schaut Käthchen forschend an, erhebt sich und fragt das Knäblein: „Was führt Dich in mein Reich, Engel des Lichtes?"

Mit zarter Stimme spricht dieser: „„Der Gott, der unser Aller Vater ist, den auch Du anbetest, wie

Alles, was sein unendlicher Geist ins Leben rief, der sendet mich, Dir zu sagen, Du mögest diesem schuldlosen Mägdlein helfen, sie schützen vor der Tücke des Bösen, der sie verfolgt, in nächster Mitternacht sie erfassen will als seine Beute. Eile, den Befehl zu vollziehen, denn oben beginnt schon das Abendlicht zu dämmern.""

Die hohe Frau verneigt sich vor dem göttlichen Boten, erwiedernd: „Des höchsten Wesens Befehl wird seine Magd vollziehen."

Sie winkt einem der Zwerge, eine Urne von Sardonix aus einem Kristall-Schränkchen zu bringen. Es geschieht. Sie nimmt daraus ein Kreuz von blitzenden Diamanten, winkt Käthchen näher zu treten, und spricht: „Trage dies Kreuz stets auf Deiner Brust, dann wird der Böse sich Dir nie mehr nahen, noch Macht über Dich gewinnen."

Sie reicht das Kreuz dem Zwerge, es Käthchen anzuhängen. Käthchen kniet vor diesem nieder, und muß sich tiefer noch beugen, damit er den Befehl vollziehen kann. Aus der Urne nimmt der Zwerg eine Schnur Perlen, zieht sie durch den Ring des Kreuzes, wirft die Schlinge Käthchen über den Kopf, und auf ihrer Brust liegt nun das blitzende Kreuz.

Das Englein schwebt herbei, neigt vor der Herrin sein Kreuz, und spricht:

„Hab' Gottes Lohn, Du hohe Frau der Berge."

Da erklingen sanfte, himmlische Harmonien, wie Töne eines Geisterchors, und begleiten Käthchen mit dem wieder vorausschwebenden, Licht verbreitenden Knäblein, auf dem gekommenen Wege bis an das silberne Thor, das die sieben alten Männer wieder öffnen. Durch den dunkeln langen Gang gehen sie wieder, und stehen bald am Felsen, der ihn schließt.

Das Knäblein neigt sein Kreuz gegen diesen, augenblicklich spaltet er sich, sie treten hinaus ins Freie. Hinter ihnen schließt sich die Kluft wieder. Auf Käthchens Stirn drückt ihr Führer einen leisen Kuß, spricht: „Gehe getrost nach Deiner Hütte, Du bist in Gottes Hand," und — verschwindet.

Es ist schon finster, und Käthchen bangt es, allein den Weg durch den dichten, dunkeln Wald zu finden, aber, so wie des Knäbleins Licht verschwunden ist, beginnt das Demantkreuz auf ihrer Brust zu strahlen, und erhellt den Pfad.

Schon aus der Ferne sieht Käthchen Licht in der Hütte. Das macht sie gar froh, denn, denkt sie, der Vater muß drinnen sein. Und so war es. Freudig

springt sie ihm entgegen und ruft. „Ei Vater, das ist gut, daß Du hier bist, ehe Mitternacht kommt. Freue Dich, wir sind gerettet aus des Bösen Klauen, er kann uns nun nichts mehr anhaben."

„„Wie so?"" fragt erstaunt der Vater, „„und wo bist Du gewesen? schon glaubte ich, des Bösen Macht habe Dich entrückt.""

Nun erzählt Käthchen Alles, was sie gehört, gesehen, und wie es ihr ergangen, und mit Verwunderung vernimmt er der glücklichen Tochter Worte. Dann spricht er:

„„Nun sollst auch Du wissen, was mir geschah. Ich stieg mit trüben Gedanken an unser Schicksal in den Schacht, denn mir war es, als stiege ich nicht wieder heraus, als würde mir hier der Tod. Ich arbeitete, aber die Arbeit wollte nicht gelingen. Ich fand kein Erz, nur taubes Gestein. Da nehme ich unmuthig das Grubenlicht, leuchte umher, Erz zu suchen an anderm Ort, und siehe, da blickte mir aus einem Winkel Goldglanz entgegen. Ich beleuchte die Stelle, und finde — dies Jesuskreuz."" — Er zieht es aus dem Busen, und zeigt es Käthchen. — „„Was ist das, wer hat das hier verloren? so sprach ich zu mir selbst, und betrachtete es lange, ungewiß, was ich

thun, ob ich's nehmen, ob ich's liegen lassen solle. Da war es, als gäbe mir ein guter Geist den Gedanken ein: nimm es mit, das hilft Dir vielleicht um Mitternacht aus der Noth. Ich steckte es ein, bracht's hierher, aber morgen gehe ich zum Obersteiger, und zeige ihm den Fund an, denn unrecht Gut thut nicht gedeihen; ja, so thue ich.""

Als der Vater ausgesprochen, nimmt Käthchen das goldene Kreuz, hält es dicht an die Lampe, es zu beschauen, und dreht es hin und her.

„Ei sieh doch, Vater," schreit sie plötzlich freudenvoll auf, „da steht ja: den Gläubigen hilft Jesus Christ!"

„„Wo?"" ruft der Vater, und reißt das Kreuz aus Käthchens Händen. „„Wahrhaftig ja, da steht: den Gläubigen hilft Jesus Christ. Sonderbar!""

„Und hier," ruft Käthchen noch erfreuter, „da steht ja selbst Dein Name. Sieh doch Vater, hier! Das Kreuz soll Dir gehören, soll Dein eigen sein, das geht ja sichtlich hervor aus diesen Zeichen. Das ist noch keines Eigenthum gewesen, das sendet Dir Gottes Hülfe."

„„Amen!"" sprach der Vater, „„aber doch gehe ich morgen, meinen Obern den theuern Fund anzuzeigen, denn ohne das habe ich keine Ruhe in meinem Gemüth.""

Unter diesen frohen Gesprächen und Begebnissen sind die Stunden schnell vergangen, und schon hat es eilf geschlagen. Nicht mehr bangt Beiden vor der nahenden, grausigen zwölften Stunde, denn die Hülfe Gottes war ja deutlich mit ihnen. Sie sitzen daher ruhig beisammen, und erwarten ohne Furcht, ohne Zagen die Mitternacht.

Endlich schlägt die Thurmuhr zwölf, und mit dem zwölften Schlage pocht es an das Fenster, und brüllend schreit es wieder: „Heraus die Braut, heraus die Braut!"

Käthchen öffnet das Fenster. Ihres Kreuzes Strahlen strömen in hellem Lichtschein heraus, und beleuchten das grause Ungethüm. Sogleich weicht dieses zurück, und ruft mit gemäßigter Stimme:

„Dich, Braut, schützt Gottes Macht, Du bist frei; — aber, heraus mit Dir, Günzer," brüllt es im vorigen Teufelstone, „heraus, daß meine Kralle Dich zerfleische, in mein Reich ich Dich schleudere!"

Da tritt Günzer getrost an's Fenster, hält den güldenen Jesus Christ dem Bösen entgegen, und dieser wendet sich ab mit den Worten: „Gott ist nahe, ich weiche."

Doch nicht mit Ruhe weicht das Ungethüm. Es

beginnt Geheul und Zetergeschrei; Sturm, Donner und Blitz rasen, toben, brechen Bäume des Waldes, und Hagel stürzt nieder mit fürchterlichem Geprassel. Als solle die Erde untergehen, so kracht und tobt es um die kleine Hütte. Schrecken und Entsetzen ergreifen Günzer und Käthchen. Jeden Augenblick erwarten sie, daß ein Blitz ihre Hütte treffe, oder Sturm sie niederstürze, oder der daran hinbrausende, zum Strom angewachsene Waldbach sie wegschwemme; aber das Haus steht in Gottes Hand. Es leidet nicht Noth, und als die erste Stunde des neuen Tags tönt, schweigt plötzlich Sturm, Donner, Blitz und Hagel. Die finstern Wolken fliehen, der Himmel klärt sich, und hellleuchtend schauet der volle Mond durch das Fenster der kleinen Hütte, in welcher Vater und Tochter betend auf den Knieen liegen.

Sie erheben sich. Günzer drückt Käthchen an seine Brust, und ruft freudig aus: „Nun, mein Kind, sind wir gerettet, befreiet aus des Bösen Klauen; nun wollen wir uns des Lebens freuen nach so vielen in Kummer verlebten Wochen."

Und das geschieht. Zwei Jahre lang leben sie in Ruhe und glücklicher Häuslichkeit, und kein Tag vergeht, wo nicht Käthchen mit der sinkenden Sonne hin

zu dem Felsen wandert, durch den hindurch das leuchtende Knäblein sie dahin führte, wo ihr Trost und Hülfe ward. Hier wirft sie sich jedes Mal nieder, dankt Gott inbrünstig für die ihr und dem Vater gewordene Hülfe und Erlösung von dem Bösen.

Das dritte Jahr bringt neue Freude ins Haus. Ein Bergmann aus Frohnau wird Käthchens Ehemann. Günzer, alt und schwach, beschließt von der Arbeit abzutreten, und er erlangt von den Obern, als Lohn für treue Dienste, daß der Eidam seinen Posten erhält. Zehn Jahre lebt das Kleeblatt glücklich und zufrieden beisammen. Heut ist's bei ihnen wie gestern, und morgen ist's wie heut. In ungetrübter Einfachheit verfließen ihre Tage. Da bricht der Tod eines der Blätter. Der alte Vater sinkt dahin. Mit tiefem Schmerz senken sie die Leiche in das Grab, das bei jenem Felsen sie gruben. Und wenn nun Käthchen am Abend kommt, ihr Gebet zu verrichten, da betet sie auf dem Grabe des Vaters zum Heile seiner Seele mit.

Die Jahre fliehen, Käthchen wird Mutter von drei Kindern, ihre Freude, ihr Glück; und wie die herangewachsen, nimmt sie sie mit zum Grabe des Großvaters, mit ihnen da knieend zu beten. Und dahin täglich

zu gehen, läßt sie nicht ab, auch als ihr Haar erbleicht, nur am Stabe sie den Gang noch macheu kann.

Einst ist sie auch dahin gepilgert, kehrt aber nicht zur gewöhnlichen Zeit zurück. Schon naht die Nacht, und immer bleibt sie aus. Da fragen die Kinder ängstlich den Vater: warum heute die Mutter so lange ausbleibe? Dem Vater selbst wird allmälig bange, fürchtet, es sei Käthchen etwas begegnet, und geht hinaus nach dem Felsen. Als er dem naht, sieht er den Felsen in lichtem Glanze, und, o Jammer, auf dem Grabe des Vaters — Käthchens Leiche. „O Gott, o Gott! Mein Weib, mein gutes Weib ist todt!" ruft er im höchsten Schmerz aus. Da schwebt vom Felsen hernieder das Knäblein im Rosenlichte, kniet nieder bei der Leiche, küßt die Entseelte auf die Stirn, löst das Kreuz auf ihrer Brust, nimmt es und schwingt sich aufwärts in den dunkeln Aether.

Drauf naht sich der Geschiedenen der tiefgebeugte Gatte, umfaßt die kalte Leiche, drückt sie an sein gepreßtes Herz, und trägt sie in die Hütte. Da knieen Vater und Kinder um die Heimgegangene, und klagen und jammern, daß Gott der Herr sie ihnen schon genommen, die gute liebe Mutter, die treue sorgsame Gattin.

Nun spricht der Vater: „Dort im Felsen, wo sie einst ihre Ruhe im Leben fand, dort soll sie auch im Tode die Ruhe finden. Im Felsen will ich eine Grabesstelle einhauen und dahinein sie legen."

Aus dem Schachte holte er Hülfe, und nach zwei Tagen war die Ruhestätte bereitet. Am Abend des dritten tragen sie den Sarg dahin, die Kinder folgen wehklagend. Als der Sarg drinnen steht, Alle davor knieen und beten und weinen, da wird es plötzlich hell, und sanfte Trauertöne lassen sich vernehmen. Und siehe, ein Engel-Paar schwebte hernieder, das trug einen großen Stein. Alle weichen ehrerbietig und staunend zurück. Engel fügten den Stein in die Oeffnung des Grabgewölbes, daß er ganz und fest schließt, so daß Niemand sehen kann, wo er eingesetzt ist, und entschwinden den Blicken der Trauernden, die zurückkehren in ihre Hütte, wo lange noch Mutter Käthchen überall vermißt wird.

Fort lebt ihr Name und wird fortleben immerdar, denn seit Käthchen in jenem Felsen ruht, nennt man ihn den Käthchen-, auch Kädelstein, und so heißt noch zur Stunde der Felsen, gelegen unweit des Dorfes Frohnau bei Annaberg im Erzgebirge Sachsens.

Renatus von Hakpfiffel.

Hingestreckt auf weichem Rasen lag ich bei den Trümmern der Rotenburg, und schauete hinab in das weite gesegnete Thal, das man nennt: die goldene Aue, weil es die Natur übergoß mit Fruchtbarkeit, Anmuth und tausendfachem Reiz. Im Abendlichte glänzten die Kuppen der vor mir sich hindehnenden Kette des Harzgebirges, Schatten und Licht ihrer Wellenform bezeichnend, und über alle die Berge hinwegragend, leuchtete noch im vollen Sonnenlichte ihr König, der Brocken. Ruhe und Friede schwebte über den reizenden Gefilden des weiten Thales, über diesem Eden, über diesem gelobten Lande Thüringens, auf welchem der Segen des Herrn sichtbarlich ruht.

In lebensfrischer, fröhlicher Stimmung überblickte

ich die schöne Landschaft. Nichts störte mich in meinen Schwärmereien, die noch gesteigert wurden durch das Getön der Abendglocken, das, bald nah, bald fern, von Thürmen der Dörfleins mein Ohr berührte, zum Gebet an den Geber alles Guten ermahnte, und dem fleißigen Landmanne zurief: „Dein Tagewerk sei vollbracht, kehre heim zur Ruhe!"

Die Sonne war gesunken hinter des Harzes Bergen. Ein kühler Abendhauch begann mich zu umwehen und im Gebüsch zu säuseln, das in den schauerlichen, öden Trümmern der Rotenburg grünte. An Heimkehren dachte ich nicht, denn losreißen konnte ich mich nicht von den immer schöner sich färbenden und schattirenden Bildern um mich her.

Da vernehme ich feste Tritte hinter mir, drehe mich um, sehe nichts, höre aber, daß man immer näher schreitet. Ich stehe auf. Da kommt um die Ecke der Mauer ein altes Weib keuchend am Stabe, mit schwerer Last im Korbe. Ihr Kopf hängt nieder, sie sieht mich nicht. Als sie näher kommt, mich erblickt, thut sie einen lauten Schrei, und will wieder umwenden. Ein freundlicher Gruß von mir, und die scherzhaft gegebene Zusicherung, ich sei kein Geist der alten Burg, hält sie zurück. „Bin ich doch erschrocken!" spricht sie,

und lehnt sich mit ihrer Last an eine Mauer, als bedürfe sie Erholung.

„„Wo kommst Du her, Mütterchen?““

„Von Frankenhausen; habe Salz geholt, bringe es nach Tilleda, ein Paar Groschen zu verdienen. Ja, ja, lieber Herr, das wird einem sauer; Salz wiegt schwer. Aber was machen Sie noch so spät hier bei der alten Rotenburg? s' geht ja auf die Nacht los.“

„„Es gefällt mir hier, man hat eine schöne Umsicht, und gern bliebe ich länger noch, dunkelte es nicht schon.““

„Das könnte Ihnen übel bekommen. Bei Tag ist's hier gar anmuthig, aber in der Nacht, da bleibe ich um aller Welt Wunder nicht hier. Gar Manchem schon ist's übel ergangen, denn ich sage Ihnen“ — sie sah sich überall scheu um, und flüsterte dann leise mir zu, — „Es spukt hier.“

„„So!““

„Ja, ja — Sie glauben's wohl nicht? O, da könnte ich Ihnen wunderbare Geschichten erzählen, die hier vorgefallen sind, Geschichten, daß Einem die Haare zu Berge stehen.“

„„Wirklich? Nun so erzähle doch.““

„Nein Herr, ich muß fort, muß machen, daß ich

nach Haus komme, muß den Kindern Abendbrot geben. Ihnen aber rathe ich, machen Sie, daß Sie fortkommen; es wird dunkel, und dann geht der Spuk los."

„„Ich gehe mit Dir, Mütterchen; will auch nach Tilleda, da kannst Du mir auf dem Wege von dem Spuk erzählen.""

„Wenn Sie dergleichen gern hören, da sollten Sie einmal des Abend im Winter bei uns sein, wenn wir zusammen sitzen und spinnen. Da werden lauter Spukgeschichten erzählt von der Quästenburg, von der Rotenburg, vom Kyffhäuser da drüben, wo der alte Rothbart gefangen sitzt; und was da der Eine nicht weiß, das weiß der Andere. Da könnten Sie gar schauerliche Geschichten hören, wobei es Einem kalt über den Rücken läuft. Eine davon will ich Ihnen erzählen, wonach Ihnen gewiß die Lust vergehen soll, Abends oder gar des Nachts bei den alten Mauern der Rotenburg sich nieder zu setzen."

Da oben in der goldenen Aue, da liegt ein Dorf, das heißt Hakpfiffel. Da hat einmal Einer gelebt, der hat geheißen Renatus, und ist ein Schuhflicker gewesen, hat aber mehr noch gekonnt als Schuhe flicken. Des Nachts hat er bei der Lampe gesessen, in großen Büchern gelesen, dabei ein Feuer gehabt, Erze und

Kräuter zusammengekocht, und das pure Gold daraus gemacht. Gar gescheut ist er gewesen; ja, die Leute haben von ihm gesagt, er hätte Hexen und — Gott verzeih mir meine Sünde — den Satan selbst citiren können. Sie glauben gar nicht, was das für ein kluger Mann gewesen ist, und was der Alles verstanden. Auch die Zither hat er geschlagen, und wenn es im Dorfe einen Tanz gegeben, wo er aufgespielt, da sind die Leute wie närrisch herumgesprungen, haben gar nicht aufhören können mit Tanzen, so wunderbar hat er mit der Zither aufzuspielen gewußt.

Einstmals geht er, mit der Zither auf dem Rücken, nach Rathsfeld, was da drüben über dem Berge liegt, bei einem Kindtaufschmause aufzuspielen. Wie er nun bei der alten Rotenburg vorbeikommt, wo es schon anfängt, schummerig zu werden, da schreit es mit Riesenstimme: „Renatus, stehe!" Renatus fährt vor Schrecken in einen Klump; denn wenn er auch ein beherzter Mann gewesen, wohl zehn Mal schon mit dem Gottseibeiuns verkehrt haben mag, so kommt ihm doch der Anruf aus der verstörten Stätte, vor der er schon so oft bei Nacht und Nebel ungehindert vorüber gegangen, so ganz unerwartet, daß er zittert und bebt. Er bleibt stehen, steht und hört

aber nichts, und will schon weiter gehen; da schreit's mit stärkerer Stimme noch: „Renatus, stehe!“ Renatus steht, zitternd am ganzen Leibe. Plötzlich wird es hell und immer heller zwischen den alten Mauern. Aus einer Thüröffnung tritt eine große, lange, magere Gestalt heraus, von feurigen Flammen rings umgeben. Ein langes schwarzes Kleid hat sie an, das reicht bis auf die Füße, einen Strick um den Leib, eine hohe Mütze, wie unser Kirchthurm so spitzig, auf dem Kopfe, und vorn auf der Brust einen weißen Todtenkopf. Ihr folgt ein großer schwarzer Bullenbeißer mit feurigen Augen.

Renatus ist starr vor Schrecken und Angst, verliert fast die Besinnung, denn die Gestalt sieht ihn wohl an die fünf Minuten unverwandt und stumm an. Endlich spricht sie:

„Renatus, ich habe Dich erkohren, ein wichtiges Werk mir zu vollbringen, denn ich weiß, Du bist ein Mann, der in den Sternen lesen kann, und die verborgensten Kräfte der Erde kennt. Gehe in jenes Gewölbe, da findest Du in einer Ecke ein todtes Kind, dem grabe, wo es liegt, ein Grab, und übergieb es der Erde.“

Renatus verbeugt sich stumm, als Zeichen, zu thun

was verlangt werde, legt die Zither vor der Thür nieder und tritt in das Gewölbe ein, wohin ihm die Gestalt folgt. Im Hintergrunde sieht er das todte Kind an der Erde liegen, und dabei knieend eine weibliche Gestalt in tiefer Trauerkleidung, welche die Hände ringt, jammert und wimmert, und ein Mal über das andere Mal ausruft: „Wehe, wehe, er ist todt!"

Renatus ist unentschlossen. Da spricht der häßliche Mann zu ihm: „Thue, was ich verlange," und Renatus ergreift eine Schaufel und beginnt die Arbeit. Das wird ihm zwar leicht, denn locker ist der Boden, aber doch ist er in Angstschweiß gebadet. Als er mit dem kleinen Grabe fertig ist, nimmt die immer noch jammernde Frau das Kind auf, wickelt es in ein weißes Tüchlein, drückt es an die Brust, küßt und legt es in das Grab, wirft die erste Hand voll Erde auf die kleine Leiche und sinkt ohnmächtig zurück. Renatus bedeckt diese mit Erde, wölbt sie zu einem Grabhügel, und wirft dann ärgerlich die Schaufel weg.

„Gut, Renatus," spricht der Mann, „ich bin zufrieden mit Dir. Hier ist Speise und Trank. Stärke und erhole Dich, denn die Arbeit hat Dich angegriffen, wie ich gewahre. Dann besteige das Roß, das Du

draußen findest; es wird Dich sicher und richtig dahin bringen, wohin Du wolltest."

Renatus steckt in die Taschen, was ihm gereicht wird, denn ihm ist gar nicht so zu Muthe, daß er hätte essen mögen, dankt für das Erhaltene, dankt aber auch für das Roß, versichernd: daß er gut zu Fuß sei, auch gar nicht zu reiten verstehe, und will zur Thür hinaus. Da faßt ihn der Mann beim Arm und spricht mit derber Stimme:

„Du sollst und mußt reiten, ich will es so. Das Roß ist sanft und gut, wirst keinen Schaden leiden, wirst es auch noch oft reiten, denn es soll Dein Eigenthum sein. Das aber sage ich Dir, berühre beim Reiten die Saiten Deiner Zither nicht, sonst bist Du verloren; hörst Du? Ich sage es nochmals, sonst bist Du verloren, es müßte Dir denn ein weißes Roß begegnen." Die letzten Worte sprach er ganz langsam und mit bedeutungsvollem Tone.

Renatus nickt mit dem Kopfe, als wolle er thun, wie ihm befohlen, denkt aber bei sich: bin ich nur erst über den Berg, dann gehe ich auf Schusters Rappen weiter, und lasse das Pferd laufen wohin es will. Er tritt aus dem Gewölbe, hängt seine Zither um, und arbeitet sich nun mit vieler Mühe auf das ruhig

stehende, kohlschwarze Roß. Der Mann sieht das mit an, ruft ihm nochmals zu: „vergiß meine Warnung nicht!" und Renatus treibt den Gaul vorwärts.

Sichern Schrittes geht das Thier fort. Renatus beruhigt sich allmälig, findet, daß er ganz gut reiten könne; auch, daß er so doch bequemer fortkomme, als zu Fuß, steigt nicht ab, als er auch über den Berg ist, und beschließt, bis zum Ort, wo er hin will, sitzen zu bleiben. Immer mehr nimmt sein Muth zu, da der Gaul ruhigen Schrittes vorwärts geht, und er wird endlich so dreist, daß er ihm die Zügel auf den Hals legt, und die erhaltene Zehrung aus der Tasche holt, sich zu stärken. Gar trefflich schmeckt es ihm, denn er ist abgemattet vor Hunger, und in der Flasche, voll des süßesten Weines, bleibt kein Tropfen. Der Trank macht ihn fröhlich und hoch wirft er die leere Flasche in die Luft und singt ein Lied voll Lust und Freude. Und als er in der Ferne die Lichter in Rathsfeld, seinem Ziele so nahe sich sieht, da bricht er in lauten Jubel aus. Des alten Mannes in der Rotenburg gedenkt er nicht mehr, noch weniger seiner letzten warnenden Worte. Im Taumel der Lust ergreift er die Zither, reißt in die Saiten und beginnt ein Lied. — Ach, Du mein Gott, wie ist's da dem Schuhflicker Renatus ergangen!

Kaum hört der Gaul die Töne der Zither, so schnaubt er, bäumt sich, schlägt hinten und vorn aus, dreht sich auf den Hinterfüßen rings um wie ein Kreisel, wiehert wie toll und zittert. Renatus erschrickt, will abspringen, kann aber nicht, sucht das Thier durch Zureden und Streicheln zu beruhigen, das hilft aber nicht. Der Gaul wird mit jeder Minute wilder und unbändiger, tummelt sich, aber immer nur auf derselben Stelle, herum, und kommt nicht vom Flecke. Nochmals versucht Renatus sich herunter zu werfen, es geht aber nicht, er ist wie festgebannt auf den Sattel. Da wird er desperat, rennt mit den Hacken den Gaul in die Weichen, und nun sprengt das Thier im schnellsten Galopp fort, bei Rathsfeld vorüber und immer im gestrecktesten Laufe weiter. Als er bei der Stadt Frankenhausen vorbeifliegt, schreiet er nach Hülfe, aber es geht ja im Hui! Wie kann man ihm zu Hülfe kommen? Nach einer Weile versucht er es von Neuem, den Gaul zu halten, auch sich herunter zu werfen, aber Alles umsonst. Das Thier wird immer wilder und toller, und rennt im sausendsten Galopp fort über Stock und Block, über Berg und Thal, ohne zu stolpern, ohne zu ermüden, ohne zu rasten. Renatus ringt die Hände, streckt sie gen Himmel, betet zu Gott um Hülfe,

flucht alle Teufel zusammen, jammert und wimmert; es hilft aber Alles nicht. Dabei drängt es ihn in Eins fort, auf der Zither zu spielen, und so oft er es auch versucht, das auf seinem Rücken hängende Instrument zurückzuschieben, so kommt es doch immer wieder vor; er muß spielen, er fühlt, daß Zauberkraft ihn dazu zwingt, er nicht mehr Herr seines Willens ist.

Als es tagt, sieht er in der Ferne einen großen breiten Strom. Da wird ihm die Hoffnung, daß hier der Gaul Halt machen müsse. Aber mit nichten. Das Thier läuft quer über den Strom hinüber, auf der Oberfläche des Wassers hin, wie auf festem Boden. Da ergiebt sich Renatus in sein Schicksal, erwartet ruhig sein elendigliches Ende, und sieht sich nur sehnlichst um, ob ihm nicht ein weißer Gaul begegne; denn der garstige Mann in der Rotenburg hatte ja gesagt, wenn er die Zither spiele, sei er verloren, bis ihm ein weißes Roß begegne. Aber kein weißes Roß begegnet ihm.

So geht es nun fort, zwei Tage und zwei Nächte. Renatus wird schwach und matt, hängt zuletzt wie eine Leiche vom Roß herab, ohne herunter zu fallen. Da bringt ihn mit einem Male ein heftiger Stoß wieder zur Besinnung; denn mitten im rasendsten Laufe steht das Roß

plötzlich still; er sinkt sanft herab von dem mit Schaum bedeckten Thiere, das sogleich umwendet und zurück rennt. Vor Mattigkeit vermag er nicht aufzustehen, schauet aber sitzend umher, zu erspähen, was seine Befreiung vom Roß und dessen Umkehr bewirkte. Aber nichts erspäht er. Ringsum eine öde, menschenleere Fläche ohne Ende; doch scheint es ihm, als ob sich in weiter Ferne etwas bewege. Die Kräfte sind ihm aber so entschwunden, daß er die Annäherung des Gegenstandes nicht abzuwarten vermag, und in einem ohnmächtigen Zustande niedersinkt.

Wie lange er hier gelegen, und was mit ihm vorgegangen, weiß er nicht. Als er aber aus der Ohnmacht erwacht, die Augen aufschlägt, da liegt er auf seidenen Kissen, in einem schönen, prächtig aufgeputzten Bette, das in einem buntbemalten, großen Gemach steht. Neben dem Bette sitzt auf der einen Seite ein Mann, auf der andern ein bildschönes Mädchen, beide türkisch gekleidet. Auf einem Tische am Fußende des Bettes stehen Gläser mit Arzenei, Büchsen mit Salben.

Renatus sieht sich verwundert um, blickt die Beiden neben sich an, und da diese nicht reden, ruft er aus: „Wo bin ich denn?"

Das schöne Mägdlein spricht: „„Du bist in Asien, Fremdling; viele tausend Meilen von Deinem Dörfchen Hakpfiffel entfernt; bist unter guten Menschen, welche Dich pflegen werden, bis Du genesen wieder heimkehren kannst."" Sie reichte dabei Renatus die Hand, der sie dankbar drückte.

„Wie bin ich aber hierher gekommen?" fragte er weiter.

„„Das will ich Dir sagen,"" sprach der Mann. „„Meine Tochter — er zeigte auf das schöne Mägdlein — besitzt einen Spiegel, in welchem sie erblickt, was Uebles im Dunkel der Verborgenheit geschieht. Wo Hülfe und Rettung noch möglich sind, da wirkt sie mit ihrer weitreichenden Zauberkraft, und ich stehe ihr bei. In diesem Spiegel sah sie, wie Du auf der Rotenburg das Werkzeug einer Frevelthat wurdest, ein böser Geist sich Deiner bediente, am Kaiser Friedrich, der im Kyffhäuser sitzt, sich zu rächen; wie er beim Entlassen Dich warnte, auf der Zither zu spielen, in den Dir mitgegebenen Trank die Kraft legte, Dich zu betäuben, damit Du dies Gebot übertreten mußtest, und in Lebensgefahr schwebtest, bis Dir ein weißes Roß begegne; denn er gedachte, dies werde nie geschehen, Du, auf dem schwarzen Rosse festgebannt, sterben und

so kein Zeuge seiner Schandthat da sein. Da lenkte sie den Lauf Deines Rosses hierher und sendete ein weißes Roß Dir entgegen, die Bedingung zu lösen. Auf diesem wurdest Du leblos zu uns gebracht; doch bald wirkten heilsame Wasser und Balsam, und Du verfielst in einen wohlthätigen Schlaf, der Dich vom Tode errettete.““

Renatus ist hocherfreut, weiß gar nicht, wie er Beiden so recht vom Herzen danken soll, und drückt dem schönen Mägdlein viele Male die weiche Hand. Darauf verlassen Beide das Gemach, und zu seiner Pflege treten Sclaven ein. Von diesen erfährt er, daß ihr Herr ein Fürst des Landes sei, der große Reichthümer besitze, viele Sclaven habe, und mit seiner Tochter eine unumschränkte Macht im Geisterreiche ausübe, zaubern, verwandeln, verschwinden lassen und herbeischaffen könne, was er wolle. Das gefällt dem Renatus wohl, denn es schlägt in sein Fach.

Nachdem er sich erholt, ganz wiederhergestellt ist, will er nach Haus und bittet den Fürsten, ihn durch die unbekannten Länder bis nach Thüringen geleiten zu lassen. Da spricht der Fürst: „Bleibe noch bei uns, wenn es Dir gefällt; es soll Dir an nichts mangeln, und wenn Du dann zurück willst, so sollst

Du sonder Gefahr den weiten Weg schnell zurücklegen.“ Renatus läßt sich das nicht zwei Mal sagen und bleibt, denn es gefällt ihm hier, weiß sich aber nicht zu deuten, warum der Fürst ihn noch bei sich zu behalten wünscht. Das geht aber ganz natürlich zu. Die Tochter des Fürsten findet Wohlgefallen an Renatus, denn Renatus ist ein gutgestalteter Mann, und noch in den besten Jahren. Sie hat dem Vater ihre Neigung gestanden, ihn gebeten, den Renatus wieder zum Jüngling werden zu lassen, und der Papa ist das zufrieden, da er weiß, Renatus ist ein guter und gescheuter Mann, seiner Tochter würdig. Er wirkt daher mit seiner Zauberkraft auf Renatus ein, der gar nicht weiß, wie ihm geschieht, als immer kraftvoller er sich fühlt, immer jugendlicher sich vorkommt, und nach einem Jahre wieder so hübsch und schmuck ist, wie zwanzig Jahre früher. Daß seine Verjüngung ein Werk der Zauberei des Fürsten sei, kann er sich denken, weiß sich aber nicht zu erklären, welche Absicht dieser dabei haben könne. Doch bald gehen ihm die Augen auf. Er sieht, daß die Prinzessin Zoraide ihn gern mag, daß sie immer freundlicher gegen ihn wird, und kurz, daß sie in ihn verliebt ist. Nun ist er zwar nicht eigentlich in sie verliebt, mag sie aber

wohl leiden. Dankbarkeit und Ehrgeiz thun das Ihre, und so kommt es endlich so weit, daß die Leutchen mit einander einig werden, dem Vater ihren Wunsch der Vereinigung vorbringen, dieser Ja dazu sagt, aber zur Bedingung macht, daß Renatus bei ihm bleibe, in seine Heimath nicht zurückkehre. Das ist der auch zufrieden, denn in Hakpfiffel hat er nichts zu verlieren, und denkt: kommt Zeit, kommt Rath.

Die Hochzeitsfeier erfolgt, und Renatus ist nun der Eidam des Fürsten, lebt vergnügt mit seiner Frau, herrlich und in Freuden, und das sechs Jahre lang. Da stirbt der alte Papa.

An sein liebes Dörfchen Hakpfiffel hat Renatus immer gedacht, hat sich oft nach der schönen goldenen Aue zurückgesehnt, doch solche Sehnsucht nicht laut werden lassen. Durch den Tod des Schwiegervaters ist er aber von dem Versprechen, bei ihm zu bleiben, entbunden und beschließt, in die Heimath zurückzukehren. Als wieder ein Jahr verflossen ist, fragt er leise bei seinem Weibchen an, ob sie wohl mit ihm in sein Vaterland ziehen wolle. Ganz wider Erwarten erklärt sich Zoraide hierzu bereit, denn sie hat große Lust, andere Länder kennen zu lernen, andere Menschen, andere Sitten zu sehen, und da freut sich Renatus gar sehr.

Viele, viele Kameele werden mit ihren Kostbarkeiten und Reichthümern bepackt, und aus Asien zieht das Ehepaar mit drei Kindern nach dem Lande Thüringen. Lange Zeit bringen sie auf der Reise zu, wohl an die vier Monden, denn das Kameel-Thier geht langsam, kommen aber glücklich in Hakpfiffel an. Dem Renatus wird es ganz warm ums Herz, als er in sein Geburtsdörfchen einzieht, und die Hakpfiffler, die sperren Maul und Nase auf ob der langen Reihe bepackter Thiere, die sie groß anstaunen. Ein Theil meint, es müsse ein großer König sein, Andere aber erkennen Renatus, rufen: „I, das ist ja unser Renatus, der Schuhflicker!" und dieser ruft von seinem Kameel herab ihnen zu: „ja, ja, es ist euer alter, wieder junggewordener Renatus mit seiner Frau, flickt aber keine Schuh mehr, ist ein reicher Mann geworden, und bringt euch Allen aus Asien etwas mit."

Da ist nun großer Jubel im Dorfe, daß Renatus wiederkommen ist, den man schon für todt gehalten, und Jung und Alt zieht mit vor dessen Häuschen, worin seine alte Mutter noch lebt, die vor Verwunderung und Freude ganz starr ist, ihren Sohn vornehm und reich wieder zu sehen, den auch sie schon lange todt geglaubt.

Man drängt sich herbei, die Hand ihm zu reichen, und die Vettern und Basen drängen sich besonders hin zur neuen Frau Muhme, begrüßen sie nach ihrer Art, und beklagen nur, daß sie nicht deutsch spreche, ihnen nur mit freundlichem Zunicken antworten könne. Diese aber packt sogleich ihre schönen Sachen aus und beschenkt Frauen und Mädchen und Kinder mit Korallen, Bändern, Muscheln und andern Dingen. Auch die Kirche beschenkt Renatus mit reichen Gaben, und läßt Dankgebete thun zu Gott, daß er glücklich in seinem Geburtsdörfchen wieder angelangt sei.

Hier lebt er nun mit seiner Frau viele Jahre in Einigkeit und im Wohlstande, theilt den Armen mit und hilft, wo er kann, kauft sich Aecker und bebaut sie, denn er hat die Hände nicht unthätig wollen in den Schooß legen, wie das sonst wohl die reichen Leute thun.

Beide haben ein hohes Alter erreicht, und als nun ihr Stündlein kommen, da ist der liebe Herrgott so gnädig gewesen, hat sie Beide an einem Tage zu sich aufgenommen. Alles hat geweint und ist traurig gewesen, die Wohlthäter des Dorfes verloren zu haben, welche man Beide in einem Sarge zu Grabe trägt, von der ganzen Gemeine begleitet. Auf das Grab setzte man

einen Stein, worauf geschrieben steht: „Renatus und Zoraide," und der ist noch jetzt zu schauen auf dem Gottesacker in Hakpfiffel.

„Sehen Sie, Herr," sprach das Mütterchen mit dem Korbe voll Salz, „das ist eine von den Spukgeschichten von der Rotenburg. Ein anderes Mal mehr."

Wir standen vor Tilleda. Das Mütterchen ging ihrer Hütte zu, mir wünschend eine gute Nacht.

Die Schloßjungfrau.

Auf dem Söller seiner Güntersburg saß Ritter Bodo mit treuen Zechkumpanen, wo Alle den Wein sich trefflich schmecken ließen, den erst Tags zuvor einem Nordhäuser Bürger sie abgenommen. Sie saßen hier auf der Lauer, lugten hinab in das Thal, zu erspähen, ob sich nicht neue Beute auf der vorüberziehenden Straße zeige. Die gab es aber heute nicht, denn wer nicht durchaus des Wegs mußte, mied ihn, da es landkundig war, daß Bodo wie ein Geier herabschieße auf Jeden, den er hier ansichtig werde; auf seine feste Burg den schleppe, der nicht gutwillig hergäbe, was er mit sich führe.

Das schlechte Tagewerk des Raubens und Stegreiflebens hatte Bodo, nach damaliger Ritterart, viele

Jahre schon getrieben, hatte hohngelächelt, wenn kaiserliche Befehle ins Land ergingen, solchen Unfug zu lassen, ihrer nicht geachtet, denn er befand sich wohl dabei, häufte Schätze auf Schätze. In der Umgegend aber war man empört über solch schändliche Gräuel, und sann auf Rache. Besonders erbittert waren seine nächsten Nachbarn, die Bürger der Reichsstadt Nordhausen. Ihnen hatte er gar zu oft und zu arg mitgespielt, ihre Kaufleute beraubt, sie beigesperrt, bis mit großem Lösegelde die Stadt sie wieder frei gemacht. Zwei Mal hatten sie es schon versucht, seine Veste zu berennen und zu zerstören, aber immer vergebens; denn die Güntersburg war fest, lag auf einem hohen Berge im dichten Harzwalde — an dessen Fuße sich jetzt das Städtlein Güntersberg ausbreitet — und war umgeben von dicken Mauern und doppelten Wällen. Durch solche mißlungene Versuche ward Bodo aber immer dreister und ungezähmter, drückte und drängte diese Stadt immer mehr, und plagte sie unaufhörlich.

Der Krug ging aber so lange zu Wasser, bis er brach. Bodo beraubte nicht allein Vorüberziehende, schleppte sie auf die Burg, ließ sie auch wohl im Verließ elendiglich verschmachten: er machte auch auf hübsche Dirnen Jagd, zwang sie zu seinem Willen,

und fügten sie sich nicht, so mußten sie eines schmähligen Hungertodes sterben. Da nun alle Klagen und Beschwerden beim Oberhaupt des Reichs nichts fruchteten, nirgends Hülfe zu erlangen war, die Nordhäuser aber zu sehr von ihm gedrangsalt wurden, so beschlossen sie einen andern Weg einzuschlagen, um sich Ruhe zu verschaffen.

Einige Stunden von der Güntersburg lebte in einer Felsengrotte des engen Thales, das der Bodefluß schäumend durchbraust, ein Zauberer, ein mächtiger Mann, der, mit allen Naturkräften vertraut, nach Belieben die Elemente beherrschte. Aber nur Gutes zu wirken, dem Unglücklichen zu helfen, den Bösen zu strafen, übte er seine Macht. Daher war er hochgeachtet und geehrt im ganzen Land, denn auf Hülfe durfte rechnen, wer mit gerechter Sache ihn darum ansprach, so wie er des Bösewichts Zumuthungen mit Zorn und Drohungen zurückwies.

Von diesem Manne hatten auch die Nordhäuser Kunde, und bei diesem Hülfe zu suchen, beschlossen sie. Sie schickten daher Abgesandte an ihn, welche die Noth der Stadt ihm vorstellten, um seinen Beistand baten. Schon längst waren Bodo's Gräuelthaten dem Zauberer bekannt, und wartete er nur, daß Klage über

denselben bei ihm angebracht würde, um mächtig einzugreifen. Die Beschwerde der Nordhäuser kam ihm daher willkommen, und da sie eine gerechte war, so entließ er die Abgesandten mit der Zusage, daß ihnen geholfen werden solle.

Er begab sich in die Gegend der Güntersburg, ihr gegenüber, im Dickicht des Waldes, Bodo's Thun und Treiben zu beobachten, auf der That ihn zu ertappen. Aber lange Zeit war er hier vergebens, denn es zog, wie gesagt, gar selten Einer des verrufenen Wegs unter der Güntersburg hin. Endlich kam eines Morgens ein Handelsmann aus der alten Stiftsstadt Quedlinburg in frühester Dämmerung vorüber, nach Nordhausen zum Markte zu ziehen. Er saß auf einem Maulthiere, neben ihm ritt sein Töchterlein, klüglich und fein in Mannskleidung gesteckt, und hinterdrein folgte der Knecht mit zwei schwer mit Waaren beladenen Thieren. Noch vor Sonnenaufgang die verrufene Stelle zu passiren, hatte er es eingerichtet, meinend, der wilde Bodo werde da wohl noch nicht das Lager verlassen haben, und, im unglücklichen Falle, in dem Begleiter kein Mägdlein erkennen. Aber er irrte. Der Thurmwärtel lugte schon längst, und kaum gewahrte er die Vorüberziehenden, so gab er durch einen Stoß

in sein Horn das Zeichen, daß Beute zu machen sei. Flugs sprengte die Rotte hinab in das Thal, und Bodo stürzte mit gezogenem Schwert auf den wehrlosen Handelsmann ein. Iduna, das verkleidete Töchterlein, schrie laut auf, verrieth durch ihre zarte Stimme ihr Geschlecht, und sank ohnmächtig vom Maulthier. Mit teuflischer Freude gewahrte dies Bodo, befahl den Knappen, das Mägdlein auf die Burg zu tragen, und achtete nicht des Flehens und Jammerns des unglücklichen Vaters, der gern seine Waare als Lösegeld für sein Kind bot. Er mußte sehen, wie man Iduna leblos den Burgberg hinantrug und seine Waare dazu, und konnte es nicht wehren, der einzelne schwache Mann gegen solche Rotte. Nach Nordhausen aber eilte er, dort Hülfe zu suchen, zur Wiedererlangung seines Kindes Alles aufzubieten.

Doch Hülfe war schon da. Aus seinem Versteck hatte der Zauberer Alles mitangesehen, und beschloß schwere Strafe.

Die leblose Iduna hatte man in des Ritters Gemach auf ein Ruhebette gelegt, und Bodo stand eben davor, mit lüsternem Blicke die schöne Beute beschauend, da trat der Zauberer ein.

„Was wollt Ihr, wer seid Ihr?" fragte Bodo

mit barscher Stimme, unwillig, sich gestört zu sehen.

„„Ich bin Todislas, der Zauberer im Harz; komme Deine Schandthat zu bestrafen, Deinem scheuslichen Leben ein Ende zu machen. Auf, bereite Dich zum Tode!““

Noch nie waren solche Worte zu Bodo gesprochen. Er ergrimmte vor Wuth, zog sein Schwert und wollte auf den Zauberer eindringen. Der aber berührte ihn mit seinem Stäbchen, und Bodo erstarrte in der Stellung, wie er eben zustechen wollte.

„„Bösewicht““, sprach Jener, „„lange schon habe ich Deinem schändlichen Thun und Treiben zugesehen, hoffte immer, Du würdest ablassen von Deinen Gräuelthaten, Buße thun und Gott erkennen; aber Du verstockter Bube sankest immer tiefer in den Pfuhl der Sünde, häuftest Schandthat auf Schandthat. Das Mägdlein, das Du für ohnmächtig hältst, erwacht nicht mehr. Es ist todt. Sein Geist entfloh, als Du mit Deiner Rotte ihr nahtest, vom Saumthier sie fiel. Durch Dich verlor sie das Leben. Du hast es gemordet. Jetzt ist das Maaß Deiner Sünden voll, jetzt sollst Du büßen.““

Der Zauberer kniete nieder an das Lager Iduna's,

betete und sprach. „„Iduna, verklärter Engel, Dein Leben vermag ich nicht zurückzurufen, aber in meiner Macht steht es, Dir zu gestatten, daß Du auf der Erde erscheinest, Gutes zu wirken, was Deinem Herzen ja immer schon wohl that. Die Umgegend dieser Burg, wo Dein Mörder Elend und Unglück verbreitete, wo Jammergeschrei und Fluch die Luft erfüllten, sie sei Dein Wirkungskreis; da sollst Du Segen und Glück verbreiten, da soll man Dich nennen den Schutzgeist dieser Berge und Thäler, und Friede und Ruhe nur soll hier wohnen, wo sonst Bodo, der Teufel wüthete.““

Als er ausgesprochen, erhob er sich, machte mit seinem Stäbchen das Zeichen des Kreuzes. Da ward es blendend hell im Gemach. Harmonieen von Engelsstimmen ertönten, die Thüren öffneten sich, und herein schwebten vier Engelein, von Rosenlicht umflossen, hoben Iduna's Leiche auf, schwebten mit ihr zum Söller und hinüber auf den Gipfel des Berges, der Burg zur Seite. Hier betteten sie ihr ein Grab, legten sie in weiches Moos, überstreueten die geknickte Blume mit Rosen, und ein Hügel von leichter Erde erhob sich auf dem Grabe der Erblichenen.

Bodo stand während dem immerfort in Erstarrung,

hörte und sah was vorging, konnte nicht reden, aber in seinem Innern kochte und tobte es wie in einem Krater. Da trat der Zauberer vor ihn und sprach:

„„Jetzt hinab mit Dir, Du Teufel in Menschengestalt, hinab, in den Pfuhl der Hölle. Dort brenne Deine Seele in ewiger Qual, bis Gott gnädig ist und Dir vergiebt. Fort, Ungeheuer!“ “

Drei Mal bewegte der Zauberer seinen Stab in Kreisesform und verschwand.

Da begann es zu blitzen und zu krachen. Der Berg bebte, die Burg wankte, stürzte zusammen, sank in die Tiefe hinab, und, zermalt mit ihr, Bodo. Ueber ihr schloß sich der Felsen, und wenige Mauernreste bezeichneten noch die Stätte, wo die Sündenburg stand.

Die Kunde von der Vernichtung der Burg und von der wohlverdienten Strafe, die Bodo getroffen, verbreitete sich bald in der Umgegend, und Alles freuete sich dessen. Nun zog man wieder ruhig der so lange verrufenen Straße, und wer vorüber kam, dankte im Stillen dem, der das Land von jenem Unhold befreiete. Mancher hielt an, bestieg aus Neugierde die Höhe, wo die Burg gestanden, eilte aber bestürzt herab, wenn ein Mägdlein in weißer Kleidung ihm erschien, das

ein Schlüsselbund an der Seite hängen hatte, in der Hand einen Blumenstrauß hielt. Das war Iduna, die nun hier waltete; den, der sich nicht fürchtete, ihr freundlich nahte, mit ihr sprach, beschenkte, aber mit dem Schlüsselbunde schlug, der ihr übel wollte, ihrer spottete. Die Schloßjungfrau nannte man sie, denn in der Nähe der Burgstätte ließ sie sich gewöhnlich sehen.

Von ihrem Erscheinen, ihrer holden Gestalt und ihrer Freigebigkeit hörte auch ein Mönch im nahen Kloster Hagenrode, das im Selkethale lag. Neugierde, die Schloßjungfrau zu sehen, vielleicht auch unlautere Absichten, veranlaßten den alten Graukopf, den Berg der Güntersburg zu ersteigen. Mit Mühe hinangekeucht, setzte er sich auf einen Stein, Kräfte zu sammeln und lugte dabei links und rechts; aber es ließ sich keine Jungfrau sehen. Nach einer Weile stand er auf, durchkroch das Gebüsch hin und her, aber keine Jungfrau ließ sich sehen. „Hm", sprach er, „sie kommt nicht, weil ich kein junger Bursche bin; aber du sollst schon kommen!" Er zog unter der Kutte den Höllenzwang hervor, las Zauberformeln laut daraus ab, und citirte die Jungfrau zu erscheinen, wenn ein guter Geist sie sei.

Nicht lange dauert es, da trat Iduna hinter einem Busche hervor und sprach mit ernster Miene: „„Hier bin ich, was willst Du von mir?““

Der Mönch war etwas betroffen von der Erscheinung, sammelte sich jedoch bald, grinzte mit seinem faltigen Gesichte die holde Jungfrau an, und lud sie ein, sich zu ihm auf den Stein zu setzen. Die Jungfrau schüttelte.

„Du willst Dich nicht zu mir setzen", sprach er, „fürchtest Dich wohl, weil ich alt bin?"

Die Jungfrau schüttelte.

„Nicht? Nun so schenke mir was von den schönen Sachen, die Du hast, zum Andenken an Dich." — Die Jungfrau schüttelte wieder.

„Auch nicht? Du scheinest heute übel gelaunt." — Sie schüttelte.

Da stand der Mönch auf, näherte sich der Jungfrau, blickte verliebt sie an, blinzelte gar schmachtend mit seinen grauen Augen, und wollte mit den dürren Händen die weißen feinen Patschchen der Jungfrau fassen; aber das nahm sie sehr übel, machte eine böse Miene, ergriff ihr Schlüsselbund, schlug es dem Mönch ins Angesicht, daß es blutete, und jagte ihn den Berg hinab. Niemals ist er wieder gekommen, der alte

Sünder, die Jungfrau zu sehen, hatte mit dem einen Male genug.

Freundlicher war sie einem Hirten, der auf des Berges Höhe seine Ziegen weidete. Hingestreckt auf den Rasen lag er, freuete sich der schönen Weide, die seine Heerde mit den feinen Glöckchen hier fand, dachte an nichts weniger als an die Schloßjungfrau, wiewohl er oft schon von ihrem Erscheinen gehört. Da sieht er sie aber mit einem Male hinter einem Busche hervortreten, wie sie Blumen in der Hand hält, zu einem Strauße sie ordnet. Er rührt sich nicht, lauscht aber unterm Hute hervor, was die schöne Dirne wohl weiter beginnen werde. Da entfällt ihr eine Blume, was sie nicht zu bemerken scheint. Flugs springt er hinzu, hebt die Blume auf, giebt in seiner Einfalt der Blume einen Kuß, steckt sie an den Hut, tritt einen Schritt zurück und sagt mit freundlicher Bescheidenheit:

„Jüngferchen, Sie hat eine Blume verloren, will Sie sie wieder haben? hier ist sie." Er hält Hut und Blume hin. Die Jungfrau schüttelt.

„Nicht? Nun so behalte ich sie zum Andenken an Sie." Die Jungfrau nickt freundlich.

„Bedanke mich." Er küßt die Blume nochmals, und setzt den Hut auf. Da winkt die Jungfrau,

ihr zu folgen. Sie geht, und dreist folgt ihr der Hirt.

Einige hundert Schritte sind sie schweigend gegangen, da stehen sie vor einer hohen Felsenwand. Die Jungfrau schlägt mit ihrem Schlüsselbunde dran, und auf thut sich der Felsen. Viele Stufen führen hinab in die Tiefe, auf denen sie hinunter steigen. Unten geht es in einem langen, dunkeln Gange fort. Dem Hirten kommt das ganz kurios vor, doch ist er ohne Furcht und tappt ins Dunkele mit hinein. Die Jungfrau steht endlich still, klirrt mit ihren Schlüsseln, und augenblicklich öffnen sich die Flügel eines großen Thores, aus welchen eine Helligkeit strömt, die den Hirten Anfangs ganz blendet. Als sein Auge sich daran gewöhnt, tritt er durch das Thor ins Freie, und sieht vor sich ein großes schönes Schloß mit vielen hohen Thürmen.

„Ah," ruft er aus, „das ist einmal schön, so was hab' ich mein Lebtage noch nicht gesehen; da wohnt wohl ein König?"

„„Nein"", spricht die Jungfrau, „„da wohne ich. Tritt ein, sieh Dich um, und nimm von dem, was Du darin finden wirst, so viel Dir beliebt.""

„Das thue ich wohl, schönes Jüngferchen, aber Sie muß mitgehen."

„„Geh nur allein; guten Menschen, wie Du einer bist, widerfährt kein Leids darin.““

„Aber ich fürchte mich, Jüngferchen; gehe Sie doch mit, mir zu gefallen.“

Die Jungfrau lächelt. „„Geh nur allein,““ spricht sie, und — fort ist sie.

Der Hirt tritt leisen Schrittes ein, geht aus einem großen Gemach in das andere, verirrt sich fast, so viele sind deren, und staunt die Pracht und den Schmuck an, die er überall erblickt. Menschen sieht er nirgends, hört aber Vögelein zwitschern, als wäre er im Walde. In einem der letzten Gemächer liegen Kostbarkeiten aller Art auf Tischen ausgebreitet; Perlen, Ringe, Korallen, güldene Spangen und mehr so was Schönes. Das betrachtet der Hirt Alles genau, und da es ihm erlaubt ist, nimmt er eine Schnur Perlen und ein güldenes Ringelein. Nachdem er alle die schönen Sachen angesehen, geht er wieder durch alle Gemächer zurück. Vor der Thür des Schlosses findet er die Jungfrau wieder.

„Jüngferchen“, spricht er mit gar freundlicher Miene, „in Ihrem Schlößchen ist's hübsch, da gefällt's mir, da wohnte ich gleich auch.“

Die Jungfrau lächelt. „„Hast Du Dir etwas mitgenommen?““

„O ja, diese Perlenschnur, die will ich meiner Braut geben, wenn ich einmal eine habe, und diesen Ring, den will ich dem Jüngferchen zum Andenken immer am Finger tragen.“

„„Mehr hast Du nicht genommen?““

„Nein!“

„„Du bist genügsam, das muß belohnt werden. Komm, nimm mehr, ich gehe mit Dir.““

Sie gehen in das Gemach zurück, wo die Kostbarkeiten liegen. „„Hier““, spricht die Jungfrau, „„nimm mehr, nimm so viel als Du fortbringen kannst.““

„Jüngferchen, Sie ist doch allzu gut, Sie will mich zum reichen Manne machen.“

„„Nimm nur, nimm.““

„Nun, wenn Sie es nicht anders haben will, so nehme ich.“

Er öffnet seinen Ranzen, wirft weg was darin ist, und füllt ihn mit Kostbarkeiten, so auch seine Tasche, und zuletzt den Hut, den er umgekehrt in den Arm nimmt. Daß hierbei die Blume vom Hute fällt, bemerkt er nicht. Als er genug hat, will er sich bei der Jungfrau bedanken; aber die ist nicht mehr da.

„Hm", spricht er, „das Jüngferchen ist doch gar zu gut, will nicht einmal einen Dank annehmen."

Er geht. Kaum ist er aus dem ersten Gemach, so ruft es: „Vergiß das Beste nicht!" Einen Augenblick steht er, horcht, und geht weiter. Im zweiten Gemach ruft es wieder: „Vergiß das Beste nicht!" Er steht wieder still, horcht, und da er nichts weiter vernimmt, geht er durch das dritte Gemach. Da hört er zum dritten Male dieselben Worte.

„Was soll denn das heißen", spricht er, „was soll ich denn nicht vergessen? Dächte doch der schönen Sachen genug zu haben, verlange gar nicht mehr." Aber stärker ruft es jene Worte und immer stärker, bis er vor des Schlosses Eingang steht. Da vernimmt er nichts weiter, geht durch den dunkeln Gang zurück, die Stufen hinan, tritt aus der Felsenkluft ins Freie und kommt wieder zu seinen Ziegen.

Um alles Mitgenommene genau zu betrachten und durchzumustern, setzt er sich unter einem schattenden Baume nieder und öffnet zuerst den schweren Ranzen. Aber wie wird ihm, als dieser nicht mehr die eingesteckten Kostbarkeiten, sondern nur Früchte aller Art enthält, als er nichts Anderes auch aus den Taschen hervorzieht, und selbst im Hute nur kleine saure Kirschen liegen.

„Was ist das?" ruft er verwundert aus. „Hat mich das Jüngferchen zum Besten haben wollen? Das wäre nicht fein. Ich verlangte ja nichts von ihren Kostbarkeiten, war ja mit den Perlen und dem Ringlein zufrieden; oder hat sie die vielleicht auch in Beeren verwandelt!" Schnell greift er in die Seitentasche und zieht zu seiner großen Freude Perlen und Ring hervor. „Immerhin", spricht er weiter, „sind auch die andern Kostbarkeiten keine mehr, so habe ich doch noch, was ich zuerst nahm. Bin zufrieden damit, wollte ja ohnehin nicht mehr."

Er steht auf, nach Haus zu treiben, denn der Abend dunkelt heran. Die schlechten Kirschen wirft er aus dem Hut, dreht diesen, nach der Blume zu sehen, aber — die war fort. „O, meine schöne Blume, die habe ich verloren, die muß ich wieder haben." Er geht sie zu suchen, bis an den Felsen hin, findet sie aber nicht. Er pocht am Felsen an; der öffnet sich nicht. Er ruft: „Jüngferchen, ich habe in Ihrem Schlosse die Blume verloren, gebe Sie sie mir wieder!" aber es antwortet Niemand. Betrübt geht er zurück, und folgt der Heerde still nachdenkend. Da fällt es ihm wie Schuppen von den Augen, und er ruft aus: „Nun weiß ich, was ich nicht vergessen sollte.

Die Blume war es, die schöne Blume. Ja, ja, so ist's, und da ich des Zurufs nicht achtete, so hat das Jüngferchen, mich zu strafen, ihre Kostbarkeiten in Früchte verwandelt. Nun, ich will zufrieden sein mit dem was ich habe; warum habe ich nicht Acht gehabt auf die Blume, und, hat mir das Jüngferchen auch nichts von ihren schönen Sachen gelassen, 's ist drum doch ein gutes Jüngferchen."

Als er aus dem Walde tritt, dreht er sich, ruft nochmals mit wehmüthiger Stimme: „Jüngferchen, gebe Sie mir doch die Blume wieder!" Aber keine Jungfrau erscheint. Die Blume ist fort und bleibt fort. Und so oft er auch seine Heerde dahin treibt, wo die Jungfrau erschien, so oft er auch zum Felsen geht, die Blume zurück verlangt, nur das Echo giebt ihm die Worte zurück, und nie sah er die Jungfrau wieder.

Der Stock im Eisen.

Wer in Wien war, den leitete der Führer gewiß auch nach dem „Stockimeisenplatz," hier ihm eines der Wahrzeichen der großen Stadt schauen zu lassen, den „Stock im Eisen." Es ist dieses ein sieben Fuß hoher Baumstamm, der mittelst eines eisernen Ringes und eines Schlosses, das Niemand öffnen kann, an ein Haus befestigt ist. Ueber und über ist er mit eingeschlagenen Nägeln bedeckt, und das schon längst so ganz, daß vom Holze gar nichts mehr zu sehen ist, und selbst für das kleinste Nägelchen kein Plätzchen mehr zu finden sein würde.

Der Fremde fragt: „Was ist das, was bedeutet dieser Stamm?" und der Führer, ist er gut unterrichtet, erzählt ihm Folgendes vom Stock im Eisen.

Herzog Leopold der Heilige ließ sich ein Jagdschloß im Wiener Walde erbauen, der damals über die ganze Fläche sich ausbreitete, welche jetzt die Häuser der großen Kaiserstadt bedecken. Alles wurde darin auf's Prächtigste eingerichtet, viel Gold und Silber dabei verschwendet, denn der Herzog hatte dergleichen genug. Unter den vielen Arbeitern befand sich ein Schlosserlehrling, ein pfiffiger, verschmitzter Bursche. Der mußte eines Tags ein Kästchen mit vielen übergüldeten Nägeln nach dem Bau hintragen, welche an den Schlössern der Thüren verwendet werden sollten. So viel hatte er schon gelernt, Messing von Gold zu unterscheiden, und da gewahrte er auch alsbald, daß der Meister ihm Kostbares anvertrauet hatte. Mit lüsternen Blicken besah er auf dem Wege den Schatz, überzählte die Nägel und fand, daß es ein und sechszig waren. „Da hat sich gewiß der Meister verzählt", sprach er; „ein Schock wird er haben einlegen wollen und hat einen zu viel eingelegt. Den werde ich für mich behalten, das kann er nicht merken," und flugs spazierte der in seine Tasche. Als er zur Stelle kam, lieferte er das Kästchen ab; der Meister überzählte die Nägel, bemerkte nichts dabei, und so mochte wohl die Vermuthung des Burschen richtig sein.

Nach dem Feierabend ging er den gewöhnlichen, ihm wohlbekannten Weg durch den Wald nach seiner Wohnung zurück. Als er eine ganze Weile gegangen, kam es ihm vor, als wäre er vom rechten Wege abgekommen. Er kehrte wieder um, gerieth aber mehr noch ins Dickicht hinein, wußte nun gar nicht, wo er war, und kam immer wieder an einen großen, starken Baum zurück, von dem er zwei Mal schon rückwärts gegangen zum Auffinden des Wegs. Als er nun zum vierten Male dabei stand, war er von Angst und vom vielen Laufen so erschöpft, daß er sich unter dem Baume niedersetzte, weinte und jammerte, die Nacht hier zubringen zu müssen. Furcht vor den Wölfen, die es im Walde gab, ließ ihn nicht schlafen, und dazu gesellten sich bald auch Gewissensbisse. Er sah ein, daß er sich durch die Entwendung des Nagels sehr vergangen, und weinte gar bitterlich. Wie er es anfangen solle, sein Gewissen zu beruhigen, das Geschehene wieder gut zu machen, darüber konnte er mit sich nicht auf's Reine kommen. Behalten wollte er den verdammten Nagel nicht, er brannte ihm in der Tasche wie eine Kohle; ihn aber dem Meister zurückgeben, seine Sünde gestehen, das wollte er auch nicht; der würde ihn aus der Lehre jagen und dann sei er

für seine ganze Lebenszeit ein geschlagener Mensch. Mit diesen Gedanken quälte er sich die ganze Nacht hindurch, und schlief nicht.

Als der Tag anbrach, stand er auf, nahm den Nagel aus der Tasche, besah ihn lange wohlgefällig, schwankend, was er nun thun, wegwerfen, zurückgeben, oder ihn als Eigenthum behalten solle. Endlich rief er aus: „Behalten mag ich ihn nicht; zurückgeben auch nicht; also — wegwerfen? — Nein, das wäre schade. Ich schlage ihn in den Stamm des Baums, unter welchem ich die Nacht zugebracht; das beruhigt mein Gewissen, und damit sei die Sache abgethan." Er schlug den Nagel unten in den Stamm. Als er den letzten Schlag gethan, sich umdrehte zu gehen, da stand der leibhafte Satanas neben ihm.

Der Bursche that vor Schrecken einen gewaltigen Schrei und wollte fortlaufen. Da sprach Satanas: „Bleibe, ich thue Dir nichts." Der Bursche blieb, und Jener sprach weiter: „Den gestohlnen Nagel hast Du eingeschlagen, das ist keine Kunst. Könntest Du aber wohl einen solchen Nagel machen, so wie ein Schloß, welches diesen Baum vor Axt und Säge schützten, so wäre Dir für immer geholfen."

Der Bursche hatte Muth gewonnen und antwortete: „„Hätte wohl Lust, dergleichen zu machen, aber ich verstehe es nicht. Willst Du es mich lehren?““

„Topp", sagte der Böse, „das will ich, komm."

Im Hui waren Beide in des Teufels Schmiede. Da schloß der Böse einen Bund mit dem Burschen auf Leben und Tod, und nun lernte dieser Schlösser machen von so wunderbarer Einrichtung, wie kein Schlossermeister in der Welt es je vermocht hat. Diese Geschicklichkeit des Burschen wurde bekannt, und da hatte dieser, nun Meister seiner Kunst, gewaltigen Zulauf und verdiente viel Geld, denn Jeder wollte solch ein Schloß haben. Auch einen goldenen Nagel, wie der seinem ehemaligen Meister entwendete, fertigte er, zu zeigen, daß er auch solche Arbeit liefern könne. Diesen schlug er neben jenem Nagel in denselben Baumstamm, sägte dann den Baum in der Höhe von einer Elle vom Boden ab, so daß nur ein Stock davon stehen blieb, umgab diesen mit einem starken eisernen Ring und hing ein künstliches Schloß daran, das Niemand zu öffnen vermochte.

Der Bursche lebte herrlich und in Freuden, denn an Gelde fehlte es ihm nicht. Daß er aber mit dem Satan den Vertrag eingegangen, das ging ihm doch

zuweilen im Kopfe herum. Er bereute das gethan zu haben, und wäre gern des Vertrags quitt gewesen, obgleich die Zeit, auf welche er abgeschlossen, noch lange nicht abgelaufen war. Die verging aber auch, und je näher der Termin rückte, wo der Böse ihn als sein eigen heimführen konnte, desto fleißiger ging er, und täglich wenigstens ein Mal, in die Kirche, die Messe zu hören, wohl wissend, daß er dadurch jedes Mal auf vier und zwanzig Stunden gegen die Anfechtungen des Bösen geschützt sei. Konnte dieser nun aber auch ihm nichts anhaben, so lauerte er ihm doch stets auf, ihn mit List zu fangen.

Eines Tags, als der Bursche auch in die Kirche gehen wollte, die Messe zu hören, ward er durch Bekannte veranlaßt, mit diesen einen Weinkeller zu besuchen. Da wurde gegessen, getrunken und gescherzt in lustiger Compagnie, und der Messe vergessen. Endlich fiel es ihm ein, daß er diese versäumen könne, und flugs sprang er auf, und rannte fort. Unterwegs begegnet ihm ein altes Weib, die fragt: „Wohin so schnell?“ In die heilige Messe. „Da kommt ihr zu spät, die ist schon gelesen.“

Der Schlosser läßt sich bethören, glaubt, wie die Alte sagt, kehrt um, und geht wieder in den Keller,

noch ein Glas zu trinken. Die früher mit ihm zechten, sind fort. Er setzt sich allein hin. Da tritt zur Thür herein das alte Weib, läßt ihre Hüllen fallen, und der leibhafte Satanas grinzt den Schlosser an, der erschrocken aufspringt, zu entfliehen. Aber fest hält ihn mit der Kralle das Ungethüm, spricht hohnlächelnd: „Jetzt, Bursche, sollst Du mir nicht entgehen," dreht im Hui ihm den Hals um, und hängt ihn an einen Haken in der Wand.

Lange Zeit darnach, als die Stadt Wien immer größer geworden, verschwand der Wiener Wald ganz, und Häuser standen nun da, wo er sich früher ausbreitete. Den Baumstamm mit den Nägeln hatte man stehen lassen als ein Wahrzeichen, bis wie weit der Wald gegangen. Unter den Schlossern weit und breit war dieser Stamm oder Stock im Eisen bekannt als eine Merkwürdigkeit der Kaiserstadt, und wenn ein Schlosser auf der Wanderschaft nach dieser großen Stadt kam, so suchte er den „Stock" auf, und schlug einen Nagel in denselben. Das versäumte Keiner, und es wurde zur Ehrensache unter den Schlossern, dies gethan zu haben. Der Stamm ward hierdurch nach und nach so ganz mit Nägeln bedeckt, daß endlich für keinen Nagel mehr Raum übrig blieb,

und mit einer Rinde von Nagelköpfen er umgeben war.

Das kunstvolle Schloß, das zu seiner Zeit der Schlossermeister an den Ring um den Baumstamm gelegt, war später abhanden gekommen, man wußte nicht wie. Damit nun der alte Ring fernerweit den Baumstamm umgäbe, nicht auch abhanden käme, beschloß der hochweise Rath der Stadt Wien, ein neues Schloß fertigen zu lassen, und daran zu legen. Ein fremder Schlosser, der aus weiter Ferne her war, dessen Vaterland Keiner kannte, hörte das und bat, man möchte ihm die Arbeit übertragen, er wolle ein Schloß fertigen, und an den Ring legen, das Niemand solle öffnen noch davon stehlen können. Der hochweise Rath war das zufrieden, übertrug ihm die Arbeit, und binnen wenigen Tagen hing das Schloß am Stamm. Es wurde besehen, gut und schön gearbeitet gefunden und der Schlosser gefragt, was er für seine Arbeit verlange. Da machte der eine solche hohe und schier unerschwingliche Forderung, daß die Rathsglieder erschraken und sich des weigerten. Und wie sie nun fest dabei verblieben, daß solche Forderung sie nie bewilligen würden, da nahm der Schlosser den Schlüssel, warf ihn mit einem schweren Fluche hoch in die Luft,

und — verschwand zum Entsetzen Aller, denn der Schlosser war kein Mensch, es war der Teufel selbst. Der Schlüssel soll noch heute zur Erde fallen.

Nun lag zwar ein Schloß am eisernen Reif, aber Keiner vermochte es zu öffnen, so viele Schlosser es auch versuchten. Da machte der Magistrat bekannt, daß derjenige, welcher einen Schlüssel zum Schlosse fertige, womit es zu öffnen sei, einen hohen Preis erhalten solle. So viele Schlosser nun auch damals in Wien waren, alle versuchten ihr Heil, den Preis zu gewinnen, aber keinem gelang es. Denn wenn sie einen Schlüssel so weit hatten, daß er zur Vollendung noch einmal in das Kohlenfeuer mußte, so war der Bart jedes Mal umgedreht, wenn sie ihn wieder herausnahmen. Jedem der Schlosser ging das so, und wenn er auch zehn Mal noch den Schlüssel von Neuem bearbeitete. Da wurden alle tückisch und ärgerlich, und meinten: der Teufel müsse dabei im Spiel sein. Und so war es auch. Der Teufel wollte nicht, daß sein Schloß solle geöffnet werden können, drum ließ er keinen Schlüssel gerathen.

Bei einem der Schlossermeister war ein Lehrbursche, auch ein pfiffiger, verschmitzter Kopf. Der denkt und denkt darüber nach, ob es denn gar nicht möglich sei,

einen Schlüssel, der schließen müsse, zu fertigen, und, wenn der Teufel wirklich den Bart immer herumdrehe, wie dies zu hindern sei, denn den ausgesetzten Preis zu verdienen und zugleich alle Schlossermeister zu beschämen, das reizte ihn gar zu sehr. Nachdem er so einige Tage simulirt hat, wie das anzufangen sei, geht ihm plötzlich ein Licht auf, und er hat es weg. In den Abendstunden, wo nicht mehr gearbeitet wurde, Meister und Gesellen ausgegangen sind, arbeitet er ganz in der Stille einen Schlüssel, setzt mit dem Loth den Bart verkehrt an, und bringt ihn so in das zur Gluth angeblasene Kohlenfeuer. Der Böse, unsichtbar auflauernd, wo ein Schlüssel verfertigt ward, war gleich bei der Hand, drehte den Bart herum, und — da war er betrogen, denn nun saß der Bart an der rechten Stelle, wo er sitzen mußte. Als der Bursche nun den Schlüssel aus dem Feuer nimmt, und sieht, daß er recht spekulirt hat, der Schlüssel ist, wie er sein muß, springt er deckenhoch vor Freuden. Andern Tags läßt er sich beim ehrsamen Magistrat anmelden, legt den hochweisen Herrn den Schlüssel vor. Diese senden sogleich eine Deputation nach dem Stock im Eisen, zu prüfen, ob das Schloß mit dem Schlüssel zu öffnen sei, und da die Nachricht zurückkommt: der

Schlüssel schließe, so wird dem Burschen auf der Stelle der ausgesetzte Preis gezahlt, ihm auch das Meister- und Bürgerrecht ertheilt. Die Schlosser aber, die wollen schier schwarz werden vor Aerger, daß ein Lehrbursche klüger gewesen ist als sie alle.

In neuern Zeiten ist jedoch dieser Schlüssel auch wieder verloren gegangen, und kein neuer angefertigt worden. Der Stock im Eisen steht aber noch auf den heutigen Tag, und, findet auch der wandernde Schlossergeselle kein Fleckchen mehr daran, einen Nagel einzuschlagen, so besieht er doch den Stock, um sagen zu können: ich habe das Schlosser-Wahrzeichen von Wien gesehen.

Der Hennegraben auf Burg Windeck.

Es war im Jahre 1370, als durch den Tod des Bischofs von Straßburg der Stuhl dieses hohen fürstbischöflichen Stiftes erledigt ward. Sich darauf niederzulassen, mit dem Krummstabe das schöne Land zu regieren, darum stritten der Domprobst und der Dechant des Stiftes. Ersterer hieß Hanemann von Kyrburg, Letzterer Johann von Ochsenstein. Jenem standen seine Brüder, die Grafen von Kyrburg, dann Reinhard von Windeck und Andere noch bei, und dieser hatte nicht minder großen Anhang und Hülfe auf seiner Seite. Beider Heere kämpften mächtig gegen einander an, doch ohne den Streit dadurch zu entscheiden, denn ihre Kräfte waren sich stets gleich. Da suchten die Kyrburger durch List die Oberhand zu gewinnen und beschlossen, den Ochsenstein auf gute Manier zu fan-

gen und wegzuschleppen. Es gelang ihnen. Einige fanden sich im Hofe seiner Wohnung in Straßburg ein, gaben vor, dem Domdechant Ochsenstein ein geheimes Schreiben, aber nur in seine eigenen Hände, übergeben zu wollen, und veranlaßten dadurch, daß dieser sonder Argwohn herab und in den Hof kam. Kaum war er aber über die Schwelle der Thür, so fielen sie über ihn her, verstopften ihm den Mund, trugen ihn durch Seitenstraßen bis an die Ill, wo er in einen bereit gehaltenen Kahn geworfen, dem Rheine zugefahren und auf die Burg der Windecker gebracht ward, wo man ihn stark bewachte.

Unter der Burg Windeck, im Dörfchen Wolfhag, wohnte um diese Zeit ein altes Mütterchen. Sie kannte viele verborgene Dinge, besonders die geheimen Kräfte der Wurzeln und Kräuter, heilte damit Kranke und Gebrechliche, und hieß daher in der ganzen Umgegend das kluge Waldweiblein. Selbst die wilden Thiere des Waldes schienen sie zu achten, näherten sich ihrer Wohnung nie, noch thaten sie dem, wie ein verklärtes Wesen umherschleichenden Weiblein etwas, dessen ganzer Reichthum einige weiße Hühner von ungewöhnlicher Größe waren, die ihre Nahrung im nahen Walde fanden.

Eines Tags saß die Alte vor ihrer Hütte, sich Wurzeln reinigend zu ihrem Mittagsbrote. Da kamen zwei wunderschöne Knaben, durch des Waldes Dickicht sich drängend, vorüber, und blieben stehen, die alte Gestalt zu betrachten.

„Grüß Euch Gott, Kinder", sprach diese. „Ihr scheint müde und ermattet zu sein. Wartet, ich will Euch Brot und Milch geben, Euch erquicken."

Die Knaben blieben gern, denn sie hungerte, und die Alte kam bald zurück und brachte was sie geboten. Die Kinder setzten sich. Das jüngere, gegen dreizehn Jahre alt, ließ es sich wohlschmecken, und da die Alte fragte: wie sie hierher in diese Einsamkeit kämen, und was sie bei ihr wollten, antwortete dieses: „„Wir wollen auf die Burg Windeck und suchen den Weg dahin.""

Der ältere Knabe aß nicht, sah ernst und betrübt vor sich hin, und zuweilen rollte ihm eine Thräne über die Wange. Dies zu verbergen, ging er zu einer in der Nähe sprudelnden Quelle, und feuchtete mit dem frischen Bergwasser seine Augen, und die mit Jugendfrische glänzenden Wangen. Dem Mütterchen fiel das auf; es schaute dem blonden Knaben in seine großen himmelblauen Augen, hob den Zeigefinger auf

und sprach, ihm freundlich drohend: „Hör' einmal, Du bist kein Knabe, Du bist sicher ein Mägdlein."

Die Knaben schwiegen und sahen scheu zur Erde.

„Na", fuhr jene gutmüthig fort, „habt Zutrauen zu mir, Kinder. Sagt, wie heißen Eure Eltern, und entdeckt mir, was Ihr auf Burg Windeck wollt."

Da weinten die Knaben beide, und der ältere sprach: — „„Wohl bin ich ein Mädchen, heiße Imma von Erstein, und das da ist mein Bruder. Unser Ohm, der Dechant von Straßburg, hat uns erziehen lassen, und väterlich für uns gesorgt. Jetzt haben ihn aber die bösen Menschen gefangen, und da oben auf die Burg Windeck gebracht, und da wollten wir hin, den Burgherrn zu bitten, daß er unsern Wohlthäter frei lasse.""

„Ihr guten, lieben Kinder! bringt Ihr auch das Lösegeld mit?"

„„Ach nein! Aber ich habe hier ein Kreuz von Diamanten, das meine selige Mutter mir gab, — sie zog es aus dem Busen, und zeigte es, — das will ich dem Windecker Herrn geben. Es ist viel werth."

„Aber noch nicht so viel, als der Windecker verlangen wird."

„„Nun, dann bitte ich ihn, daß er uns so lange als Geißeln behält, bis sich mein Ohm gelöst haben wird.““

„Ihr seid gar liebe, gute Kinder, die Gott beschützen und segnen wird. Als Geißeln aber Euch anzubieten, nein, das sollt Ihr nicht. Ich will Euern Ohm loskaufen.“

„„Ihr?““ riefen verwundert die Kinder aus.

„Ja, ja, ich. Hört mich. In voriger Nacht habe ich zwei Kundschafter, welche die Straßburger ausgeschickt, belauert. Sie schlichen um die Burg herum, und aus ihren Reden konnte ich vermerken, daß sie die schwächste Stelle der Burg erforschen wollten; denn die Straßburger wollen nächstens ausrücken, die Burg zu nehmen. Sie hatten auch richtig diese Stelle aufgefunden, welche dort am Tannenwalde ist, wo das steinerne Kreuz steht. Ich will Euch nun den Weg zeigen, der Euch sicher zur Burg leitet. Seid Ihr oben, so laßt Euch zum Ritter Reinhard bringen und sagt ihm: er solle eiligst, und wo möglich heute noch, an jener schwachen Stelle einen tiefen Graben aufwerfen lassen, denn die Straßburger kämen gewiß in nächster Nacht schon.“

Da sprachen die Kinder: „„Das wollen wir wohl thun. Wird aber auch der Ritter unsern Ohm losgeben?““

„Ich gebe Euch ja das Lösegeld mit", erwiederte die Alte, und klatschte zugleich in die Hände. Im Augenblick flogen und liefen von allen Seiten ihre weißen Hühner herbei. Eines davon nahm sie und gab es Imma mit den Worten: „hier ist das Lösegeld. Bringt die Henne dem Ritter Reinhard, und er wird gewiß euern Ohm frei geben."

Die Kinder sahen sich und die Alte verwundert an, nicht wissend, ob solche Rede Scherz oder Ernst sein solle. Das merkte die Alte und sprach:

„Ja, ja, das ist mein voller Ernst, kein Spaß. Thut nur, wie ich Euch sage. Sagt ihm auch, er solle heut Abend, nach Untergang der Sonne, die Henne beim Kreuz niedersetzen, wo die Feinde den Angriff machen würden, denn ich wüßte recht gut, daß er auf der Burg nicht Hände genug habe, schnell den Graben so tief und breit als nöthig machen zu lassen, meine gute Henne werde das aber schon zu Stande bringen."

Dabei streichelte sie das Thier, und sang ihm mit leiser Stimme ins Ohr.

Höre, was ich sag:
Wenn sich neigt der Tag,
Wenn die Eule schreit,
Gräbst du tief und breit,

Scharrst die Erd' heraus
Bis zu des Todten Haus,
Bis zu dem Heldenschwert,
Das nie der Rost verzehrt.
Geh, und noch vor Mitternacht
Hast du schon das Werk vollbracht.

Nun reichte sie Imma die Henne hin, sie auf die Burg zu tragen, was diese mit einigem Widerwillen und Grauen vor dem wunderbaren Thiere that, und nur, weil die Alte so freundlich, so mütterlich und herzlich gegen sie war. Der Bruder aber war ohne Furcht, und freuete sich schon des Schauspiels, das die Henne geben werde.

Die Kinder gingen nun den Burgweg hinan. Kaum hatten sie die Hälfte des Wegs zurückgelegt, als ihnen ein junger, schlanker Ritter begegnete. Er war von hoher edler Gestalt, und obgleich der stille Ernst in seinem Wesen der Jungfrau einige Bangigkeit verursachte, so benahm ihr doch bald der milde Ton seiner Stimme jede Besorgniß.

„Wer seid ihr, liebe Kinder", redete er sie an, „was wollt ihr auf meiner Burg?"

Imma antwortete nicht ohne Aengstlichkeit: „„Edler Herr, Ihr haltet unsern Ohm, den Dechant von Straßburg, auf Eurer Burg gefangen, der uns Vater

war, denn unsere Eltern sind todt, und er sorgte väterlich für uns. Bitte, gebt ihn frei, und behaltet uns dafür als Geißeln.""

Thränen liefen ihr bei diesen Worten über die Wangen, und auch der Ritter konnte seine Rührung nicht verbergen. Mit liebevollen Blicken betrachtete er die Kinder, besonders Imma, und reichte ihnen die Hand.

„Ihr seid brave, liebe Kinder", sprach er, „dafür wird Gott es euch auch wohl ergehen lassen auf Erden, so lange ihr lebt."

Drauf fragte er, was sie mit der weißen Henne wollten, und Imma erzählte, was die Alte ihr gesagt, und wo sie nicht recht fort konnte, da half der Bruder ein, denn Imma wurde verlegen, da der Ritter mit steigender Aufmerksamkeit die Worte von ihren holden Lippen nahm, und gleich ihr erröthete, als sie des Umstandes gedachte, ein Mägdlein zu sein.

„Edle Jungfrau", sprach der Ritter mit dem zärtlichsten Ausdruck in seinen Mienen, und faßte dabei Imma's Hand; „unter Gottes Geleite seid ihr bis hierher gekommen, unter seinem Schutze und dem meines Armes sollt ihr auf meiner Burg weilen und auch wieder zurückkehren. Ich bringe euch jetzt zu Euerm

Ohm, daß er durch den Anblick seiner guten, lieben Kinder überrascht, erfreuet werde, an seine Brust euch drücke."

Sie stiegen nun mit dem Ritter aufwärts der Burg zu, und Imma hielt die Henne im Arm. Ueber Wälle und Graben gingen sie, durch enge Pforten, unterirdische Gänge, und endlich über die Zugbrücke in den Burghof. Auf einer Wendeltreppe führte sie der Ritter hinan über einen langen Gang und durch viele Gemächer, bis vor die Thür des Gemachs, worin sich der Dechant befand.

Der Ritter schob die Riegel weg, schloß die Thür auf und öffnete sie. Der Dechant stand eben am Fenster, und blickte hinaus in die herrliche, am Fuße des Berges sich lagernde Landschaft. Da stürzten sich die Kinder zu den Füßen des von stummem Staunen ergriffenen Ohms, umfaßten, vor Freude weinend, seine Knie, sagten ihm schluchzend, daß sie als Geißeln für ihn hier bleiben wollten, und dieser, in Freude und Entzücken aufgelöst, drückte sie, die guten Kinder, mit höchster Rührung an seine Brust. Da brach dem Ritter das Herz. Er sprach:

„Traun, ehrwürdiger Herr, Ihr seid frei; weilet aber hier noch bis morgen, wo ich meine Feinde auf's

Haupt geschlagen haben werde, dann aber zieht in Frieden gen Straßburg mit euern Engelskindern."

Und nun eilte er hinaus, die Vertheidigungsanstalten der Burg zu leiten. Die schwache Seite derselben am Tannenwalde kannte er sehr gut, ließ daher schon seit einigen Tagen an einem Graben arbeiten, war aber nicht ohne Besorgniß gewesen, daß der Feind früher heranrücke, als er damit fertig sein werde. Des Waldweibleins Sendung und Botschaft war ihm daher sehr willkommen. Und da er die lange Erfahrung der steinalten Nachbarin, und ihre tiefen Kenntnisse der unerklärbaren Kräfte der Natur kannte, wußte, daß sie schon oft kurzsichtigen Menschen mit Rath und kräftiger, an das Unbegreifliche reichender, That da ausgeholfen, wo kein Ausweg mehr zu finden schien, so hatte auch er das größte Zutrauen zu ihren Worten, und folgte ohne Weiteres ihren Anschlägen.

Als nun die ersten Sternlein am Himmelsbogen blinkten, da nahm er die weiße Henne auf den Arm und sprach zu ihr:

Nun scharre, liebes Hennelein,
Scharr fleißig in die Tiefe 'nein,
Damit der Feinde Macht ich breche
Und meines Ahnen Schwert mich räche.

und trug sie hinab zum Todtenkreuze, das den Ort

bezeichnete, wo sein Großvater im Zweikampf mit einem Straßburger gefallen und beerdigt war. Hier setzte er sie nieder, und, so wie sie den Boden berührt hatte, begann sie zu scharren und zu kratzen, daß Erdhaufen und Felsstücken nur so umherflogen, Höhen und Tiefen bildeten zu einem breiten Graben und steilen Walle.

Als auf dem Burgthurme die Uhr zwölf geschlagen, ging der Ritter hinab, zu schauen, wie weit die Henne mit ihrer Arbeit gekommen. Aber wie erstaunte er, als er gerade hier, wo seine Veste am wenigsten gesichert war, einen so tiefen, breiten Graben mit völliger Brustwehr, fix und fertig fand. Unten im Graben saß die Henne und ruhte. Sie liebzukosen und ihr in so kurzer Zeit vollendetes Riesenwerk näher zu beschauen, stieg er hinab. Indem er sich nun bückte, das Thier zu streicheln, gackerte es, und scharrte immer fort auf einer Stelle. Dem Ritter fiel das auf, er sah scharf dahin, und gewahrte, daß die Henne ein Schwert von der Erde entblößt hatte. Als er es hervorzog, erkannte er es, nicht ohne große Freude, als das seines Großvaters, welches man diesem, dem hier Gefallenen, mit in das Grab gegeben. Von tiefer Rührung ergriffen, küßte er das ihm theure Klei-

nod, wollte nun auch noch der Henne durch Streicheln seine Dankbarkeit für das Aufdecken desselben bezeigen, aber — die war fort.

Der Ritter kehrte in die Burg zurück, verwahrte sorgfältig das Schwert seines Ahnen, und traf sofort alle Vorkehrungen zur Vertheidigung seines Sitzes; denn, daß die Straßburger bald anrücken würden, davon hatte er sichere Kunde. Sie kamen auch wirklich mit anbrechender Morgenröthe, ihre Hauptkräfte auf die ihnen bekannte schwachverwahrte Stelle der Burg richtend. Doch wie erstaunten sie, gerade hier, wo sie leicht einzudringen hofften, die sorgfältigste Verwahrung, unübersteigliche Hindernisse zu finden. Das hielt sie indessen nicht ab, den Sturm zu beginnen. In großen Massen stürzten sie sich in die Gefahr, fanden aber den Tod. Alles ward niedergemetzelt, und nur wer floh, rettete das Leben. Um die Mittagszeit war kein lebender Feind mehr zu sehen, der Todten aber lagen genug im Hennegraben.

Als der Kampf vorüber, der Ritter siegreich in die Burg zurückgekehrt war, wo Alles jubelte und große Freude herrschte, da trat er in das Gemach des Dechanten, der mit den Kindern dem Kampfe aus dem Fenster zugesehen hatte.

„Ehrwürdiger Herr", redete er ihn an, „der Feind ist geschlagen, der Sieg mein und Viele der Straßburger sind geblieben, dennoch halte ich mein Wort; Ihr seid frei. Zieht in Frieden. Ich lasse Euch heim geleiten, auf daß kein Leids Euch widerfahre. Eins aber müßt Ihr mir gewähren, das ich bitte."

„„Gern"", erwiederte der Dechant, „„so es in meinen Kräften steht, denn dankbar möchte ich mich gern gegen Euch, biederer Mann, bezeigen. Sprecht, was soll ich thun?""

„Gebt mir Imma zum Weibe!"

Betroffen trat der Dechant einen Schritt zurück, denn solche Bitte hatte er nicht erwartet. Mit forschendem Blick sah er den Ritter an, und Imma, die hocherröthend an des Ohm Brust sich warf.

Der Ritter sprach wieder: „Ihr habt Vaterstelle bei diesen lieben Kindern vertreten, von Euch nur kann ich daher das väterliche Jawort erhalten. Sprecht es aus und — Ihr macht mein Glück, denn nur im Besitze dieses Engelkindes kann ich glücklich sein." Dabei wandte er sich zu Imma, ergriff ihre Hand, und drückte sie an seine Brust mit den Worten: — „Nicht wahr, Imma, Du bist mir gut wie ich Dir? Du willst mein Weib sein?"

Forschend schauete der Dechant in die schönen Augen der Imma, zu lesen, was er thun, was er dem Ritter antworten solle. Da umschlang Imma ihren Ohm, flüsterte leise ihr „Ja" ihm zu, und dieser sprach es laut aus dem glücklichen Ritter.

Ein fröhliches Mahl gab dieser noch seinen lieben Gästen; dann trugen drei Saumrosse, geleitet von Reisigen, sie nach Straßburg. Vier Wochen später ward der Dechant als Erzbischof von Straßburg eingesetzt, und bald darauf legte er selbst im hohen Münster die Hände des Ritters von Windeck und seiner Imma in einander.

Noch jetzt führt eine Stelle bei der Burg Alt-Windeck im Lande Baden den Namen: Der Hennegraben.

Der Ring ehelicher Treue.

Auf einer Wanderung durch den schauerlichen Schwarzwald in Schwaben überfiel mich, in der Nähe des Dorfes Kirchgarten, ein heftiges Gewitter, von Regen und Hagel begleitet. Ich flüchtete in das Dorf, und in das erste Haus, das ich erreichen konnte. Es war die Wohnung des Küsters des Oertchens, der gastfreundlich mich aufnahm, mit Milch und Brot mich erquickte, und durch Mittheilungen über sein Dörfchen und dessen Umgebung die Zeit mir zu kürzen suchte. Das Wetter hielt lange an, und der Unterhaltungsstoff ging ihm aus.

Gegenüber dem Hause lag die Kirche des Dorfes, im Aeußern ein hohes Alter bezeichnend.

„Ihre Kirche scheint ein Bau der grauesten Vorzeit

zu sein", sprach ich; „giebt es darin nichts Alterthümliches, das des Beschauens werth wäre?"

„„Ei ja wohl"", erwiederte der Küster, mit freudiger Aufwallung, daß durch meine Frage ihm neuer Stoff gegeben war, mich zu unterhalten. „„Eine große Merkwürdigkeit besitzt diese Kirche, einen Grabstein aus dem vierzehnten Jahrhundert, den muß ich Ihnen zeigen.""

Wir traten ein in die Kirche, und der Küster führte mich zu einem in die Wand eingemauerten Denkstein. Darauf stand, auf einem Löwen, ein Ritter im Panzerhemde mit Schild, Schwert und Dolch, das Haupt an einen Helm gelehnt, worauf zwei Vögelköpfe waren. Im Schilde zeigte sich ein Falke. Den Rand des Grabsteins umgaben in Mönchsschrift die Worte: **Anno domini 1343 4to idus maji, obiit dominus Cuno de Valkenstein, miles.**

„„Dieser Kuno von Falkenstein, dessen Gebeine hier ruhen"", sprach der Küster, „„war Herr der Burg Falkensteig, deren Ruinen noch jetzt auf der Anhöhe über unserm Dorfe zu sehen sind. Eine wunderbare Begebenheit im Leben desselben, worauf die Vögelköpfe auf dem Helm, und der Löwe, auf dem er steht, deuten, macht diesen Grabstein zu einer Merkwürdigkeit, und

erhält bei der Nachwelt das Andenken an das seltsame, übernatürliche Schicksal dieses Ritters.""

Ich war begierig, dies kennen zu lernen, bat den Küster um Mittheilung, wozu er bereit war. Wir setzten uns in der Kirche nieder und er erzählte:

Am Schlusse des dreizehnten Jahrhunderts lebte auf jener Burg Falkensteig Ritter Kuno von Falkenstein. Auf einem unzugänglichen Felsgipfel hatte er sich diese Veste erbauet, fest und gewaltig, wie die damalige Zeit, gesichert durch Wall und Gräben gegen jeden Ueberfall. In glücklicher Ehe lebte er mit seiner Hausfrau viele Jahre lang, denn sie hatten Alles, was ihr Herz wünschte, kannten nicht Mangel, nicht Noth, waren dabei gottesfürchtig, und gaben der Armuth Viel von ihrem Ueberflusse. Eines nur fehlte ihnen, ihr Glück vollständig zu machen, Eines, das mit Gold sich nicht erkaufen läßt, und mehr dem Armen als dem Reichen zu Theil wird — Kinder. Von Jahr zu Jahr hatten sie darauf gehofft, hatten der Kirche reiche Spenden zugesagt, wenn ihre Wünsche, ihre Gebete zu Gott darum erhört würden, aber umsonst. Ein Jahr nach dem andern verfloß, ein Jahrzehend verging, und Ritter Kuno sah mit Schmerz, daß mit ihm sein alter Stamm erlöschen werde.

Niedergebeugt durch solche Gedanken geht er einst im einsamen Forste umher, beklagt sein hartes Geschick, daß ihm so Vieles, nur kein Kind gab, und wirft sich unter einer Eiche nieder. Zur Erde blickt er, und sieht nicht, was um ihn her vorgeht. Da hört er mit einem Male im Gebüsch ein Rauschen, sieht auf, und vor ihm steht ein Jäger von seltener Gestalt und widriger Geberde, der spricht: „Ritter Kuno, seid fröhlich und guter Dinge! Ihr sollt eine zahlreiche Nachkommenschaft haben, wenn Ihr Euch mir zum Eigenthum verschreiben wollt."

Dem Kuno läuft es eiskalt über die Haut, denn jetzt erkennt er an den Pferdefüßen des Jägers, daß der „Gottseibeiuns" vor ihm steht. Er springt auf, macht ein Kreuz mit zwei Fingern der rechten Hand, und — weg ist das Bild des Satanas.

In Trübsinn schleicht er langsam seiner Burg wieder zu, denn die Erscheinung des Bösen hat einen tiefen, widrigen Eindruck auf sein Gemüth gemacht. Der Ehefrau sagt er Nichts davon, bewahrt sie als Geheimniß in seiner Brust. Aber Abends und Morgens betet er zu Gott, ihn zu schützen gegen die Anfechtungen des Teufels

Um diese Zeit war es, daß Kaiser Ludwig der

Fünfte einen Kreuzzug nach dem heiligen Lande beschloß, Ritter und Edle des Reichs zur Theilnahme aufforderte. Die Kunde davon kommt auch zu Kuno, und er beschließt, Theil zu nehmen an diesem Zuge, zu zerstreuen seine Kümmerniß im blutigen Kampfe gegen die Ungläubigen, zu beten um Erhörung seiner Wünsche am Grabe des Erlösers. Mit Schmerz und Thränen hört die edle Hausfrau, Jutta, diesen Entschluß. Sie bittet, sie beschwört den Gatten, abzulassen von diesem Vorhaben, der sie gewiß auf ewig trennen werde; doch Kuno's Entschluß steht fest, und die Trauernde muß sich in den Willen ihres Herrn ergeben.

Der Scheidungstag bricht an. Die Rosse für Kuno und drei Knappen, die ihn begleiten sollen, stehen bereit im Burghofe. Das trauernde Weib begleitet den Gatten bis dahin. Hier umarmt Kuno sie noch einmal, zieht den Trauring vom Finger, bricht ihn entzwei, und reicht die eine Hälfte seiner Jutta hin, sprechend: „Nimm hin die Hälfte unseres Ringes ehelicher Treue, den priesterliche Hand weihete; er möge der wiedervereinigten Liebe Probe sein. Harre meiner, bis ich wiederkehre, harre sieben Jahre. Bin ich dann aber noch nicht heimgekehrt, so denke — daß ich bei Gott sei, und — unser Eheband ist gelöst. Dann

mache einen Andern so glücklich, wie Du mich glücklich machtest.“

Er wendet das Gesicht, denn eine Thräne drängte sich hervor, die er dem tief trauernden Weibe nicht sehen lassen will. Aber diese fällt ihm an die gepanzerte Brust, laut schluchzend, mit angestrengter Kraft ausrufend: „„Nein, Kuno, Dir ewig treu, Dir allein, bis in den Tod!““ —

Da reißt sich Kuno, vom Schmerz der Trennung erschüttert, los, schwingt sich auf sein Roß, und dort fliegt er über die Zugbrücke den Burgberg hinab, bald verlierend aus dem Gesicht seine Burg Falkensteig. Die niedergesunkene Jutta, erschöpft und wehklagend, bringt man in ihr Gemach, und Monden vergehen, ehe sie sich wieder stark genug fühlt, außerhalb der Burg sich zu ergehen.

Kuno hat sich am Orte, den man zur Versammlung bestimmt, mit den übrigen Edeln und ihren streitbaren Mannen vereint. Sie ziehen, eine große Schaar, die immer mehr anwächst, je weiter sie kommen, bis zur deutschen Grenze, wo das Hauptheer mit Jubel sie empfängt, und nach einem Rasttage den weiten Marsch durch fremde Länder antritt. Viel Freunde und alte Kampfgenossen findet Kuno unter den edlen

Rittern; aber weder sie, noch die Zerstreuung des Marsches, noch der Anblick fremder Länder und ihm unbekannter Völker, vermögen den Trübsinn aus seinem Gemüthe zu verscheuchen. Gedankenvoll zieht er mit, sieht nicht um, nicht neben sich, denn immer steht Jutta vor ihm, an die er nur denkt. Diese trübe Stimmung nimmt zu, als zwei Mal wieder der Böse in der Gestalt eines Mönches vor ihn tritt, ihm die Erhaltung seines Lebens unter den Sarazenen und die Erfüllung des Wunsches, Kinder zu haben, darbietet, wenn er sich ihm verschreiben wolle. Aber Kuno weist jedes Mal den teuflischen Bund zurück und verscheucht den Fürsten der Hölle durch lautes Anrufen Gottes.

Nach vielem Ungemach und Strapazen ist er endlich mit dem Heere im Lande der Ungläubigen angelangt, und der Kampf beginnt. Sein Schwert wüthet in den Eingeweiden der wie rasend kämpfenden Feinde; seine Schaar ist immer Sieger, und er hat das Glück, stets unverletzt aus jedem harten Kampfe, selbst aus dem wüthendsten Gemetzel unverletzt hervor zu gehen. Aber in seine Brust kehrt der Friede nicht zurück.

So verfließen einige Jahre; Kuno bleibt immer unverletzt, wird aber gefangen und fällt in des Sultans Hände. Seinem Tode, einem schmählichen Tode

fleht er entgegen, denn was kann er von der Blutgier des Oberhauptes der Ungläubigen Anderes erwarten? Doch er irrte. Der Sultan läßt ihn vor sich kommen, reißt ihm das heilige Kreuz vom Mantel, schmäht und schimpft ihn, befiehlt ihn sich niederzuwerfen, tritt ihn mit dem Fuße, und nun läßt er ihn in den tiefsten Kerker sperren. Kuno, schäumend vor Wuth, aber gebunden und wehrlos, muß die Schmach ertragen, muß, getrennt von seinen Knappen, in ein finsteres, unterirdisches Gefängniß sich werfen lassen. Da liegt er auf Stroh, seufzt zum Himmel um Erlösung, weint und jammert, denkt ans liebe Vaterland, an sein Weib, und nur um dieser Willen erhält er sein elendes Leben mit der dürftigen Nahrung, die ihm alle drei Tage gereicht wird.

Einst, als er in schrecklichster Verzweiflung auf den Knieen liegt, zu Gott fleht um Hülfe oder um den Tod, da wird es plötzlich lichter Tag um ihn her, so daß er das daran nicht mehr gewöhnte Auge schließen muß. Als er es allmählig öffnet, siehe, da steht der Satanas vor ihm in leibhafter Gestalt. Schnell schließt er die Augen wieder, wendet sich hinweg, und macht eine Bewegung mit der Hand, andeutend: der Böse solle sich entfernen. Der aber spricht: — „Ich

befreie Dich aus Deinem Kerker, gebe Dir des Sultans Tochter zum Weibe, und eine Krone zur Mitgift, wenn Du Deine Seele mir verschreibst."

Kuno antwortete nicht, blieb weggewandt von dem Satansbilde. Jener fährt fort: „Oeffne Dir eine Ader. Hier ist Griffel und Pergament, schreibe flugs mit Deinem eigenen, warmen Blute, und im Hui bist Du frei."

Da ergrimmte Kuno im Zorn, und mit donnernder Stimme rief er aus: „„Hebe Dich weg von mir, Satanas. Ehe soll das Gewürm in diesem Kerker meinen Leichnam zernagen, als daß ich mich Dir ergebe. Fort, weiche!"" Er schlägt ein Kreuz, ruft den Namen Gottes an, Satanas verschwindet und mit ihm der helle Schein.

In Elend und Jammer vergehen wieder zwei Jahre dem unglücklichen Kuno, der sich nun darein ergiebt, hier im Kerker das Ende seiner Tage erleben zu müssen.

Doch so soll es nicht sein. Eines Morgens verkündet der Kerkerknecht ihm, daß der Sultan Leben und Freiheit ihm schenke, unter der Bedingung, sogleich dies Land zu verlassen, nie mehr gegen die Sarazenen das Schwert zu ziehen.

Kuno staunt den Kerkerknecht an, weiß nicht, ob

er wache oder träume, und vermag nicht zu antworten, denn gar zu unglaublich ist ihm die Kunde.

„Nun, was besinnt Ihr Euch!" fährt jener heraus; „macht, daß Ihr fortkommt, der Sultan ist ein wunderlicher Mann, besinnt sich oft in einer Stunde zehn Mal anders. Hier ist Euer Schwert und ein Stück Brod; glückliche Reise!" Dort geht er hin.

„„Meine drei Knappen, wo sind die?"" ruft Kuno ihm nach.

Keine Antwort.

Da steht nun Kuno unter Gottes freiem Himmel, zum ersten Male wieder beschienen vom Sonnenlichte; ist frei, darf heimkehren in seiner Väter Land, aber allein, schwach und siech, ohne Gefährten. In seiner ganzen Größe fühlt er das Trostlose seiner Lage, hebt die Hände gen Himmel und bittet Gott um Kraft und Stärkung seines Körpers, die weite Reise vollbringen zu können.

Er tritt sie an, schleppt sich aber mit Mühe nur eine Stunde weit. Da sinkt er schon ermattet unter einem Oelbaume nieder, und schläft ein.

Als er erwacht, ist es Morgen. Die ganze Nacht hindurch geschlafen, fühlt er sich gestärkt durch Ruhe, wie durch die lang entbehrte reine Luft. Einen

Wanderstab hauet er sich von dem Baume, unter welchem er schlief, und schreitet nun getrost vorwärts.

Wohl ist's ihm wehe um's Herz, so ganz verlassen, allein, ohne ein Wesen, das mit ihm lebte, den weiten, weiten Weg durch unbekannte Länder gehen zu sollen, aber er muß sich in sein Schicksal finden. Er vertraut auf Gott und auf gute Menschen, die es überall noch giebt, die er auch findet, die ihm Nahrung reichen, auf den rechten Weg ihn leiten. Unter dichtem Laubdache ruht er Nachts, und Quellen erfrischen sein Blut im heißen Lande. So geht er mehrere Tage lang fort durch große Steppen und wüste Felder, und je mehr er vorwärts schreitet, desto mehr stärkt ihn die Hoffnung und die Aussicht, das weite Ziel doch endlich zu erreichen.

Eines Tages kommt er in einen dichten Wald. Er geht und geht, der Wald nimmt kein Ende. Er geht zwei Tage lang darin fort, und immer kein freies Feld. Endlich, als er am dritten Tage früh den Wanderstab ergriffen, kaum tausend Schritt gegangen ist, befindet er sich auf einer großen waldlosen Stelle, und sieht, zu seinem Erstaunen, drei Männer in der Kleidung seines Landes in der Entfernung gehen. Rasch eilt er sie einzuholen. Als er nahe genug ist, ruft

er sie an, sie drehen sich um, und wen erblickt Kuno? — Seine drei Knappen. Sein Erstaunen, seine Freude ist grenzenlos. Mit ausgebreiteten Armen läuft er auf sie zu, das Verhältniß des Herrn zu den Dienern verschwindet, und mit heißer Liebe und jauchzend drückt er sie an seine Brust. Da erzählen nun Alle ihre Schicksale dem Ritter, wie dieser den Knechten, was ihm begegnete. Wie wohl ward ihm, unter den Seinen wieder zu sein, mit ihnen den noch weiten Gang zur Heimath fortzusetzen. Frisch und neubelebt fühlte er sich, und gestärkt durch die kräftigen Lebensmittel, mit welchen seine Knappen auf mehrere Tage versehen sind.

Unter traulichen Gesprächen über das Erlebte, und über die ihnen bevorstehenden Freuden des Wiedersehens der Ihrigen, verfliegen ihnen Stunden und Tage, und täglich nimmt Kuno an Kraft des Körpers zu wie an Freudigkeit des Gemüthes. Aber immer fort geht es durch Wald, der gar kein Ende nehmen will, obgleich sie schon sechs Tage darin wandern. Sie werden ängstlich, denn der Mundvorrath ist verzehrt; sie müssen schon Wurzeln zur Nahrung aufsuchen, und was ihre Sorge noch vermehrt: es zeigen sich in der Ferne reißende Bestien, die sie nöthigen, des Nachts auf Bäumen zuzubringen, von wo sie mit Aengstlichkeit das

gräßliche Geschrei und Gebrüll derselben hören. Endlich am siebenten Tage erblicken sie des Waldes Ende. Da freuen sie sich über die Maßen. Doch, als sie aus dem Walde treten, da erblicken sie vor sich eine hohe, hohe Mauer, die sich rechts und links in unabsehbarer Länge hinzieht. Verwundert stehen sie und staunen, nicht begreifend diese Erscheinung in solcher Wüste. Sie gehen rechts daran hin eine Stunde lang, zu suchen eine Oeffnung, durch die sie könnten; aber keine finden sie, sehen nur, daß die Mauer in gerader Linie immer fort sich ziehet. Sie kehren zurück auf die Stelle, wo sie an die Mauer kamen, und gehen nun links daran hin, ob vielleicht da ein Durchgang sei. Da ist es aber eben so wie dort, und auch da zieht die Mauer in unabsehbar gerader Linie sich fort. Ermattet werfen sie sich nieder und berathschlagen, was zu thun sei. Da spricht Kuno zu einem der Knappen: „Klettere die Mauer hinan, und sieh, was jenseit ist." Der thut's. Auf der Schulter des Andern steigt er hinan, hilft sich weiter, gelangt bis zur Höhe der Mauer und setzt sich oben drauf. „Nun, was siehst Du?" fragt ihn Kuno. Der Knappe sieht ihn lächelnd an, macht mit der Hand eine Bewegung, als sage er „Lebewohl", und — fort ist er.

„Was ist das!" spricht Kuno; „ist er hinabgestürzt?" Geschwind, klettere Du, Konrad, hinan, zu sehen, was ihm begegnete.

Konrad trat, wie der Erste, anfangs auf die Schultern des Dritten, half sich dann weiter, und bald saß er auf der hohen Mauer.

„Nun", fragte Kuno hastig, „siehst Du Deinen Kameraden?"

Konrad lächelte seinen Herrn an, machte dieselbe Bewegung mit der Hand wie Jener, und — verschwand.

„Gott im Himmel", rief Kuno aus, „was ist das? Verläßt mich denn Alles? Nun habe ich Dich noch, Götz. Verlässest auch Du mich, so bin ich wieder allein in wegloser Wüste, eine Beute wilder Thiere."

„„Ich bleibe Euch treu bis in den Tod"", erwiedert der Knappe, „„ich verlasse Euch nicht"", ergreift Kuno's Hand, und drückt sie an seine Brust. „„Helft mir nur auf die Mauer, und ich sage Euch redlich, was ich sehe.""

Kuno tritt dicht an die Mauer, Götz auf die Schultern des Herrn, steigt dann den gefährlichen Weg an der Mauer hinan, und sitzt nun oben darauf. Voll Angst und Bangigkeit schaut Kuno hinan, harrend

der Kunde des ihm noch einzig gebliebenen Dieners; siehe, da blickt auch dieser lächelnd auf den Herrn zurück, nickt ihm zu, und — fort ist er.

Kuno schaudert, sein Haar sträubt sich, denn er wittert die unsichtbare Nähe des Satanas. Zitternd an allen Gliedern, sinkt er auf die Kniee, und spricht andächtig ein frommes Gebet. Dabei ruft er mit lauter Stimme drei Mal den Namen Gottes um Hülfe.

Ein laues Lüftchen umsäuselt ihn. Wie Sphärenmusik tönt es an sein Ohr. Die hohe Mauer schwindet; Wald liegt vor ihm, aber vergebens sieht er sich nach den drei Knappen um. Daß der Böse dies Blendwerk ihm vorgezaubert, wird ihm nun klar. Klar, daß nicht seine Knappen es wirklich waren, nur teuflische Gestalten, ihn zu locken in des Bösen Reich, das jenseits der Mauer lag, und daß, wäre auch er zur Mauer hinangestiegen, er unwiderbringlich in des Teufels Gewalt gewesen sei.

Mit angestrengter Kraft flieht Kuno die unheimliche Stelle, und schreitet rasch vorwärts, ohne zu wissen, ob er sich nach der Gegend seiner Heimath wende oder nicht. Bis zu einbrechender Nacht wandert er fort, da aber werfen Hunger und Ermattung ihn nieder. So erschöpft, daß er sein Ende nahe glaubt,

liegt er unter einem Baum und schläft ein. Da sieht er im Traum seine Burg Falkensteig vor sich; sieht, wie darin viel Menschen hin und her beschäftigt sind, ein großes Fest vorzubereiten scheinen, Alles in prunkenden Anzügen ist und auf dem Söller seine Jutta am Arm eines fremden Ritters steht. „Jutta, mein Weib!“ schreit er, und erwacht. Hoch schlagen ihm alle Pulse, er tappt in der Dunkelheit umher, wird inne, geträumt zu haben, und schlummert wieder ein. Da zeigt sich ihm ein neues Traumbild. Er sieht, wie sein Weib von einem Ritter zum Traualtar in die Kirche geführt wird, ein langer festlich geschmückter Zug ihnen folgt, und das zuschauende Volk laut jubelt. Von Neuem erwacht er mit hochklopfendem Herzen. „Gott“, ruft er aus, „auch bei Nacht keine Ruhe, und welche schreckliche Traumbilder! Zaubert der Böse sie mir vor, oder sehe ich träumend, was jetzt wirklich auf Falkensteig sich begiebt? Schrecklich, wenn es so wäre!“ Da fällt ihm bei, daß eben jetzt die sieben Jahre, die seine Jutta auf ihn harren sollte, verflossen sein könnten. Er rechnet nach, und zu seinem Entsetzen findet er, daß heute uud gerade heute das letzte der sieben Jahre zu Ende gehe. Da springt er in höchster Verzweiflung auf, ringt weinend die

Hände, und jammert, denn wie kann er den noch vor ihm liegenden ungeheuer weiten Weg so schnell zurücklegen, um zeitig genug da einzutreffen, wo sein Liebstes auf Erden ihm eben entrissen werden soll? Ohne Entschluß läuft er hin und her in Eins fort jammernd und wehklagend.

Es war noch nicht der Tag angebrochen, finstere Nacht deckte den Wald, aber plötzlich entsteht in der Ferne ein heller Schein, der naht sich ihm und leuchtet immer heller und glänzender. Und als er ganz nahe ist, da tritt daraus hervor — der ihm wohlbekannte, schon oft ihn versuchende Jäger mit den Bocksfüßen.

„Hu", rief Kuno dem Schreckensbilde wild entgegen, „was willst Du, Satanas?" Er zittert am ganzen Körper.

„„Dir sagen"", war die Antwort, „„daß morgen Dein Weib eines Andern Weib wird. Tausend Stunden hast Du noch bis Falkensteig. Verschreibst Du Dich mir mit Deinem Blute, so sollst Du morgen zu rechter Zeit auf Falkensteig sein. Jetzt wähle!""

Kuno ist ergriffen von der schrecklichsten Verzweiflung. Mit unaussprechlicher Liebe hängt er an seinem Weibe, aber mit eben so unaussprechlicher Liebe an Gott und dessen Lehre. Was soll er thun!

Da spricht Satanas: „„Noch Eins will ich Dir gewähren. Schläfst Du auf der weiten Reise nicht ein, so sollst Du des Bündnisses quitt sein, und ich habe keine Ansprüche mehr auf Deine Seele.““

Zwar warfen diese Worte einen Strahl von Hoffnung in sein bekümmertes Gemüth; fürchterlich aber erschien ihm doch der Abgrund, in den er sich stürze, wenn er, selbst bei solchem Zugeständniß, dem Bösen sich ergäbe. Aber die Liebe zu seinem Weibe, und das Vertrauen zu Gott, der ihm Kraft verleihen werde, des Schlafs sich zu erwehren, lösten nach langem Zaudern seine Furcht, zu unterliegen; und er spricht es aus mit bebender Stimme: daß er das Bündniß unter der zugesagten Bedingung eingehen wolle.

Flugs reicht der Böse ein Pergamentblatt ihm und Griffel, öffnet im Hui am linken Arm Kuno's eine Ader. Kuno taucht in sein Blut und schreibt, sinkt aber sogleich ohnmächtig nieder. Kaum sind die unglücklichen Schriftzüge in des Bösen Klauen, grinsend, mit glühender Miene von ihm die blutigen Worte überlesen, als die Hülle des Jägers von ihm fällt, und in der Gestalt eines gewaltigen Löwen er vor dem noch liegenden Kuno steht.

„„Erwache Kuno, setze Dich auf““, ruft das wilde

Thier. Kuno schlägt die Augen auf, und mit einem Schrei des Entsetzens rafft er sich empor zu entfliehen. „„Bleib““, spricht der Löwe, „„fürchte Dich nicht, ich thue Dir nichts. Setze Dich auf, ich trage Dich sicher.““

Kuno schwankte noch in seinem Entschlusse. Da brüllte das Thier: „„Setze Dich auf, sonst kommen wir zu spät.““ Da setzte sich Kuno mit christlichem Muth und Vertrauen zu Gott auf des Löwen Rücken.

Nun ging es fort im sausendsten Galopp über Berg und Thal, über Felder und durch dichten Wald. Schneidend pfeift die Luft in Kuno's Locken, und fest muß er sich halten in des Löwen Mähne, um nicht zu taumeln oder von Zweigen im Walde herab gerissen zu werden. Oft schwindelt ihm, wenn alle Gegenstände pfeilschnell ihm vorüber fliegen, und da auch die Furcht, herab zu stürzen und an Felsen im Wege zu zerschellen ihn ergreift, so ist er immer ängstlich wach, spürt keine Müdigkeit. Als er aber je länger je mehr an die Strapaze des Rittes sich gewöhnt, keine der gefürchteten Gefahren eintritt, da beginnt eine Erschlaffung bei ihm, und, als die Nacht eintritt, muß er recht aufmerken, daß die Augenlider ihm nicht sinken. Aber je tiefer hinein in die Nacht, desto schwerer

wird ihm dies. Alle Kraft muß er anwenden gegen die Anfechtungen des Schlafs. Mit immer höherer Anstrengung muß er sich aufraffen, wach zu bleiben, aber er vermag es nicht mehr; die Augenlider sinken, und wollen sich schließen. Da ergreift ihn Angst und Verzweiflung. Laut schreit er Gott um Hülfe und Rettung an. Und die kam. Von hellem Schimmer umgeben, schweben zwei Falken daher, umflattern Anfangs in weiten Kreisen den höllischen Renner, dann setzt sich der eine auf Kuno's Haupt, der andere auf dessen Fuß. Was dies sagen will, weiß Kuno nicht zu deuten, aber die Spannung, in welche diese Erscheinung ihn versetzt, erhält ihn wieder eine lange Zeit munter. Doch bald gewahrt er in den, immer Licht verbreitenden Vögeln, die von der Gottheit ihm zugesendete Hülfe. Denn so wie, von der Müdigkeit überwältigt, die Augen ihm zufallen wollen, flattern die Vögel um ihn her, picken ihn mit den Schnäbeln, schlagen ihn mit den Fittigen ins Antlitz, und Kuno bleibt wach. Satanas ergrimmt gewaltig, rennt schneller seit der Ankunft der Falken, ihnen zu entrinnen, aber die Falken fliegen schneller noch, als er rennt, und der Böse kann es nicht hindern, ist an den blutigen Vertrag gebunden, muß fortrennen.

Keiner Anreizung zum Wachbleiben bedarf es mehr bei Kuno, als er auf dem Boden seines Vaterlandes ankommt, bekannte Gegenden ihm vorüberfliegen, und in der Ferne der hohe Thurm seiner Stammburg Falkensteig ihm sichtbar wird. Aengstliche Freude hält ihn nun völlig munter. Da beugt der Löwe um eine Waldecke herum und Kuno's Dörfchen, Kirchgarten, liegt vor ihm. Rasch springt er vom grimmigen Renner, ruft ihm triumphirend zu: „Ich blieb wach, bin meines Wortes quitt; fort von mir Satanas, Deine Macht ist zu Ende.“ Dabei umkreisten ihn seine Schutzengel, die Falken, immerfort. Aber der Löwe, der brüllt fürchterlich und — verschwindet, zurücklassend einen pestartigen, stinkenden Geruch.

Kuno fällt betend auf die Kniee. Die Falken erheben sich zur Burg hinan, setzen sich auf die oberste Mauerzinne, und nach Kirchgarten hinein eilt nun unter heftigem Herzklopfen der Gerettete, der glücklich Angelangte. Die Kirchthurmglocken läuten. „Was bedeutet das?“ fragt er hastig einen vor ihm Gehenden.

„„Wißt Ihr es denn nicht?““ war die Antwort. „„Unsere Herrin hat sich so eben in der Kirche mit dem Ritter von Brunshausen vermählt.““

„Eure Herrin!“ wiederholte Kuno mit zitternder Stimme. „Lebt denn Ritter Kuno nicht mehr?“

„„Der ist geblieben im Kampfe gegen die Sarazenen. Sieben Jahre sind es, als er auszog nach dem heiligen Grabe. Sechs traurige Jahre harrte die Herrin, aber vergebens; er kam nicht wieder, und sie hatte ihn doch so lieb. Da brachte endlich der Ritter von Brunshausen der trauernden Frau die sichere Kunde, daß ihr Eheherr todt, sie Wittwe sei. Nach fünf Monden warb er um ihre Hand, aber sie sagte immer, Nein. Wenn das siebente Jahr vorüber sei, dann erst wolle sie die Seine werden. Jetzt ist dieses siebente Jahr zu Ende, und da hat sie Ja gesagt. Eben hat des Priesters Hand in unserer Kirche das Paar vereint. Seht, da kommt der Hochzeitszug aus der Kirche zurück.““

Kuno war erstarrt. „„Kommt doch näher““, spricht der Mann, „„seht's doch mit an.““ Unwillkührlich geht er mit.

Den Zug beginnen der Reisigen und Knappen viele, alle in festlichen Gewändern mit Speer und Lanze. Dann kommen Heerpauker und Trompeter. Ihnen folgt das neuvermählte Paar; Er, ein jugendlich schöner Ritter, freudig umherblickend, die Menge grüßend; Sie, festlich gekleidet, mit goldenen Ketten

und Spangen geschmückt, senkt den Blick zur Erde, und nicht Frohsinn noch Heiterkeit liest man in ihren Zügen. Den Schluß machen Hochzeitsgäste, Männer wie Frauen.

Dicht an Kuno geht der Zug vorüber. Er zittert. Als Jutta, nur zwei Schritte von ihm, am Arm des Ritters Brunshausen, ihm naht, meint er niederzusinken vor Wehmuth und Gram; ermannt sich aber, und folgt dem Zuge hinan auf seine Burg. Ohne erkannt zu werden, — denn wer hätte in seiner einfachen Kleidung, in seiner von Kummer und Unglück abgemagerten Gestalt, den vor sieben Jahren im rüstigsten Mannesalter ausgezognen Ritter Kuno von Falkensteig wieder erkennen sollen — trat er in den weiten Prunksaal, unter die Menge sich mischend.

Da ging nun unter Trompetengeschmetter, nach alter deutscher Sitte, gastfreundlich der große Pokal herum bei Allen, und hatte er die Runde gemacht, dann traten Minnesänger hervor und sangen mit Begleitung der Laute ein Lied von Liebe und Leben und Wein, bis der Pokal, von Neuem gefüllt, dem jungen Ehemanne zuerst wieder gereicht ward, und weiter kreist. — Kuno entreißt einem der Sänger die Laute, tritt vor und singt ein Lied von einem Ritter, der ausge-

zogen ist in den Kampf gegen die Ungläubigen, viele Jahre hier gefochten hat, zurückkehrt, sein Weib zu finden hofft, aber als Eheweib eines Andern sie findet, jammert und stirbt. Er singt dies Lied mit solch eindringlicher Wehmuth, daß Alle ergriffen sind, und Jutta sich ermannen muß, ihre Thränen zu ersticken. Dem Ritter Brunshausen mißfällt diese Störung des Festes, und um die frühere Stimmung allgemeiner Heiterkeit wieder eintreten zu lassen, reicht er, zum Dank für das Lied, dem Kuno den Pokal. Kuno trinkt, und läßt dabei unvermerkt die wohlverwahrte Hälfte des Ringes der ehelichen Treue in den Pokal fallen. Als er getrunken, reicht er den Pokal der Braut. Sie setzt ihn an den Mund, blickt dabei zufällig in den Pokal, sieht des Ringes Hälfte, erschrickt, sieht Kuno starr und prüfend an, greift in ihren Busen, zieht die andere Hälfte des Ringes vom Bande das ihn umschlingt, hervor, wirft sie in den Pokal, und — welch erfreuliches Wunder! — die Hälften vereinigen sich fest zu einem Ringe. Laut schreit Jutta auf, von Entsetzen und Freude ergriffen, und, zum Erstaunen der Hochzeitsgäste, wirft sie sich in Kuno's Arme, ausrufend: „Verzeihe, mein Gatte, den Gott mir wieder giebt! verzeih meinen Irrthum! Nimm als liebendes Weib

mich wieder auf, das nur der Tod von Dir trennen wird! O mein Kuno!"

Und Kuno drückt die Wiedergefundene an seine Brust, und spricht: „„Treu bist Du mir geblieben sieben lange Jahre. Der Herr hat, nach vielen Gefahren, nach großer Prüfung und Leiden uns wieder vereint, und nun soll keine Macht auf Erden uns trennen, bis der Ewige uns abruft.""

Alles steht erstaunt und schweigend. Niemand wagt zu reden, selbst nicht Ritter Brunshausen. Da tritt Kuno auf diesen zu, sprechend: „„Ritter, Ihr seht die Fügung Gottes; Ihr hört, daß Jutta nur mein Weib sein und bleiben will. Fügt Ihr Euch in den Willen des Höchsten, tretet freiwillig zurück, macht Ihr keine Ansprüche auf mein Weib, so bleiben wir Freunde, und ich rechne es Euch nicht zu, daß Ihr die falsche Kunde von meinem Tode verbreitet und benutzt habt. Denkt Ihr aber anders, meint Ihr, daß der ausgesprochene Segen der Kirche Euch ein Recht auf mein Weib gäbe, dann entscheide zwischen uns der Zweikampf auf Leben und Tod.""

Brunshausen, der die Nachricht von Kuno's Tode absichtlich erfunden, um Jutta's zweiter Gatte zu werden, und wohl wissend, daß der Ausgang des gottes-

gerichtlichen Zweikampfes den Tod nur ihm bringen müsse, reicht mit freundlicher Geberde Kuno die Rechte mit den Worten: „Jutta ist Dein Weib und bleibe es. Seid glücklich!" Er wendet sich, und verläßt schleunig den Saal. Die Hochzeitsgäste folgen.

Kuno und Jutta waren allein. Unaussprechlich glücklich fühlen sich Beide durch ihre Wiedervereinigung. Sie treten hinaus auf den Söller. Da liegt die schöne Landschaft vor ihnen im Glanze der scheidenden Sonne. Ihr Gemüth ergreifen heilige Gefühle. Sie sinken auf ihre Kniee, beten zu Gott, und danken dem Höchsten für Erhaltung und Wiedervereinigung. Und als sie aufgestanden, siehe, da schweben zu ihnen herab von des Burgthurms hoher Zinne die beiden Falken, umkreisen sie drei Mal, und setzen sich bei ihnen nieder. Ruhig dulden sie das Streicheln und Liebkosen des Paares; dann erheben sie sich hoch in die Luft, und höher und höher, und verschwinden im blauen Aether den ihnen folgenden Blicken Kuno's und seiner Jutta. Ein Gott wohlgefälliges, stilles Leben führen nun diese. Im Wohlthun finden sie ihr Glück; Kirchen und Arme bedenken sie reichlich. Vor Allem nahm Kuno sich armer Wanderer an; die ließ er speisen und erquicken, wohl wissend, wie es thut, auf saurer Reise gute Menschen

zu finden; die ermahnt er, ihr Vertrauen stets auf Gott zu setzen, um den Versuchungen des Satans gewiß zu entgehen. Und so vergeht dem Paare im Ueben der Christenpflichten eine lange Reihe von Jahren. In hohem Alter legt man Beide ins Grab, und die Nachwelt spricht Kuno heilig.

Hier endete der Küster seine Erzählung von der wunderbaren Begebenheit des Ritters Kuno von Falkensteig und des Ringes der ehelichen Treue, betheuernd, daß, so unglaublich auch sie erscheine, doch gewißlich wahr sie sei. Ich störte ihn nicht in seinem Glauben, den guten Alten, dankte ihm für seine Erzählung, und verließ den alten freundlichen Mann mit einem herzlichen Händedruck.

Das Schrötlein.

Als Weimar noch der reichen Grafen von Orlamünde Eigenthum war, da lag eine kleine Burg im Städtchen Weimar, dicht an der vorbeifließenden Ilm, die hieß der Hornstein. Drinnen wohnte seiner Zeit Graf Wichmann von Orlamünde, ein hoher Fünfziger, der weder Frau noch Kind hatte. Damit es nicht zu einsam um ihn wäre, hatte er seine Nichte, Hedwig von Querfurt, ein fröhliches, frisches Mägdlein, zu sich genommen, so wie eine arme Waise, Anna, des Ritters von Etzdorf Kind, welche Beide Jutta, eine junge bedächtige Wittwe, als Hofmeisterin beaufsichtigen mußte. Das war sein Frauenzimmer. An Männern waren auf Hornstein: der Burgkaplan, der mit dem Burgherrn betete und auch zechte; ein Sänger, der die Mägdlein das Zitterspiel und Gesang lehrte;

ein Lustigmacher, der Kurzweil treiben, Schwänke erzählen mußte; und an niedern Dienern waren da: ein Koch, ein Kellermeister, und ein Rüstmeister, welcher letztere der Knappenschaar vorstand, mit dieser die Gäste, die auf Hornstein eingesprochen, geleiten mußte, bis Arnstadt, Erfurt oder Gotha. Dies war das ganze Häuflein seines Hausstandes, mit welchem Graf Wichmann friedfertig und leutselig in Einfachheit lebte, denn Gelage und lärmende Vergnügungen liebte er nicht mehr, war am liebsten unter den Seinen, sah es aber gern, wenn alte Freunde bei ihm einsprachen.

Eines Tages sitzt Graf Wichmann im Erkerfenster, verzehrt sein Abendbrot und trinkt einen Becher Wein dazu. Da sieht er, wie unten am Ufer der Ilm ein ganz kleines Männlein immer hin und her wandelt, zur Erde schauend, als suche es etwas. Er sieht dem lange zu, und da das Männlein immerfort hin und her geht, zuweilen etwas aufnimmt, auch wieder wegwirft, so wird er gar begierig zu wissen, was der Kleine da mache, erhebt sich, öffnet das Fenster, und will schon das Männlein fragen, da — ist's mit einem Male fort. „Hm, kurios!" spricht er für sich. — Indem tritt sein Schalksknecht Kunz ein, dem er erzählt, was er eben gesehen.

„„Und Ihr wißt nicht, Graf, was das für ein Männlein ist?““

„Wie soll ich das wissen!“

„„Ich wills Euch sagen: das ist das Schrötlein, der Berggeist, der unter dem Hornstein, in den Felsenklüften wohnt. Den kenne ich schon lange, der läuft gar oft an der Ilm herum und sammelt Goldkörner im Sande.““

„Goldkörner? Ei, führt die Ilm dergleichen? das wußte ich noch nicht. Da werde ich nachsuchen lassen, denn die kommen mir als Herrn des Landes zu.“

„„Bah! könnt lange suchen lassen, die findet Keiner, die finden nur die Bergmännchen. Andere Augen sehen sie für Sandkörner an.““

„Was mag er damit machen?“

„„Ja, wer weiß es! das weiß der Kluge nicht, vielweniger der Narr. Auch der Kaplan weiß es nicht, und ist doch ein Hochstudirter, der Alles zu wissen meint, hat das Schrötlein schon oft gesehen, ganz in der Nähe.““

„Hat er es denn nicht angeredet?“

„„Oho, das thut kein Pfaffe nicht; die glauben ja, das sei eine Art kleiner Teufel.““

„Da ist der Kaplan weit links. Es giebt ja

auch Erd-, Luft- und Wassergeister, das wissen wir ja."

„„Möcht' wohl einmal sehen, wo solche Geisterchen wohnen.""

„Höre Kunz, wenn Du einmal das Schrötlein in der Nähe siehst, so rede es an und frage es, wo es die Goldkörner hat, was es damit mache. Du mußt es aber pfiffig anfangen, gar freundlich mit ihm thun."

„„Daran soll's nicht fehlen, aber es könnte mir übel bekommen. Die Berggeister haben vor dem Narren nicht solchen Respekt wie Eure Burgleute. Nein, darauf lasse ich mich nicht ein. Ich will's aber dem Kellermeister sagen. Vor dem alten Graukopf hat das Schrötlein vielleicht Respekt, da es ein ehrenfestes Erbstück Eures Hauses ist.""

Indem tritt Frau Jutta mit Hedwig und Anna ins Gemach, das Abendbrot einzunehmen, und Graf Wichmann setzt sich mit hinzu, wiewohl er schon einen Eierkuchen verzehrte. Kunz füllt die Becher und nimmt auch Platz an der mit Speisen voll besetzten Tafel. Alle sitzen in gewöhnlicher Ordnung, und Kunz will eben, da der Kaplan ausbleibt, das Tischgebet sprechen, da klopft es ganz fein an die Thür. Kunz steht

auf, öffnet diese, und herein tritt das Schrötlein. Die Frauen thuen einen lauten Schrei, Kunz aber springt hinter den Stuhl des Grafen, sich zu sichern. Das Männlein bückt sich zierlich und spricht:

„Edler Graf und Herr. Dieweil es so Sitte ist und Herkommens auf Eurer Burg, so thue ich Euch melden, daß in einem halben Jahre hier auf Hornstein eine Hochzeit sein wird, und große Festlichkeit in diesem Saale. Ich gehe daher schon längst umher und suche im Sande der Ilm Goldkörner auf zu den Ringen für das Brautpaar. Denn also ist's geschehen von unvordenklichen Zeiten her, daß Brautpaare auf Hornstein von uns ihre Ringe erhalten, als einen schuldigen Tribut der Dankbarkeit für die Herrn der Burg, die uns schon seit Jahrhunderten ruhig hier unten in der Erde duldeten, nie störten. Das ist es, was ich Euch, gestrenger Herr, melden wollte."

Das Männlein bückt sich und will gehen, aber der Graf spricht mit freundlicher Miene: „„Männlein, wie nennt man Dich?""

„Ich heiße Schrötlein, zur Ehre Gottes, unseres Schöpfers."

„„Den preisest Du auch!""

„Ich, und wir Alle preisen ihn mit Gesang und

Arbeit zum Besten der Menschen, die nicht unserer Natur sind."

„„Darf man Dir einen Trunk kredenzen lassen?""

„Das wohl, doch wisse: das Gefäß, das ich mit meinen Lippen berühre, wird mein Eigenthum."

„„Es sei.""

Der Graf wendet sich zu Kunz, heißt ihm, mit dem besten Wein den Becher füllen, ergreift ihn und sagt, zu den Frauen sich wendend: „Welche von euch will ihn dem Schrötlein reichen?"

Da steht Anna auf, nimmt den Becher, verneigt sich und spricht züchtiglich: „„Ich bitte Dich, liebes Männlein, Du wollest diesen Becher leeren mir zu Liebe und zur Ehre.""

Schrötlein nimmt den Becher, trinkt und spricht: „Gott gebe Euch, holdes Fräulein, Alles zum Segen und einen wackern Hausherrn." Drauf neigt es sich, dankt und geht mit dem Becher hinaus.

Kunz springt hoch auf und jauchzt: „Hurrah, da giebt es eine Hochzeit. Aber wer mag wohl die Braut sein? Ich meine Hedwig; doch kann es auch Frau Jutta sein."

Alle schlagen die Augen nieder, und der Graf

spricht: „Ich glaube, es ist Anna, weil sie den Becher ergriff, dem Schrötlein ihn reichte."

„„„Ach"", erwiedert diese mit unterdrücktem Seufzer — „„wer sollte wohl mich armes Mädchen heimführen?" "

„Wer anders, als der Bräutigam", spricht Kunz.

Das Abendbrot ist unter lustigen Scherzen über das Kapitel: wer wohl die Braut sein werde? verzehrt, und man sitzt noch ein Stündchen beisammen und plaudert; da tönt des Thurmwärtels Horn, und gleich darauf meldet ein Knappe: Eitelfritz, der Kirchberger, Graf von Arnshaug, auf dem Wege zum Turnier nach Eisenach begriffen, lasse für sich, zwei Edelknechte und drei Knappen um ein Nachtlager bitten.

„Er sei willkommen", spricht der Graf.

Eitelfritz, ein stattlicher, schöner Mann, tritt ein, freundlich begrüßt von Allen. Das Frauenzimmer besorgt ein Abendbrot für den Gast, und man scherzt und plaudert noch bis tief in die Nacht.

Früh am andern Morgen zieht, wohlbewirthet, der Gast seiner Straße, und der Graf bittet, auf dem Rückwege wieder bei ihm vorzusprechen. Der Narr aber will bemerkt haben, daß Hedwig gezittert, als sie dem Gaste den Ehrentrunk gereicht, hänselt sie da-

mit, meint auch, daran sei wohl der schöne Eitelfritz schuld, was Hedwig aber nicht zugestehen will.

Der Graf läßt darauf den Burgkaplan zu sich entbieten, und erzählt ihm, was Abends zuvor auf der Burg gesehen und gehört worden, besonders vom Schrötlein. Da schüttelt der Pfaffe bedenklich sein graues Haupt und spricht: „Ei, ei, edler Herr, das sind böse Dinge, nichts als Teufelsspuk und Teufelsspiel. Das ist der Satan, der in allen Gestalten erscheinen kann, ja sogar in der eines Engels des Lichts. Mit den Geschöpfen, die im düstern Erdengrund leben, mag ich nichts zu thun haben, und ich warne Euch, nie wieder das Schrötlein vor Euch zu lassen, denn — es ist der Böse in Zwergengestalt."

„„Der Meinung bin ich nicht, Herr Pater"", entgegnet der Graf. „„Vor acht Jahren war ich in Bamberg beim Bischof. Bei der Tafel kam man auch auf dergleichen seltsame Erscheinungen zu reden. Mit uns speiste der hochgelehrte Adalbertus aus Mailand, der, wie Ihr wissen werdet, vom Kaiser so geachtet ward, daß er ihm mit eigner Hand die goldene Gnadenkette mit seinem Brustbilde umhing. Der sprach: Nichts in der Welt ist leer, sondern ewig belebt, daher auch jedes Element, jeder Planet besetzt ist mit Geschöpfen,

die da leben in ihrer Art. Und Alle an der großen Tafel stimmten ihm bei.""

„Auch der Bischof?" fragte der Pater.

„„Auch der, so wie die geistlichen Herrn, die noch zugegen waren.""

„Daß sich Gott erbarme", rief der Pater, „so müssen sie wohl des guten Weines zu viel genossen haben. Mögen diese jedoch glauben was sie wollen, ich bleibe dabei, daß diese Erdzwerge nichts Anderes sind, als von Teufeln mit Hexen erzeugtes Teufelsgesipp, vor dem ich Euch, edler Herr, nochmals väterlich warne."

Kaum ausgesprochen, tritt Schrötlein ins Gemach. Der Pater erschrickt, schlägt ein Kreuz, wird leichenblaß, und der Graf ist auch etwas betroffen von der unerwarteten Erscheinung in diesem Augenblicke.

Das Schrötlein aber spricht mit ernster Miene: „Ei, ei, Herr Pater, wie könnt Ihr so unchristliche Worte reden? Haben wir nicht Alle einen Schöpfer und Gott, der uns Leben und Dasein gab? Kommt mit mir hinunter zu den Meinen und Ihr sollt sehen —"

„„Ich mag nichts von Euch sehen"", fällt der Pater ins Wort.

„Nun so hütet Euch, uns Teufelskinder zu nennen, sonst soll es Euch schlecht bekommen."

„„Ha, ha, ha, was könnt ihr kleinen Wichte uns thun?““

„Das sollt Ihr erfahren.“

„„Oho, mich schützt das Kreuz.““

„Auch uns, und Gottes Macht dazu. Unsere Macht ist größer als die der Menschen, denn wir sind Elementargeister, was Eure Weisheit freilich nicht versteht noch begreift. Das Innere der Erde ist nicht so leer wie Euer Kopf.“

Da ergrimmt der Pfaffe, wirft sich in die Brust, schlägt ein Kreuz und spricht mit hochfahrender Stimme: „„Hebe dich weg von hier, du Kind des Satans!““

„Wenn's der edle Burgherr befiehlt; — auf Euer Geheiß aber nicht. Ein Pfaffe hat mir nicht zu gebieten. Und das sage ich Euch, mäßigt Eure Zunge, sonst sollt Ihr es bitter bereuen!“

Braun im Gesicht vor zurückgehaltenem Aerger, fährt bei diesen Worten der Pfaffe auf das Schrötlein, das sich entfernt, los, es zu fassen, aber der Graf tritt, es nicht duldend, dazwischen und spricht:

„Pater, Ihr predigt so oft von Duldung und Selbstbeherrschung, thut aber nicht nach Euern Worten. Auch würdet Ihr wohl thun, über Dinge, die des Menschen Verstand nicht zu begreifen vermag,

zu schweigen, statt sie für Werke des Teufels zu halten."

Ohne den gewöhnlichen Abschiedsgruß gegen den Burgherrn, verläßt der Pater das Gemach, ist böse und kommt in der ganzen folgenden Woche nicht in die Burg. Der Graf aber lacht bei dieser Ungnade seines Kaplans, und es freuet ihn gar sehr, daß dieser vom Schrötlein so abgetrumpft worden.

Andern Tags, wie Alle zusammen beim Frühstück sitzen, kommt ein Bote von Erfurt mit Brieflein an Frau Jutta, das ist überschrieben:

„An die wohledle, züchtige Frau Jutta, ehrbare Wittwe des edlen Tautenburger Schenken Mangold, auf dem Hornstein."

Frau Jutta erröthet beim Empfang des Briefleins, und da sie fühlt, daß etwas darin liege, das wohl sie nur wissen solle, so will sie auf ihr Kämmerlein, es da zu öffnen. Der Narr aber läßt sie nicht fort, sie muß das Brieflein hier öffnen. Es geschieht. Drinnen liegt ein goldenes Herzchen an einem Halskettchen, und geschrieben steht: — „Frau Jutta, wie das Gold so rein, soll meines Herzens Wille sein. — Eitelfritz." —

„Da haben wir's", — schreit Kunz — „der Kirchberger will eine Frau, eine Erfahrne."

Frau Jutta wird blutroth, denn Alle wünschen ihr Glück. Sie aber ziert sich zimpferlich, sagt, sie sei noch gar nicht gemeint, das Geschenk zu behalten, man müsse sich doch erst kennen lernen, und so geschwind gehe das nicht.

„Warum nicht?" spricht der Graf. „Eitelfritz ist zwar kein Jüngling mehr, paßt aber in den Jahren recht gut zu Euch, Frau Jutta; ist ein wackerer Rittersmann und sucht in Euch eine zweite Hausfrau. Ich dächte, Frau Jutta behielte das Herz. Meinst Du nicht auch, Kunz?"

„„Ei freilich! Frau Jutta behält das Herzchen, trägt's auf ihrem Herzchen, und läßt durch den Burgsänger antworten: — Dein bin ich wie der Blitz, mein edler Eitelfritz."" — Alles lacht.

Frau Jutta ziert sich noch ein Weilchen, will nicht gleich das Jawort von sich geben, läßt sich necken, zureden, erklärt nach einigem Sträuben, dem Eitelfritz eine gewierige Antwort geben zu wollen, und geht mit dem Burgsänger auf ihr Kämmerlein, von diesem solche schreiben zu lassen. Ehe es aber zum Schreiben kommt, giebt es zwischen diesen Beiden noch einen starken Wortwechsel. Frau Jutta war nämlich dem Burgsänger nicht ganz abhold, und er ihr auch

nicht. Da gab es nun bittere Klagen von diesem, daß so schnell sie ihn lassen wolle, der er doch auch ein wackerer Mann, wenn auch kein Ritter, aber ihr gewiß aufrichtiglich ergeben sei. Frau Jutta wußte ihn indessen zu besänftigen, meinte, es ließe sich das nun nicht mehr ändern, mache sich auch vielleicht in der Folge, daß er auf Kirchberg als Burgsänger sich aufhalten und in ihrer Nähe sein könne. Wiewohl nun eine solche Vertröstung dem Sänger gar nicht genügen wollte, so mußte er sich doch drein finden, und war noch obenein so gutmüthig, für Frau Jutta an den Eitelfritz zu schreiben: „daß sie das Kreuzchen „annähme, doch nicht als Mahlschatz, sondern als ein „Andenken.“ Mit dieser Antwort wurde der Bote zurückgeschickt, und, geschmückt mit dem Geschenk um ihren Hals, kam Jutta in das Gemach zurück, wo der Narr ihr lachend entgegen rief: „Nun wissen wir doch, wem Schrötlein die Ringe bringt.“

Nach dem Mittagsmahle saßen die Frauen beisammen im Erker; der Kaplan stand bei ihnen, erzählte die grausame Begebenheit von dem schmählichen Tode der eilftausend Jungfrauen, und Graf Wichmann ging, die Hände auf dem Rücken, etwas überlegend, auf und ab. Plötzlich blieb er bei den Frauen stehen

und sprach: „Hört an, Kinder, übermorgen ziehe ich hinüber gen Eisenach zum Turnier, wollt ihr mit, so richtet euch ein."

„„Ach ja!"" riefen diese freudig aus, „„zum Turnier, da wollen wir mit.""

Weiter sprach der Graf zum Rüstmeister, den er herbeirufen ließ: „Von meinen Lehnsleuten sollen mich begleiten: der junge Krausdorfer und Vollrad von Volkerode. Zehn Knappen sollen aufsitzen, Kunz und der Koch sollen im Wäglein folgen. Uebermorgen früh mit Tages Anbruch geht's fort. Besorgt Alles, setzt Waffen und Rüstung in Stand, und Ihr, Herr Kaplan, laßt die Messe eine Stunde früher als gewöhnlich beginnen."

In der Burg war nun Alles munter und rege, und richtete sich ein. Der Sänger aber nahm seine Zitter und wanderte am andern Morgen schon voraus.

Abends vor der Abreise stand der Graf auf dem Söller, Kunz mit ihm, und erquickten sich an dem frischen Wiesengrün, durch welches die Ilm sich schlängelt, und an dem hellen Buchenlaube des dichten Waldes dahinter. Wie sie nun so hinschauen, da gewahren sie, wie, aus dem Walde kommend, ein langer Zug kleiner Männer, wie das Schrötlein, alle schwarz

angethan, sich vorwärts bewegt, in der Mitte des Zugs ein kleiner Sarg getragen wird, dem viele Weinende folgen. Der Zug kam gerade auf den Hornstein zu und zog in die Grundfelsen desselben ein.

„Edler Herr", sprach Kunz, „das gefällt mir nicht, das deutet auf nichts Gutes. Ich dächte, wir blieben daheim."

„„Warum?"" erwiederte der Graf. „„Was uns dort widerfahren kann, können wir auch hier erleben. Nein, nein, es bleibt dabei. Sagt aber den Frauen nichts von dem was wir gesehen, sie möchten sich ängstigen.""

Als es am andern Morgen fortgehen sollte, tobte ein fürchterliches Unwetter, und die Abreise mußte aufgeschoben werden, was den Frauen gar nicht recht war, und sie glaubten schon um das Vergnügen zu kommen. Nachmittags war der Himmel wieder heiter und da ging es fort. Gegen Abend war man in Erfurt, wo Vorbereitungen zu einem Turnier bei Fackelschein getroffen wurden, das für die von Eisenach Zurückkehrenden Ritter gehalten werden sollte. Da sprach der Graf: „So können wir hier bleiben und sehen dieses mit an; 's wird wohl eben so schön sein wie das in Eisenach;" und man blieb.

Andern Tages, um die Mittagsstunde, tönten die

Glocken von den Thürmen der Stadt. Mit Trauerhörnern und Todtengesang kam die breite Angerstraße herab ein Leichenzug. Auf der Bahre lag ein Ritter, geharnischt und Waffen neben ihm. Das Volk begleitete die Leiche in Haufen, und aus den Fenstern schauete man traurig hin. Auch die Hornsteiner thaten das.

„Wen trägt man da ins Paradies?“ fragte Kunz den Hauswirth.

„„S' ist die Leiche des Kirchbergers, des Eitelfritz. Er wurde gestern auf dem Turnier zu Eisenach von der Lanze des wilden Sizzo von Käfernburg durchstochen. Man trägt ihn in die Gruft seiner Väter.““

Frau Jutta schrie laut auf: „Mein Eitelfritz todt!“ und sank ohnmächtig nieder. Alles war verstimmt, besonders der Graf, der nun kein Turnier sehen wollte, und man kehrte nach Weimar auf den Hornstein zurück.

„Kunz“, sprach der Graf unterwegs, „weißt Du nun, was der Leichenzug der Kleinen bedeutete?“

„„O ja, des Kirchbergers Tod““, entgegnete dieser. „„Ja, so geht's in der Welt! Alles ist eitel. Heute roth, morgen todt. Gestern war Frau Jutta Braut, heute wieder Wittwe. Ihr Sänger wird dem Eitelfritz ein schönes Grabeslied singen.““



Frau Jutta aber war in tiefe Trauer versenkt, legte ein schwarzes Kleid an, umgab mit schwarzem Schleier ihr Haupt, wallfahrtete acht Tage lang nach St. Gangloff, und ließ Seelenmessen lesen für den erblichenen Eitelfritz. Dann kam der Sänger wieder, und auf dem Hornstein ging es in alter Weise fort wie zuvor.

Eines Abends saß Graf Wichmann allein auf dem Söller und simulirte, da trat das Schrötlein ins Gemach, einen guten Abend bietend.

„Ei, Schrötlein, was bringst Du noch so spät?"

„„Ich wollte Euch melden, edler Herr, daß morgen um die Mittagsstunde der Bräutigam auf Hornstein eintreffen wird.""

„Der Bräutigam? Was für ein Bräutigam? Wer ist der?"

„„Werdet's erfahren. Laßt Euch aber nicht irren, wenn er angezogen kommt in seltsamer Tracht; öffnet ihm das Thor; es ist ein junger Rittersmann, alten, edlen, turnierfähigen Geschlechts. Den Namen wird er Euch selbst sagen.""

„Und wer ist die Braut?"

„„Werdet's erfahren. Hier sind die Ringe für sie und ihn. Verwahrt sie wohl, hört Ihr!""

„Aber warum sagst Du nicht, wer Braut und Bräutigam sind?"

„„Ich höre unsere Bergglocke, muß fort. Gott behüte Euch!"" und zur Thür schlüpfte das Schrötlein hinaus.

Graf Wichmann schüttelte bedenklich den Kopf, wußte nicht, was er zu der Neuigkeit sagen sollte. Wie er nun so weiter darüber nachdachte, trat der Burgkaplan ein, und sprach ereifert darüber, daß es doch unerhört sei, ihm noch nichts davon gesagt zu haben, daß auf Hornstein eine Hochzeit sein werde, was er als Burgkaplan doch zuerst wissen müsse.

Der Graf war verwundert ob dieser Rede und fragte: „Wer spricht denn von einer Hochzeit?"

„„Nun"", erwiederte der Pfaffe: „„Draußen sitzen die Frauen, der Rüstmeister und der Narr, und sprechen ganz laut von einer Hochzeit, die bald sein werde.""

„Und das wundert Euch? Von Hochzeiten sprechen die Frauen gern, und der Narr wird ihnen wohl was weiß gemacht haben, der hat sie ja immer zum Besten. Ich weiß nichts von einer Hochzeit."

„„Ich muß das aber Alles voraus wissen, um mich mit der Traurede darauf vorzubereiten.""

„Nun, dann laßt Euch von den Weibern sagen,

wer Braut und Bräutigam, und wann der Hochzeitstag ist. Gute Nacht!"

Der Graf war verdrießlich über das Geschwätz des neugierigen Pfaffen, und verließ das Gemach, hörte aber draußen von Kunz, daß er dem Pfaffen ein Mährchen von einer Hochzeit aufgebunden.

Andern Tags saß man eben beim Mittagsmahl, wobei auch der Pater war, da ertönte des Thurmwarts Horn, und dem Grafen wurde gemeldet: sein Vetter Wilhelm, der Rotenburger, begehre Einlaß.

„Man lasse ihn ein", sprach der Graf.

Wilhelm trat in's Gemach. Der Graf ging ihm mit einem „Willkommen, Vetter!" entgegen, und reichte ihm die Rechte. „Wie geht's auf Rotenburg?"

„„Wie immer, still und ruhig. Wir haben nichts zu fechten, nichts zu streiten, schauen vergnüglich in die goldene Aue, und leben mit den Kyffhäusern in guter Freundschaft.""

„Was führt Euch zu mir auf den Hornstein?" fragte der Graf, der, eingedenk der Verkündigung des Schrötleins, im Vetter Wilhelm den Bräutigam zu sehen meinte.

„„Ich wollte Euch melden, daß morgen ein Waller bei Euch einsprechen wird, den ich bei Wöllnitz traf

als er auf dem Wege nach St. Gangloff war. Ich kenne ihn und bitte Euch, ihn gastlich aufzunehmen, es ist ein braver Mann.""

„Er soll willkommen sein."

„„Nehmt keinen Anstoß an seiner sonderbaren Kleidung. Er trägt eine graue Kutte, worauf drei rothe Kreuze sind, und auf der Brust, da hat er was Glänzendes, als wäre es ein Stern.""

„Schon gut, er soll willkommen sein, auch in der grauen Kutte."

Da erhob sich der Kaplan und sprach:

„Edler Herr! Seht Euch vor und heißt nicht gleich Jeden willkommen, den Ihr noch nicht näher kennt. Wer weiß, was das für ein Landstürzer ist, der Euch in grauer Kutte berücken will. Ich würde den Burschen erst prüfen lassen, ehe ihm die Burgpforte geöffnet wird."

„„Ei, ei, Herr Pater"", sprach Wilhelm entrüstet, „„Ihr wollt ein Diener der Kirche sein, sollt Nächstenliebe predigen, und redet Euerm Herrn Mißtrauen ein? Das ziemt Euch nicht.""

„Habt recht, Vetter", fiel der Graf ein, und wendete sich zum Pfaffen: „Ich werde und will den grauen Waller sehen und sprechen."

Die Ritter setzten sich zum Zechen nieder. Der Pfaffe nahm Theil daran, und so kräftigen, daß nach einer Stunde er fortgetragen werden mußte. Stammelnd ertheilte er den Trägern Absolution.

Am andern Morgen klopfte der graue Waller mit den drei rothen Kreuzen auf der Kutte an die Pforte, die ihm geöffnet wurde, da der Graf hierzu schon Befehle ertheilt hatte. Auch wurde er sogleich zu diesem geführt. Nach Rittersitte grüßte er und sprach:

„Edler Ritter und Herr. Mir ist geweissagt worden von einem Kundigen in den Sternbildern, es sei vom Schicksale eine brave Jungfrau zum Weibe mir beschieden, eine Waise edlen Stammes, welche auf ihrer rechten Hüfte drei rothe Kreuze, ein Muttermaal habe. Ausgehen müsse ich in Pilgertracht, mit drei rothen Kreuzen auf der Kleidung, wie ich hier vor Euch stehe, und sie suchen, die Waise. Da bin ich nun gezogen durchs Schwabenland, durch Franken, durchs Vogtland und hierher ins schöne Thüringen. Ueberall hab' ich gegrüßt als Pilger die Ritterstätten nach Rittersitte, habe Edle, in Klöstern, der Kirche Diener gefragt: ob sie mir nicht Kunde geben könnten von dem Mägdlein, der Waise edlen Stammes mit den drei rothen Kreuzen auf der rechten Hüfte; aber

Keiner konnte mir Kunde geben, Keiner. Da bin ich nun auch gekommen nach Hornstein, Euch, edler Herr, zu fragen: ob Ihr vielleicht mir sagen könnt, wo ich das Ziel meiner Wallfahrt finde?"

Graf Wichmann schüttelte bedenklich den Kopf. Ihm fielen Schrötleins Worte wieder ein, und da Anna eine Waise und edlen Stammes war, so meinte er bei sich: möglich, daß die es ist, die der Waller suchen muß. Nach einigem Besinnen sagte er: „Weilet hier, edler Pilger, bin gleich wieder bei Euch; laßt Euch indessen einen Becher kredenzen."

Er ging in das Kämmerlein der Frau Jutta, erzählte ihr, was der Pilger zu ihm gesprochen, und fragte: ob sie nicht wisse, daß Anna ein solches Maal an sich trage?

Jutta erröthete jungfräulich und sprach: „Ja, Eure Anna hat solch Muttermaal von drei Kreuzen auf der rechten Hüfte mit auf die Welt gebracht.""

„„Nun"", sprach der Graf, „„so geschehe des Herrn Wille! Geht zu Anna, kleidet sie festlich an, und führt sie in mein Gemach.""

Er ging dahin zurück und sprach zum Pilger:

„Edler Ritter, denn das seid Ihr doch gewiß, Ihr habt das Ziel Eurer Wallfahrt erreicht. Die Waise

mit den drei Kreuzen, die Tochter des Ritters von Etzdorf, erzog ich in meiner Burg. Sie ist ein gutes, häusliches Kindlein, an der ich viel Freude erlebte, und eines braven Mannes werth. Da das Schicksal sie Euch bestimmt, so habe ich, ihr Pflegevater, nichts dagegen, daß sie Euer Weib werde, doch nur, wenn ihr eigener Wille es ist, Euch als Mann zu erkiesen."

Hohe Freude glänzte im Auge des Wallers. Nach oben hob er, dankend dem Himmel, die Hände; dann fiel er an Wichmann's Brust und küßte ihm die Stirn. Indem trat Jutta mit Anna ein.

„Anna", sprach der Graf, „dieser da wirbt um Deine Hand. Sieh ihn an, ob er Dir gefällt."

Anna erröthete, sah den Pflegevater bedeutungsvoll an, als wolle sie sagen: einem Pilger soll ich meine Hand reichen? — Der Pilger schien das zu erlauschen, warf seine Kutte schnell ab, stand im ritterlichen Schmucke vor der höchst überraschten Anna, blickte diese mit liebetrunknen Augen an, und sprach: „Anna von Etzdorf, vor Euch steht der Ritter Mühlheim, den Euch ein höheres Gebot zum Ehemann beschied. Hier biete ich Euch meine Rechte zur Wanderung durch das Leben an meiner Seite; werdet Ihr sie von Euch weisen?"

Mit dem Ausdrucke höchster Zärtlichkeit sprach er die letzten Worte langsam aus, prüfend die Miene der schüchtern abwärts sehenden Anna.

Sie schwieg. Da erfaßte der Graf ihre Hand und sprach:

„Mein Kind, Du hast freie Wahl; Dein Wille wird der meinige sein, nie von mir bestimmt werden; gefällt Dir der Mühlheimer, glaubst Du mit ihm glücklich zu sein, so sage ich gern Ja dazu."

Da fiel Anna ihrem Pflegevater um den Hals, flüsterte ihm leise zu: „er sei mein Gemahl!" Der Graf legte die Hände der Glücklichen in einander, und hielt eine Thräne der Freude nicht zurück. Alle Bewohner der Burg mußten nun herbei, dem Brautpaare Glück zu wünschen, wobei Kunz nicht unterließ, sein Späslein drein zu mischen und auszurufen: „I, wie hat sich denn das so geschwind gemacht? so hat das Schrötlein doch recht."

Andern Tags führte der Graf die Braut zum Altare. Der Pater sprach den Segen, des Schrötleins Ringe wurden gewechselt, und bald darauf setzte man sich zum Mittagsmahle nieder. Hoch ging es dabei her; der Sänger sang Lieder von Liebe und Freude, Kunz gab Scherzreden, neckte Frau Jutta mit dem

Sänger und andern Freiern, und dabei kreiste der Pokal fleißig, dem der Vater nicht unsanft zusprach.

Als es Abend war, die Kerzen brannten, trat Schrötlein in den großen Saal, verneigte sich und sprach zu Graf Wichmann: „Edler Herr, wir haben da unten im Felsen, der Eure Veste Hornstein trägt, vernommen, daß Ihr heute ein großes Fest feiert, und da bin ich gekommen, Euch zu bitten, daß Ihr uns gestattet, auch dabei erscheinen zu dürfen, dem Brautpaare viel Glück ins Leben zu wünschen, und ihm ein geringes Andenken an uns zu reichen."

„„Das sei Dir gern gewährt, mein treues Schrötlein"", erwiederte der Graf. „„Komme herbei mit Allen, die hier sein wollen, sie werden uns willkommen sein.""

Da ging das Schrötlein hinaus, und nach einem Weilchen trat es wieder ein, gefolgt von vielen hundert Männlein und Fräulein seiner Art und Größe, und vielen Spielleuten, so, daß der Saal schier zu enge war. Paarweise zogen sie vor Braut und Bräutigam vorüber, verneigten sich, und jedes Paar rief diesen zu: „Glück auf!" dann umschlossen sie es mit einem großen Kreise, und tanzten lustig und jauchzend um sie herum, drehten sich schnell und schneller, und zuletzt kauerten sich Alle nieder. Nur das Schrötlein

blieb stehen, zog aus seinem Busen eine goldene Rose mit silbernen Blättern, trat zur Braut hin und sprach: „Anna, Frau des edlen Ritters Mühlheim, wir überreichen Dir hier eine kleine Gabe, die mögest Du bewahren als ein Andenken an uns. Bist Du in Gefahr, bedroht Dich ein Unglück, bedarfst Du Hülfe oder guten Rath, so stecke sie an Deine Brust, und Einer von uns wird zum Beistande erscheinen, wo Du auch sein magst. Bewahre es aber wohl, dieses Kleinod, denn ohne solches vermögen wir nicht Dir zur Hülfe zu sein. Leb' wohl, ehre Gott und seine Gebote und sei uns freundlich eingedenk immerdar."

Anna nahm die Rose, drückte dem Schrötlein die Hand, küßte ihm die Stirn, und nickte Allen ihren Dank zu.

Da erhoben sich die Kleinen, sprangen noch einmal um das Brautpaar herum, zum Saale hinaus und hinab in ihre Felsenklüfte.

Die goldene Rose aber bewahrte das Geschlecht der Mühlheimer fort und fort, als ein kostbares und schützendes Kleinod, das seine Kraft bewährte, bis das Geschlecht erlosch, und sie in fremde Hände überging.

Die weiße Jungfrau.

Auf dem Thüringerwalde, dem sagenreichen Gebirge, da liegen zwei Dörfer, Ruhla und Liebenstein. Jenes, belebt durch Fabriken und Gewerbe; dieses, durch Gesunde und Kranke, welche Heilung suchen, und diese, wie Vergnügen, bei seiner wohlthätigen Quelle finden.

Der Fußweg von dem einen zum andern führt über eine Berghöhe, welche „die Wallfahrt“ heißt. Auf dieser stand vor grauen Jahren ein Nonnenkloster, ein prächtiger Bau, der mit seinen vier hohen Thürmen weit hinein ins Land schauete. Drinnen ward ein wunderthätiges Muttergottesbild verwahrt, das bei der Grundlegung des Klosters man aufgefunden hatte. Wer das mit seinen Lippen berührte, und treu gläubig

um Befreiung von seinen Uebeln die himmlische Jungfrau bat, der verließ den Tempel, geheilt von allen Leibesgebrechen. Drum ward es aber auch berühmt und hochgeehrt, das Kloster. Aus Nah und Fern wallfahrtete man dahin, und Keiner trat aus dem Tempel, ohne der wunderthätigen Maria reichliche Gaben zu spenden. Dies verschaffte dem Kloster einen solchen Reichthum, daß immer mehr noch es erweitert, immer prachtvoller noch es ausgeschmückt werden konnte, und viele Stunden im Umkreise gab es kein schöneres, kein reicheres Kloster.

Einige Jahrhunderte stand es so im höchsten Glanze und Ansehen. Das Volk strömte zahllos herzu, sich zu heilen, und mehrte dadurch den Reichthum des Klosters so, daß die Nonnen fast nicht wußten, wie sie diesen verwenden sollten. Aber die Worte des weisen Jesus Sirach: „Alles währet seine Zeit, Alles geht zu seiner bestimmten Stunde wieder vorüber", trafen auch hier ein. Zur Zeit, als die tollen Bauern umherzogen, Kirchen und Klöster plünderten und zerstörten, da verwandelten sie auch dieses Kloster in einen Steinhaufen. Den Nonnen blieb kaum so viel Zeit, ihre großen Schätze im Klostergarten zu vergraben, dem Raubgesindel sie zu entziehen, und nur Eine, in

der Kleidung einer Bäuerin, blieb zurück, sie unbemerkt zu überwachen, während die andern sich flüchteten. Als nun die Bauern nicht so viele Kostbarkeiten fanden, wie sie in dem reichen Kloster zu erbeuten hofften, von den zurückgebliebenen Dienern des Klosters auch vergebens Auskunft verlangten, wohin die Schätze gebracht worden: so erbitterte sie das so, daß sie Alle und auch die zurückgebliebene Nonne mordeten. Da erbarmte sich die Gottesmutter der unglücklichen Himmelsbraut, rief sie ins Leben zurück, und gestattete ihr, als Wesen höherer Art, versehen mit übermenschlichen Kräften, auf der Höhe, wo das Kloster stand, den Menschen sichtbar zu sein und Gutes zu wirken. Seitdem wandelt diese bei der „Wallfahrt" umher, ist weiß gekleidet, von einem zarten weißen Schleier rings umflossen, und trägt an ihrer Seite ein Schlüsselbund. So sahen sie schon oft Vorübergehende, besonders am ersten Osterfesttage, oder am Tage der Himmelfahrt der Muttergottes. Grüßten sie sie, so nickte sie ihnen immer mit freundlicher Miene zu. Näherte sich aber Einer, der vorlaute Absichten hatte, so hielt in gewisser Entfernung eine unsichtbare Macht ihn zurück, und er konnte nicht weiter. Es näherte sich ihr daher selten Jemand. Alle sieben Jahre aber,

in der Mitternachtsstunde des Tags, an welchem das Kloster zerstört ward, da steigen die Schatten der im Kloster beerdigten Nonnen aus ihren Gräbern. Von zartem Nebelschleier umgeben, ist das Kloster in seiner ganzen alten Pracht und Herrlichkeit sichtbar, sein harmonisches Glockengeläute ertönt, und paarweise ziehen die Schatten, von der weißen Jungfrau angeführt, in die von tausend Kerzen erleuchtete Kirche, man hört die Orgel und den Gesang: O Sanctissima ꝛc. Um ein Uhr ziehen sie wieder heraus, singend und betend, steigen in ihre Gräber, die sich schließen, und das Kloster sinkt in die Tiefe. Leute, welche um diese Zeit des Wegs kamen, die geisterhafte Erscheinung staunend mit ansahen, sich näherten, genauer sie zu betrachten, wurden von einem heftigen Fieberschauer gerüttelt, und starben jedes Mal Tags darauf. Seitdem geht Jeder rasch vorüber, der zufällig genannten Tags Zeuge der Erscheinung ist, und wagt es kaum, seitwärts danach hin zu blicken.

Einst geht einmal eine arme Bauersfrau aus dem nahen Dorfe Steinbach auf die „Wallfahrt", sich Holz da zu lesen, und nimmt in ihrem Korbe ihr sechsjähriges Mägdlein mit, es nicht allein zu Haus zu lassen. Als sie vor dem Walde anlangt, thut sie ihm einen

Laken um, damit es nicht friere, denn es hatten die Bäume noch kein Grün, kein Blümchen blühte, kein Grashalm war noch hervorgesproßt, und der Wind pfiff herbe durch die unbelaubten Zweige. Dabei sagt sie dem Kinde: „Bleibe hier sitzen bei dem Korbe bis ich wieder komme. Gehe ja nicht in den Wald, ich kehre bald zurück.“ Das Kind verspricht es. Als ihm aber die Mutter zu lange ausbleibt, es zu frieren beginnt, da weint es und ruft die Mutter, und weint immer mehr, da die Mutter nicht kommt. Mit einem Male steht eine weiße Jungfrau vor ihm; das Kind erschrickt, will fortlaufen. Da redet die Jungfrau ihm freundlich zu, streichelt ihm die Wange und spricht: „Weine nicht, Kind, ich thue Dir nichts. Hier hast Du schöne Blumen, Kirschen und Erdbeeren. Komm mit in meinen Garten, da gebe ich Dir noch viel mehr Blumen und Beeren, und wenn die Mutter zurückkehrt, bringe ich Dich wieder hierher.“

Das Kind ist sehr erfreuet über die schönen Blumen und Früchte, weint nicht mehr und geht mit der weißen Jungfrau, die es an ihrer Hand in den Wald hinein führt. Lange gehen sie nicht, da kommen sie in einen großen Garten, wo Alles grünt und blüht, die schönsten Blumen in Menge umher stehen, an den

Bäumen Früchte hängen, auf einem Teiche Schwäne herum kreisen und Goldfischchen darin leben. Da freut sich das Kind gar sehr, hüpft und springt, pflückt Beeren und Kirschen, ißt, was ihm beliebt, und denkt nicht an die Worte der Mutter noch an diese selbst.

Die Jungfrau führt das Kind im ganzen Garten herum, zeigt ihm die Fischchen im Wasser und die kleinen Kaninchen, die im hohen Grase herumspringen, bricht ihm Aepfel von den Bäumen und füllt ihm die Taschen mit Kirschen. Dann spricht sie: „Nun, liebes Kind, will ich Dich wieder zurückbringen, Deine Mutter möchte sonst in Angst gerathen, wenn sie Dich nicht bei ihrem Korbe fände."

„„O nein"", spricht die Kleine mit trüber Stimme, „„noch nicht fortgehen. Laß mich noch hier, es ist schön in Deinem Garten und so hübsch warm. Draußen vor dem Walde beim Korbe ist's kalt.""

Aber die Jungfrau sagt mit liebevoller Stimme: „Nein, liebes Kind, Du mußt jetzt fort, sonst weint und grämt sich die Mutter um Dich. Du kannst alle Tage wieder in meinen schönen Garten kommen und Dir Aepfel und Beeren und Blumen holen."

Sie giebt ihm noch einen großen Blumenstrauß, nimmt es bei der Hand und führt es aus dem Garten.

Die Mutter war indessen mit einem Holzbündel zurückgekommen, findet ihr Kind nicht und ist ganz in Verzweiflung. Sie ruft das Kind, jammert und weint und ringt die Hände. Eben will sie wieder in den Wald hinein, es aufzusuchen, da tritt an der andern Seite die weiße Jungfrau mit dem Kinde an der Hand aus dem Walde. Einen lauten Schrei thut vor Schrecken und Freude die Mutter, denn daß sich die weiße Jungfrau hier zuweilen zeige, das wußte sie. Das Kind läßt die Hand seiner Führerin, die augenblicklich verschwindet, und läuft mit freudiger Miene auf die Mutter zu, und ruft: „Sieh einmal Mutter, die schönen Blumen und die Aepfel und Kirschen, die ich hier habe."

Die Mutter steht erstaunt, weiß nicht, was sie sagen soll, freuet sich aber gar sehr, ihr Kind wieder zu haben, und drückt es freudig an die Brust.

„Kind", sagte sie, „wo bist Du gewesen, wo hast Du die schönen Blumen und Früchte her?"

Und nun erzählt ihr das Kind voll Leben und Lust Alles, was ihm begegnet, was es gesehen, erhalten; von dem schönen Garten, den Fischchen, den Schwänen und von der weißen Frau, die es dahin gebracht.

„Die hat gesagt", so schließt es seine Worte, „ich soll alle Tage in ihren Garten kommen, sie will mir immer Beeren und Kirschen geben. Das ist gar eine gute Frau. Hörst du Mutter, alle Tage soll ich kommen; Du mußt aber mit gehen. Ach, da ist's schön in dem Garten, viel schöner als in unserm."

Auf dem Nachhausewege kann das Kind gar nicht aufhören zu reden von dem schönen Garten, und als es zum Vater kommt, wird diesem auch Alles erzählt.

Andern Tags schon will das Kind gleich frühmorgens in den schönen Garten, muß aber bis Nachmittag warten. Vater und Mutter gehen mit, denn die weiße Jungfrau zu sehen, von der sie viel sprechen gehört, sind sie sehr begierig.

Sie kommen beim Walde an, gehen eine Strecke hinein, sehen aber keinen Garten, überall noch unbelaubte Bäume, todte Natur. Sie gehen noch eine Strecke weiter, da zeigt sich mit einem Male in einiger Entfernung der prächtige Garten.

„Da ist er, da ist er!" ruft das Kind freudig aus, und läuft hurtig dem Eingange zu, den ein hoher Bogen von Rosen und bunten Winden bildet, und bis in die Mitte eines langen Ganges, wo die Jungfrau steht, es willkommen heißt, und ihm sogleich

Blumen und Erdbeeren reicht. Die Eltern bleiben am Eingange stehen, rufen dem Kinde zu, bei ihnen zu bleiben, worauf dieses nicht achtet. In den Garten einzutreten fürchten sie sich. Die Jungfrau winkt, zu ihr zu kommen, das Kind ruft, sie möchten doch hereinkommen; aber sie thun es nicht, und sehen, wie die Jungfrau ihr Kind bei der Hand nimmt, mit ihm weiter in den Garten geht, und endlich ihren Blicken entschwindet. Je länger das Kind ausbleibt, desto besorgter werden sie, und als es nach einer Stunde noch nicht da ist, da macht eins dem andern Vorwürfe, daß sie sich durch ihre Neugierde verleiten lassen, hierher zu gehen, und daß keines daran gedacht, das Kind nicht von ihrer Hand zu lassen.

„Die weiße Jungfrau soll zwar Niemand ein Leid's thun", spricht die Mutter, „man hat das wenigstens noch nie gehört, kann aber doch nicht wissen."

Und der Vater spricht: „„Nun, wenn wir das Blitzmädel nur erst wieder haben, dann soll es gewiß nicht wieder her. Die Angst wollen wir uns nicht wieder machen. Die Jungfrau mag wohl recht gut sein, 's ist aber doch so eine Art Zauberin; wie könnten sonst Blumen hier blühen und reife Früchte an den Bäumen hängen, da unten im Dorfe noch nir-

gends ein grünes Blatt ist. Nein, nein, das ist nichts. Ich lasse das Mädel nicht wieder her.""

Ihre Angst ist schon auf's Höchste gestiegen, denn auch eine zweite Stunde war vergangen, da erblicken sie endlich in der Ferne die weiße Jungfrau, das Kind an der Hand, und da fiel ihnen ein großer Stein vom Herzen. Wo jene es bei der Ankunft empfangen, da ließ es die Kleine wieder von der Hand, und schnell lief diese den Eltern zu, laut jauchzend, daß es reichlich mit Blumen und Früchten wieder beschenkt sei.

Während sich nun die Eltern bücken, zu besehen was es mitbringe, und sich mit ihm freuen, verschwindet Garten und Jungfrau, und sie erschrecken, als sie beim Wiederaufrichten nichts als laublosen Wald um sich sehen.

„Siehst Du wohl", spricht der Mann, „hab' ich's nicht gesagt? 's ist eine Zauberin, die weiße Jungfrau. Nein, nein, die soll die Kleine nicht wieder sehen, die ist im Stande und giebt sie gar nicht wieder her, oder verwandelt sie, Gott weiß, in was."

Die Frau widerspricht nicht, denn auch ihr ist die Sache etwas unheimlich, und sie gehen nach Haus.

Kaum ist das Kind am andern Morgen aufgestanden, so will es wieder in den schönen Garten der weißen Jungfrau. Die Eltern verweigern das unter dem Vorgeben, sie hätten keine Zeit, und die Kleine fügt sich, wiewohl ungern. Noch einige Tage wissen sie so das wiederholte Verlangen des Kindes nach dem Garten abzuweisen. Endlich sagen sie ihm, die weiße Jungfrau sei gestorben, und könne man nun nicht mehr zu ihr. Da weint das Kind bitterlich, sehnt sich nach seiner Wohlthäterin, und läßt nicht ab mit Weinen. Es wird krank, die Mutter weicht nicht von seinem Bettchen, und da es immer schwächer wird, beschließen die Eltern, es wieder hinzubringen zur weißen Jungfrau, wenn es genesen. Aber es geneset nicht, liegt still vor sich hin und schließt die Augen. Schon meinen die bekümmerten Eltern, es sei todt, da richtet es sich mit verklärtem Gesicht auf, hebt die Händchen nach oben, und spricht: „Sieh Mutter, da ist die weiße Jungfrau, und bringt mir Blumen und Kirschen. — Sieh doch, sie steht ja hier an meinem Bettchen, sieht mich so freundlich an; winkt mir; nimm Du die Blumen hin, ich folge ihr; leb' wohl Mutter, und das Kindlein fiel zurück in des Todesengels Arm.

Burg Waldstein auf dem Fichtelgebirge.

Wer von Wunsiedel aus des Frankenlandes mächtigen Gebirgszug, das Fichtelgebirge, in blauen Wellenlinien den Saum des Horizonts bildend, vor sich liegen sieht, wie es links und rechts sich ausdehnt mit seinen hohen Kuppen und tiefen Einschnitten, und hört von den lieblichen Thälern und landschaftlichen Bildern zwischen diesen Bergen, wie reich gekrönt und geschmückt seine Höhen sind mit Resten aus den Zeiten des Ritterthums dahin geschwundener Jahrhunderte, die noch jetzt eine rege Phantasie als ein romantisches Zeitalter uns auszumalen vermag, der zieht gewiß nicht vorüber, ohne dieses Gebirge zu erklimmen. Und steht er nun hoch oben auf seinen Felsenzinnen, blickt hinab in's schöne Frankenland, und erquickt sich im Anschauen überreich ausgestatteter Gegenden, gelehnt

an mürbe Mauern zerfallener Vesten, dann säumt gewiß nicht der gesprächige Führer, zu erzählen die Mährlein von dieser Burg, die Sage von jener Höhle oder Felsenkluft. Und wer hörte nicht gern solche liebliche wie schauerliche Dichtungen aus grauer Fabelwelt, in denen immer ein Funken von Wahrheit glimmt, eine gute Lehre niedergelegt ist oder eine Warnung.

So ging es auch mir, als ich das schöne Fichtelgebirge durchwanderte, geführt von einem Gebirgsbewohner, der mit großer Liebe an seinen heimathlichen Bergen hing, jeder Höhe, jedes Felsens, jedes Bächleins Namen mir nannte und meinte: keinen schönern Erdenfleck gäbe es, als sein Fichtelgebirge. Ich freuete mich dieser Anhänglichkeit, die ihn so glücklich machte, und hörte gern zu, wenn er mir erzählte von den Geistern und Zwergen und Kobolden, die in seiner gebirgigen Heimath in früher Zeit ihr Wesen trieben, ja, zu Zeiten noch jetzt treiben sollten.

Da standen wir eines Morgens auf den Trümmern der Burg Waldstein. Hingenommen von den reich geschmückten, ausgebreiteten Landschaften, welche dort böhmische, hier pfälzische und thüringsche Gebirgszüge begrenzen, saß ich stumm und sinnend, schwelgend im Vollgenuß des Betrachtens. Unwillkührlich rief

ich aus: „Wie wunderschön ist's hier, wie göttlich groß sind diese Bilder!"

„„Ja"", sprach der Führer ganz trocken, „„das hat noch Jeder gesagt, mit dem ich hier war.""

„Hier möchte ich wohnen und leben!" fuhr ich fort, mehr mit mir selbst als mit Jenem redend. Dieser aber erwiederte schnell: „„Hier wohnen? Nein Herr, das thäten Sie gewiß nicht.""

„Und warum nicht?"

„„Ei zum Henker, hier ist's bei Tag wie bei Nacht nicht geheuer, und wenn uns nichts aufstößt, so können wir von Glück sagen, denn hier treibt's sein Wesen überall; und hat schon manchen Wanderer, der ohne Geleit ging, irre gemacht und irre geführt.""

„Wirklich! Nun, erzähle doch so eine Spukgeschichte, höre gern dergleichen."

„„Das will ich wohl, aber"", fügte er ernsthaft hinzu, „„zu spaßen ist wahrhaftig nicht.""

„Hat nichts zu sagen, Freund. In alter Zeit mag es wohl dergleichen Spukereien gegeben haben, jetzt nicht mehr."

„„Sie meinen wohl, weil die Leute nicht mehr an den Teufel glauben, gäbe es auch keinen mehr? Oho! der treibt noch immer auf der Erde sein Wesen.""

„Gewissermaaßen hast Du recht, doch, erzähle."

Da hub der Führer an und erzählte: — Es war einmal ein Mann, der hat das Feilenhauen erlernt gehabt und lange Zeit betrieben. Späterhin hat es ihn aber nicht mehr nähren wollen, und da kommt er auf den tollen Einfall, sich auf das Geisterbannen zu legen, denn zu seiner Zeit da hat es noch Geister die Menge gegeben, welche die Menschen gar erbärmlich gezwickt und geplagt haben. Starb Einer, der unter seinen Nachbarn nicht gut angeschrieben war, so war Alles zu wetten, er kam als ein anderes Wesen wieder zum Vorschein, und plagte nun die, die ihm im Leben feind waren. Ja, schon vor der Beerdigung begann in seinem Hause der Spuk. Er polterte und schabernackte, rumorte auch wohl im ganzen Orte, und setzte Alles in Furcht und Schrecken. Wenn nun die Leute nicht wußten, wo aus noch ein, da wendeten sie sich an den alten Feilenhauer und baten um Hülfe, denn bekannt war der als ein studirter Geisterbanner.

Eine gar seltsame Gestalt war dieser Feilenhauer, und ein verwogener Kerl. Groß war er, sehr groß, aber hager und ganz kurz von Oberleib. Eins seiner langen Beine war gerade, das andere, das er einmal bei einer Teufelsbeschwörung gebrochen, war schlecht

geheilt und seitdem um eine Hand breit kürzer, als jenes. Wenn er nun gegangen ist, so hat das gar seltsam ausgesehen, so, wie wenn er eins ums andere, eine Stufe in die Höhe und eine wieder nieder träte. Augen und Nase hat er gehabt wie ein Falke. Letztere ist vorn dick und dunkelroth gewesen, und die wild um den Kopf herum hängenden Haare fuchsroth. Dabei ist er zerlumpt einhergegangen, wiewohl er mit seiner Geisterbannerei viel Geld verdient gehabt. Auf dem Kopfe hat er einen großen gelben Strohhut getragen, auf dem Rücken einen Ranzen mit Fischotterhaut überzogen, und in der Hand einen dicken Stab, der noch einen Fuß über seinen Kopf ragte. Denken Sie sich, Herr, diese Figur, und Sie werden sagen: der Kerl muß ausgesehen haben wie der Teufel selbst, und kein Wunder ist's gewesen, daß die bösen Geister vor ihm wichen. Dieser Mann ist von Ort zu Ort gezogen, seine Hülfe anzubieten, wo es Geister gab, gerade so wie jetzt die Lumpensammler umherziehen, die Leute von Lumpen zu befreien. Kehrte er wo in der Schenke ein, so ist die immer voll Neugieriger gewesen, die ihn sehen wollten und bei seinen Reden Maul und Nase aufsperrten; denn gesprochen hat er wie ein Buch, und die Worte sind ihm geflossen wie

Wasser. Ist er in ein Haus geholt worden, da hat man schon gewußt, was die Glocke geschlagen. Vor der Thür hat sich das Volk gesammelt, zu schauen, wie er die bösen Geister zum Schornstein hinausjagen werde. Das ist aber selten geschehen. Nein, fortgejagt hat er sie nicht, in seinen Ranzen hat er sie eingesperrt. Wenn er in ein Haus gekommen, wo ein böser Geist spukte, da hat er seinen Hokuspokus gemacht, den Zirkelkreis geschlagen, und Beschwörungsformeln in einer fremden Sprache geplappert. Wo nun auch der Poltergeist gesteckt hat, da hat er hervorkommen müssen, und hat sich zu den Füßen des Feilenhauers niedergekauert. Der hat ihm den geöffneten Ranzen vorgehalten, und husch! ist das Ungethüm ohne Weigerung hineingeschlüpft. Wenn er nun den Ranzen vollgehabt von dergleichen Zeugs, dann ist er hier herauf gekommen auf die Burg Waldstein, hat den Ranzen geöffnet, die bösen Geister herausgelassen, aber festgebannt, daß Keiner entwischen konnte. Hier haben sie in Ordnung und Eintracht beisammen sein müssen, und Einen hat der Feilenhauer zum Aufseher bestellt, der mit einer Peitsche von Schlangenhäuten drein geschlagen, wenn sie nicht parirt haben. Um ihnen die Langeweile zu vertreiben, hat er ihnen

das Kartenspiel erlaubt, und dazu Karten von Eisen gemacht. Dort um das tischförmige Felsenstück herum haben sie gesessen und aufgetrumpft. Man kann Spuren davon noch jetzt auf dem Steine sehen.

Mein Erzähler ließ nicht nach, ich mußte mit ihm hin zum Spieltische der Ungethüme, und schauen, wie bekritzelt der Tisch durch die eisernen Karten sei.

Ja, sehen Sie, fuhr er fort, das war die Geschichte vom Feilenhauer, dem Geisterbanner. Die Leute sagen, er wäre keines natürlichen Todes gestorben, und der Teufel habe ihn zuletzt geholt.

Jetzt hören Sie noch eine Geschichte, die hier oben bei Burg Waldstein sich begeben, und viel grausiger ist.

An einem schönen Sommertage ist einmal ein armer Mann hier oben, und hackt in der Nähe der alten Mauern Holz. Er hat es sich sehr sauer werden lassen, schon an die vier Stunden gehackt, und setzt sich nun, sein Stückchen Vesperbrod, mit Salz bestreuet, zu verzehren. Gern hätte er für heute sein Tagewerk geschlossen, denn gar zu erschöpft ist er von der Schwüle des Tags; aber noch hat er nicht verdient, was er für den nächsten Tag bedarf, arbeitet daher weiter. Als der Abend naht, packt er ein Bündel des Gespaltenen zusammen, huckt es auf den Rücken

und will gehen. Da tritt hinter dem alten Gemäuer ein kleines Männchen hervor, nickt dem Holzhacker freundlich zu, reicht ihm einen röthen, gebrannten Ziegelstein und giebt ihm durch Mienen zu verstehen, daß er ihn mitnehmen solle. Der Holzhacker erschrickt zwar nicht vor der seltsamen Erscheinung, denn er ist ein starker kräftiger Mann, aber die kleine Kindesfigur mit einem alten Kopfe kommt ihm doch befremdend vor und unheimlich.

Er nimmt den Ziegelstein, besieht ihn von allen Seiten, reibt daran mit der Hand, auch mit dem Aermel der Jacke, zu prüfen, ob der Stein von besonderer Beschaffenheit und von Werth sei, allein er entdeckt nichts. Es war ein gewöhnlicher Ziegelstein und blieb ein Ziegelstein. Unwillig darüber dreht er sich, das Männchen zu fragen: was er mit seinem Geschenke solle? aber das ist schon fort. Da ärgert er sich, von dem kleinen Wesen gefoppt zu sein, schickt diesem noch einige derbe Reden nach, und wirft den Stein weg.

Er geht nach Haus, bringt sein Holzbündel in den Stall, und tritt in die Stube, wo die Frau fleißig am Spinnrocken sitzt. Aber kaum erblickt diese ihn, so springt sie auf und spricht:

„Ei lieber Mann, wo bist Du denn gewesen? Deine

Hände und der Jacke Aermel glänzen ja wie pures Gold. Was hast Du denn angegriffen?"

Der Mann besieht Hände und Aermel, und erstaunt, daß die zuvor vom Ziegelstein roth gefärbten Stellen jetzt wie Goldstaub schimmern.

„„Was zum Henker ist denn das!"" fährt er auf, „„das ist von dem Ziegelsteine. Der ist wohl gar Gold gewesen! Da muß ich Dummkopf flugs zurück, ehe es Nacht wird, und den Stein holen, damit ihn kein Anderer findet.""

Ohne der neugierig fragenden Frau das Räthsel zu lösen, die nicht weiß, was des Mannes Worte bedeuten, rennt er fort, den Berg hinan bis auf die Stelle, wo das Männchen ihm erschien, und er den Stein hingeworfen. Aber so emsig er auch sucht, jeden Stein aufnimmt, an jedem reibt und wischt, den Ziegelstein findet er nicht, der war fort und blieb fort.

Der Abend dunkelt, er kann nichts mehr erkennen. Da kehrt er ärgerlich heim, verwünschend sein unkluges Benehmen gegen das Zwergmännchen, das ihn so reichlich beschenken wollte.

Aber welch' Wetter bricht herein, als er nun der Frau den ganzen Hergang erzählen muß. Sie flucht und tobt, will ihm schier die Augen auskrallen, läßt

ihm die ganze Nacht keine Ruhe, und kaum grauet der Tag, so jagt sie den armen Mann nochmals hinan auf den Waldsteiner Burgberg, den Ziegelstein zu suchen, aber umsonst. Der war fort und blieb fort.

So geht es, setzte der Erzähler hinzu, wenn man nicht dankbar auch die kleinste Gabe annimmt, sie verachtend wegwirft, und es geschah drum dem Holzhauer ganz recht, daß er so bestraft wurde.

Ich war aufgestanden, meine Wanderung fortzusetzen. Da sprach der Führer: „Halt, Sie dürfen noch nicht von hier. Ich muß Ihnen noch zwei Geschichten erzählen, wie der Burggeist vorlaute und neugierige Menschen gezüchtigt hat hier oben auf dem Walrstein."

Ich setzte mich wieder und vernahm:

Daß der Burggeist, fuhr er fort, noch immer um diese alten Mauern herum wirthschaftet, ist eine ausgemachte Sache. Bald zeigt er sich so, bald so, als Riese, als Zwerg, als Mann, als Weib, kurz, wie er will. Das kleine Männchen, das dem Holzhacker den Ziegelstein gab, das ist er auch gewesen. Gewöhnlich beschenkt er die Menschen, scheint ein gutmüthiger Geist zu sein. Wer ihn aber höhnt, der kommt schlecht weg. Die Jägersleute, die haßt er, foppt und neckt sie, oft recht derb; weil sie ihm das

Wild verscheuchen, was er liebt und zwischen den Mauern im Winter füttert. Wenn nun ein Jäger heran kam, Wild zu schießen, und das geschah häufig, denn die Grünröcke wußten, daß dergleichen immer hier stehe, so flüchtete sich das Wild zwischen die Mauern. Folgte der Jäger, so begann ein solches entsetzliches Jagdgetöse, Hörnergeschmetter, Hundegeklaffe, Peitschengeschnalze, Pfeifen und grausiges unheimliches Gelächter, daß auch der kühnste Jäger umkehrte und froh war, den Berg des Spukgeistes hinter sich zu haben. Gar Mancher hat der Erzählung von solchem Spuk hohngelacht, feige Memmen die genannt, welche sich davon einschüchtern ließen, Reißaus nahmen, war kühnen Muthes herangestiegen, aber gar bald betäubt oder doch beschämt umgekehrt. Da ist endlich des Waldsteins Höhe und das ganze Revier umher von der Jägerzunft in Verruf erklärt und von keinem Waidmann mehr betreten worden, so gute Jagd auch hier zu machen gewesen.

Einst kommt ein Jäger, ein schmucker, kräftiger Mann aus dem fernen Sachsenlande nach Weißenstadt, die Freundschaft zu besuchen. Man spricht von der Jagd, erzählt sich von erlebten Jagdgeschichten, merkwürdigen Schüssen, seltsam gebildeten Geweihen und

Gehörnen, von dressirten Hunden, von Sechszehnendern, die im Fichtelgebirge noch zu finden wären, und dergleichen mehr, wie das nun so unter Jagdleuten üblich ist. Auch von der Waldsteinshöhe, als dem Hauptäsungsplatze des Rothwildes, wohin jedoch der Geisterspukerei halber kein Jäger mehr gehe, wird gesprochen. Der fremde Jägersmann horcht hoch auf, läßt sich genau erzählen, was man von dem Spuk weiß, und ruft dann spöttisch aus: „Possen, Kindermärchen, wer wird so was glauben!“ Hoch und theuer wird ihm versichert, daß all der erzählte Spuk wahr sei, Viele das bezeugen könnten; aber er glaubt es nicht, lacht darob und erklärt, zur Widerlegung dieses Geschwätzes, den Waldstein ersteigen und oben ein Stück Wild erlegen zu wollen.

Der Freunde Bitten, abzustehen von solchem Vorhaben, ist umsonst, jede Warnung vergebens. Der Jägersmann aus Sachsen, ein hoher Dreißiger, bewaffnet sich mit Hirschfänger und einem Doppelgewehr, und steigt eines Morgens zur Waldsteinburg hinan. Genug des Wildes sieht er, je höher er kommt, und immer mehr, je näher den Ruinen. Er freuet sich der Rudel von Roth- und Schwarzwild, wie er in seiner Heimath nie gesehen, und kann sich kaum

halten, nicht drunter zu schießen. Als er aber oben ist, und sich fast umgeben sieht von Wild, überall schußgerecht die schönsten Hirsche ihm stehen, da drückt er das Gewehr auf einen derselben ab. Schnell rennt das Wild durch die Pforte in den alten Burghof, und verliert sich hinter dem Gemäuer. Er, in der Meinung, das Stück angeschossen zu haben, läuft nach. Kaum aber überschreitet sein Fuß die Pforte, da erhebt sich Sturm von allen Seiten, finstere Wolken senken sich herab, und decken die Ruinen. Und nun beginnt ein Zetergeschrei, ein Halloh, Halloh! Tojo, Tojo! ein Hundegeheul, Peitschenknallen, Hörnergeschmetter, gräßliches Hohnlachen und Geschrei, kurz, ein solcher Teufelsspektakel, daß es dem Jägersmann doch ganz blümerant vor den Augen wird, und er nach der Pforte taumelt, sich anzuhalten. Da blitzt und kracht es fürchterlich. Der Boden wankt, und sinkt mit ihm in die Tiefe.

Als er aus der Betäubung erwacht, sieht er sich in einer Felsengrotte, von einer Lampe spärlich erleuchtet. In einem Winkel sitzt ein alter Mann mit langem weißen Bart und spielt auf der Harfe. Zwei Dirnen in schwarzen Kleidern, mit zuckerhutförmigen rothen Mützen auf den Köpfen, springen um den

Jägersmann herum, und geberden sich gar wunderseltsam. Dann fassen sie ihn, er muß mit herumspringen, und in immer größerer Schnelligkeit, denn der Alte spielt immer rascher. Einer Leiche gleich, klappernd mit allen Gliedern, läßt er sich herumtummeln, und sinkt endlich erschöpft nieder. Da donnert es heftig, der Boden wankt und senkt sich abermals in die Tiefe hinab. Wie lange er besinnungslos da gelegen, weiß er nicht. Als er aber wieder zu sich kommt, liegt er vor der Pforte der Burg, und Nacht ist's umher. Ob er geschlafen, das Erlebte geträumt, weiß er nicht. Da schlägt es unten im Dorfe Rainersreuth ein Uhr, und die Hähne krähen. Er rafft sich auf, tappt beim spärlichen Leuchten der Mondsichel den Berg hinab, kehrt aber nicht wieder nach Weißenstadt zurück, und ist nie wieder dahin gekommen, zu melden des Spottes, der ihm, ob seiner Großsprecherei und seines Unglaubens, und der ihm dafür erlittenen Züchtigung, geworden wäre.

Sehen Sie mein Herr, so ist's dem Jägersmann ergangen. Hätte er den Teufel nicht an die Wand gemalt, wäre er nicht gekommen. Ohne Noth muß man sich in keine Gefahr begeben, sonst kommt man darin um. Das sind die guten Lehren, welche ich mir

aus dieser Geschichte nehme, wie aus der, die ich Ihnen nun noch erzählen will.

Schauen Sie wohl, dort an der Ecke steht so ein Stück von einem alten Thurm, der hat zur Burgkapelle gehört, und daneben, das hohe Bogenfenster, das war die Kapelle. Auf dem Thurme hat das Betglöcklein gehangen, das Morgens und Abends die Burgleute zum Gebete rief. Dies Glöcklein hat lange noch nach dem Verfalle der Burg, an bestimmten Tagen im Jahre, seine hellen Töne hören lassen, und das so laut, daß man unten im Dorfe Zell, wo ich wohne, gemeint, es hinge in unserm Dorfkirchthurm. Gar Mancher ist herangestiegen, wenn es bimmelte, hat schauen wollen, wo es bimmelt, hat aber nichts geschauet. Neugierig sind Holzhauer und Steinmetzen, die am Berge arbeiteten, hingeschlichen, zu sehen, wo eigentlich das hell und fein klingende Glöckchen hänge. Wenn sie aber dem Schalle ganz nahe zu sein glaubten, da hörten sie nichts mehr und sahen auch nichts.

Da begiebt es sich, daß am St. Johannistage das Glöcklein hell in den Wald hinein ertönt, als die Frau eines arbeitenden Holzhauers diesem das Mittagsbrot bringt. Hoch horcht sie auf, denn noch nie hatte sie den Schall so nahe gehört, und spricht zum Manne:

„Muß doch mal schauen, wo das Glöcklein hängt.“

Und der Mann antwortet: „„Ja, hat sich was zu schauen; hab's noch nicht geschauet, und bin doch schon oft danach gegangen.““ —

„Na“, erwiedert Jene, „vielleicht schauen's nur die Weiber, nicht die Männer.“

„„Bah! nur nicht““, fährt er auf die Frau ein. „„Laß Dir aber rathen und bleib weg. Bei den Glöckchen treibt der Burggeist sein Spiel, und das könnte Dir schlecht bekommen.““

„Ei was Burggeist“, erwiedert keck die neugierige Frau, „der thut den Frauen nichts.“

„„Nun, so mache was Du willst““, spricht ärgerlich der Mann, und setzt sich, sein Mahl zu halten.

Die Frau schleicht fort dem Tone des bimmelnden Glöckchens nach. Sie kommt um die Ecke einer alten Mauer, wo sie die verfallene Kapelle zu sehen hofft. Was aber zeigt sich da ihrem Auge? Nicht die Ruinen des Gotteshauses mit dem Thurmfragment, nein: es zeigt sich ihr eine große, wohlerhaltene Kirche, mit hohen, bunt bemalten Bogenfenstern, und oben in der offenen Thurmkuppel hängt frei, und schwingt sich hin und her, das Glöckchen, blank wie Silber. Sie stutzt und staunt, freuet sich aber, daß der Mann doch nicht

Recht gehabt, das Glöckchen sie doch schaue. Drinnen in der Kirche hört sie Orgelspiel und Chorgesang. Die Thüre ist auf. Sie schleicht hinzu, blickt hinein. Da sieht sie den geistlichen Herrn, wie er, den Rücken ihr zugewendet, am Hochaltare steht, wo viele Kerzen brennen, wie er betet, das domine vobiscum singt, und hört, wie oben auf dem Chore in herrlicher Melodie viele Sänger antworten. Am Fuße des Altars, da knieen Chorknaben, und hinter diesen eben so viele geharnischte Ritter und andächtige Gläubige. Das ergreift die fromme Frau gar gewaltig. Sie kann sich nicht halten, sie muß auch niederknieen, auch mitbeten. Das will sie nun nicht vor der Thür, sondern im Tempel selbst, wo Alle knieen; aber ein heimliches Grauen hält sie zurück, und sie schwankt, ob sie eintreten solle oder nicht. Doch bald ermannt sie der Gedanke, daß Gott anzubeten, auch hier wohl Keinem verwehrt werde, schreitet langsam die Stufen zur Kirchthür hinan, tritt ein, faltet ihre Hände und läßt sich auf die Kniee nieder. Indem sie das thut, wendet sich der geistliche Herr am Altare mit dem sanctissimum nach den Betenden hin. So wie dieser die fremde Frau erblickt, entfällt das allerheiligste Gefäß seinen Händen, die er gen Himmel hebt, und klagend drei

Mal: „Wehe, wehe, wehe!" ausruft. Die Frau erschrickt, stürzt zur Thür hinaus, sieht aber noch, wie die geharnischten Ritter und alle Knieenden in der Kirche versinken, die Priester mit den Chorknaben in ein Gewölbe sich flüchten, und die Lichter erlöschen. Ein Sturmwind erhebt sich, Donner kracht, die Mauern der Kirche brechen zusammen, der Thurm stürzt ein, das Glöckchen fällt herab und vor ihren Augen sinkt es in die Erde und verschwindet. Zitternd sieht sich die Frau nochmals um, und da sieht sie die Ruine der Kirche mit den darin aufgewachsenen Bäumen, wie sie sie früher schon gesehen. Sturm und Donner schweigen; ruhig, still und einsam ist's, heiter der Himmel und wolkenlos.

„Jesus, Maria und Joseph", ruft sie aus, bebend an allen Gliedern, „was war das, was habe ich gesehen! Das ist mein Letztes, das ist mein Tod!"

Mit gefalteten Händen und zur Erde geheftetem Blick schleicht sie dem Orte zu, wo ihr Mann noch fleißig Holz hackt.

„Nun", spricht dieser, „kommst Du endlich; dachte schon, Du wärest den andern Weg nach dem Dorfe zurückgegangen."

Die Frau spricht nicht, der Mann hackt fort.

„Nun, was ist Dir denn", fragt dieser nach einer Weile, „bist wohl verdrießlich, daß Du das Glöckchen nicht gefunden?"

Die Frau antwortet nicht.

„Was zum Henker, hast Du die Sprache verloren?"

Sie schüttelt.

„Nun, so rede doch."

Sie schüttelt wieder.

„Aber, was ist Dir, bist Du krank? Hast wohl den Burggeist gesehen?"

Sie nickt.

„Auch wohl das Glöcklein?"

Sie nickt wieder.

„Hoho, das mache Du einem Andern weiß, das Glöcklein hast Du nicht gesehen."

Das bricht der Frau den Mund auf, und sie spricht tief seufzend: „„Ja, ich habe das Glöcklein gesehen. Vor mir ist's in die Erde gesunken.""

„Geh, das glaube ich nicht. Du wirst wohl hinter den alten Mauern ein Schläfchen gemacht und geträumt haben, bist wenigstens lange genug ausgeblieben."

„„Wie lange denn, lieber Mann?""

„Siehst Du nicht, wo die Sonne steht? Wenig-

stens vier Stunden sind es, als Dich die Neugierde nach dem Glöckchen hinzog.“

„„Herr Gott!““ ruft sie aus und blickt gen Himmel.

Jetzt legte der Mann die Axt nieder. Die Sache wurde ihm ernsthaft. Er nahm die Hand der Frau, blickte sie forschend an und fragte: ob ihr wirklich nicht wohl sei?

Und nun erzählt diese, unter Schluchzen und Weinen, was ihr begegnet. Erstaunt ist der Mann und will's nicht glauben, denn, sagt er: „Ich habe keinen Donner gehört, kein Krachen, kein Lüftchen regte sich; so klar wie jetzt war der Himmel immer.“

„„Nun““, seufzte die Frau, „„so hat der Böse sein Spiel mit mir getrieben. Ich Unglückliche, das ist mein Tod.““

Der Mann konnte es nicht lassen, der Frau Vorwürfe zu machen, daß sie seine Warnung nicht geachtet, von der Neugier sich habe hinreißen lassen.

„„Du hast Recht““, erwiederte diese mit schwacher Stimme, „„aber komm, laß uns nach Haus gehen, denn ich bin schwach, ich fühle, daß mein Ende naht.““

Sie gehen. Als sie in ihrer Hütte sind, da sinkt die Frau nieder auf ihr Lager, von dem man sie nach drei Tagen zum Grabe trug. Seitdem ist das

Glöcklein verstummt, und nie hat man es wieder bimmeln hören.

Hier endete mein Führer seine Erzählung von den Sagen der Waldsteiner Burg. Wir kehrten zurück nach Weißenstadt, und, sprach er: Gehen wir einmal mit einander zu den Ruinen der Burg Epprechtstein, dann thue ich meinen Sagenschatz von Neuem auf.

Die Teufelsküche.

Im schönen Böhmerlande, da liegt ein Schloß in einsamer Gegend, von Bergen rings umgeben, das heißt Karlstein. Von den Bergen einer führt den Namen: Crichowa. An seiner nördlichen Seite schneidet eine tiefe Felsenschlucht ein, die von grauer Vorzeit her „die Teufelsküche" genannt wird, weil ihre Bildung ein chaotisch durcheinandergestürztes Felsengewirre ist, das kein menschlicher Fuß betreten mochte, weil es immer davon hieß: es trieben böse Geister ihr Wesen da, ein Vulkan sei hier gewesen, und diese wilde Felsenschlucht einer der zusammengestürzten Krater.

Zur Zeit, als dieser Vulkan noch sprühte und tobte, da herrschte über Böhmen eine mächtige Fürstin. Der erzählt man einst von dem tiefen Schlunde,

aus welchem Rauch und Feuerflammen stets aufstiegen, sagt ihr, daß schon Mancher hinangeklettert sei an seinen Rand, hineinzuschauen, aber Keiner zurückgekommen wäre, denn es herrsche der Böse da, welcher Jeden, der sich nahe, hinabzöge.

Das macht die Fürstin neugierig; sie will selbst in den tiefen Schlund schauen, selbst untersuchen, was wahr und nicht wahr sei von den ihr zukommenden Gerüchten, und beschließt, dahin zu reisen. Darüber geräth ihr Hofstaat in große Bewegung, mahnt ab von solchem Beginnen, und bietet Alles auf, der Fürstin das Unternehmen als höchst lebensgefährlich darzustellen. Aber die ist furchtlos und in ihrem Entschlusse fest, der Teufelsküche einen Besuch zu machen.

Eines Tages befiehlt sie ihrem Hofstaat, zu einer Jagdpartie sich bereit zu halten, welche sie in eine ferne Gegend machen wolle. Schleunig wird Alles dazu eingerichtet, und als man ihr nach einigen Tagen meldet, daß die nöthigen Anstalten getroffen seien, ihre weiteren Befehle man erwarte, bestimmt sie den nächsten Tag zum Abmarsch.

Der lange Zug setzt sich in Bewegung. Die Fürstin auf einem schönen weißen Zelter an der Spitze, zur Seite ihre Frauen, und gefolgt vom Hofgesinde,

das fröhlichen Sinnes ist, eine so glänzende Jagdpartie, wie die Herrin noch nie veranstaltet, mitzumachen.

Es geht vorwärts und vorwärts in den Wald und in's Gebirge hinein; Wild zeigt sich in Menge, aber die Fürstin macht keine Miene, ein Stück zu erlegen. Das fällt dem Hofgesinde auf. Es flüstert und zischelt unter sich, wagt aber keine Bemerkung darüber der Herrin zu machen und folgt. Als es aber weiterhin schwarzen Rauch und Qualm gewahrt, ein stinkender Schwefelgeruch sich verbreitet, da sprengt einer der Ritter zur Fürstin hin, ihr sagend: daß wohl in diese Gegend sie nur aus Unkunde komme, denn man sei nicht fern von der verrufenen Teufelsküche. Die Fürstin spricht: „Ich weiß recht gut, wo ich bin, und wohin ich komme;" und reitet fürbaß. Das erschreckt das Gefolge gar sehr, und ängstlich sieht Jeder den Andern an, muß aber vorwärts mit.

Jetzt beugt der Zug um die Ecke eines Berges in ein schauerliches Thal, an dessen Ende man den dampfenden Krater des Vulkans erblickt. Die Fürstin reitet gerade darauf zu und still folgt Alles, ängstlich hinanblickend zu dem Gipfel, über welchem schwarze Dampfwolken schweben, je zuweilen von auflodernden Flammen erleuchtet.

Am Fuße des Berges steigt die Fürstin vom Rosse und Alle mit ihr. Sie wendet sich zu dem Gefolge und spricht: „Ich steige hinan zum Feuerschlund. Wer Muth hat, folgt mir. Wer feig ist, bleibe zurück." Keiner antwortet. Keiner will feig erscheinen, Alle folgen.

Der Weg ist steil und beschwerlich. Kühn und frisch schreitet aber die Fürstin voraus, ängstlich und keuchend klimmen die Männer und ihr Frauenzimmer nach, denn je höher sie steigen, je mehr vernehmen sie, wie es im Bauche des Berges tobt und braust und poltert und würgt, wie je zuweilen der Boden unter ihren Füßen bebt.

Die Fürstin ist zuerst oben, steht am Rande des Kraters und blickt in den schauerlichen Abgrund ohne Scheu und mit forschender Miene. Die Andern kommen nach, wagen es aber nicht, dem Schlunde sich zu nahen. Die Fürstin gewahrt's.

„Nur herbei, herbei", spricht sie, „tretet ringsum, Alle müßt ihr hineinschauen in die geheimnißvolle Tiefe."

Es geschieht; aber ängstlich hält sich Einer am Andern, mit langgestrecktem Halse sich vorbeugend, und wenn eine Rauchwolke heraufdampft, eine Feuerflamme emporlodert, fährt Alles erschrocken und aufschreiend zurück.

So stehen Alle eine lange Weile und müssen dem Schauspiele zusehen, mit Sehnsucht der Herrin Befehl zum Rückweg erwartend. Die aber sagt:

„Wer von Euch kann mir Kunde geben, was das ist, das im Bauche des Berges so kocht und tobt und sprudelt?"

Die Mehrsten zucken mit den Achseln, meinen, glauben, halten dafür, oder erklären gerade heraus ihre Unwissenheit. Der Eine spricht: es sei der Schlund einer der drei großen Pforten der Hölle, durch welche die Gottlosen in deren Schwefelpfuhl gestürzt würden. Der Andere: es sei eine von bösen Geistern bewohnte Stadt. Ein Dritter: es sei ein Meer von geschmolzenen edlen Metallen, in welchem der Böse die Seelen Geiziger bade, und dergleichen mehr. Das Alles aber genügt der Fürstin nicht. Sie will gründlich wissen, was zu ihren Füßen tobt, und da spricht sie:

„Wer von Euch hat den Muth, hinabzusteigen in des Kraters Tiefe, um mir sagen zu können, wie es in des Berges Bauche aussieht, was da kocht und siedet, wer da gebietet?"

Da stehen die Hofleute in großer Verlegenheit, sehen sich an und wissen nicht, was sie antworten sollen. Keiner hat Lust, mit den höllischen Geistern da unten

anzubinden, Keiner aber auch getraut sich, dies gerade zu gestehen, um der Herrin nicht zuwider zu sein. Da nun Alle schweigen, so wiederholt die Fürstin ihre Frage.

Da tritt einer der Aeltesten der Begleitung zu ihr hin, sprechend: „„Fürstin, schickt uns gegen Eure Feinde, und wir wollen Euch zeigen, daß wir Muth haben, keine Gefahr scheuen, Leben und Tod nicht achten, wenn es Euer Wohl gilt; aber mit solchen kühnen Abenteuern, die Jedem den Tod bringen, mit solchem Kampf gegen die Gewalt des Teufels, wie hier zu erwarten ist, verschont uns, das verlangt nicht von Euern treuen Dienern. Wozu frommt es Euch auch zu wissen, was der Satan hier unten bereitet! Eure Neugierde habt Ihr befriedigt, habt den Schlund in der Nähe gesehen, in der Nähe gehört, wie der Böse hier in des Berges Bauche sein höllisches Wesen treibt. Das sei Euch genug, damit begnügt Euch, weiteren Gefahren setzt Euch und Eure treuen Diener nicht aus. Verlaßt diesen Pfuhl mit seinen Pest aushauchenden Dünsten, kehrt zurück. Folgt dem Rathe eines treuen alten Dieners, der es redlich meint.""

„Daß Ihr es gut meint, alter grauer Mann, das weiß ich", spricht die Fürstin, „und von Eurer Person

verlange ich nicht das Abenteuer zu bestehen, denn im Alter verläßt uns Kühnheit und Kraft zum Ungewöhnlichen. Aber unter den Anderen meines Gefolges sind gewiß noch Muthvolle, die mein Verlangen befriedigen, und diesen rufe ich nochmals zu: Wer von Euch steigt hinab in die Tiefe, meine Neugierde zu befriedigen? Ich will, ich muß wissen, wie es da unten aussieht."

Alle schweigen; auch die edelsten, tapfersten Ritter, die im Kampf und Streit, Mann gegen Mann, stets siegreich kämpften, keine Lebensgefahr scheuten, sie schweigen.

„Ihr schweigt?" fährt die Fürstin nach einer Weile fort. „Keiner will meinen Wunsch, mein Verlangen erfüllen?" — Lange Pause. — „Nun so will ich versuchen, ob durch ausgesetzte Preise ich bei Einem von Euch den Entschluß dazu erzeuge. Ich verspreche hiermit dem, der in des Berges Bauch steigt, mir Kunde bringt, erstlich: diesen kostbaren Ring, den ich hier an meinem Finger trage; dann, ein Dutzend der schönsten Streitrosse; und endlich, einen meiner besten Rittersitze, mit Dörfern, fruchtbaren Aeckern und Wiesen."

Erwartend, daß Einer hervortreten und sich bereit erklären solle, den Preis zu verdienen, blickt sie Alle

mit herausfordernbem Auge an; aber auch diese glänzenden Preise verfehlen die Wirkung. Keiner der edlen Ritter antwortet. Alle blicken schweigend in den aufsteigenden Qualm und bleiben stumm.

Das ist der Fürstin unbegreiflich. Mit verbissenem Aerger spricht sie nun in größter Aufregung und im höchsten Affekt:

„Ihr schweigt, meine Preise regen euren Muth nicht auf! Nun wohlan, so biete ich als höchsten und letzten Preis, den ich bieten kann, dem Kühnen, der meinen Willen erfüllt, — die Hand meiner fürstlichen Tochter an."

Die Ritter fahren wie aus dem Traume empor, und sehen sich voll Verwunderung an, denn solchen Preis hatte Keiner erwartet, aber dennoch — schweigen Alle auch jetzt, Keiner redet, ohne Antwort bleibt die Fürstin.

Da nähert sich der Herrin wieder der alte Diener und spricht: „„Fürstin, verkennt es nicht, es ist der Wille des Höchsten, daß alle Eure Erbietungen, auch die glänzendsten, ohne Erfolg sein sollen. Laßt ab von Euerm Begehren und kehrt heim.""

„Nein, bleibt Fürstin!" ruft plötzlich, aus der Reihe der Frauen hervortretend, das schöne Fräulein Klara,

und spricht wie in heiliger Begeisterung: „Wer um des schnöden Gewinnes willen, um Gold und Schätze zu erlangen, das Wagstück unternimmt, das ist eine feile Seele, keine edle. Ich will es beginnen, ohne einen Preis zu begehren. Meiner Herrin Wunsch soll erfüllt und mir — eine Thräne entfällt ihrem Auge — Ruhe werden.“ Die letzten Worte spricht sie mit matter Stimme und gesenktem Haupte.

Alle staunen ob dieser kühnen, halb dunkeln Worte Klara's, und ein dumpfes Gemurmel läuft im Kreise um. Die Fürstin aber, die wohl den verborgenen Sinn dieser Rede durchschaute, spricht:

„Klara, ich nehme Dich beim Wort, denn Du ließest mich einen Blick in die Tiefe Deines Herzens thun. Bestehst Du das Abenteuer, so kröne ich Deinen geheimsten Wunsch, das schwöre ich Dir!“ Sie umarmte Klara und küßte sie auf die Stirn.

Waren die Ritter zuvor erstaunt, so wußten sie jetzt vollends nicht, was sie sagen, wie sie die Rede der Herrin deuten, wie sie den widrigen Eindruck bergen sollten, den die kühne Erklärung Klara's auf sie, die Muthlosen, machte. Ihren verbissenen Aerger gaben sie nur durch Spottreden kund, indem sie der Klara Glück auf die Reise wünschten.

Diese aber würdigte keinen eines Blickes, und ging frisch an's Werk. All' ihren Schmuck legte sie ab, reichte ihn den Frauen, die sie weinend umstanden, gab Jeder zum Abschiede die Hand, neigte sich tief vor der Herrin, und ließ sich nun ein starkes Seil um den schlanken Leib binden. Muthig schritt sie an den Rand des immerfort qualmenden und Feuerflammen aussprühenden Kraters, in welchen man sie langsam hinabließ.

Voll stummen Staunens, aber auch beschämt, standen die Ritter und Edlen, weinend aber und jammernd die Frauen, hinabblickend in die Tiefe, wo Klara, von Dampf und Flammen umgeben, ihren Augen immer mehr und mehr und endlich ganz verschwand, das Seil immer tiefer und tiefer hinabrückte, und fast nicht mehr zureichen wollte. Ein grausiger Anblick war das, ein peinlicher. Er wurde es noch mehr, als im Innern des Berges das Getöse schwieg, der Dampf nachließ, keine Flamme mehr herausleckte, und die Vorstellung entstand: jetzt verzehrt das Feuer seine Beute. Alles bebte, selbst der Fürstin Miene überzog Todtenblässe.

In diesem furchtbar ängstlichen Zustande, wo man kaum laut zu athmen wagte, da ertönte mit einem

Male im fernen Walde Hörnerklang und Rüdengebell. Alles schrack verwundert auf.

„Was ist das, wer kann das sein?“ fragte die Fürstin. Niemand vermochte zu antworten.

Der Schall kam näher und näher. Das Getrappel der Rosse war schon deutlich zu vernehmen und bald auch Menschenstimmen. Alle Blicke wandten sich nach der Seite hin, woher man Aufschluß erwartete, und siehe, da sprengte ein junger, stattlicher Ritter mit Gefolge heran den Berg, über Felsen und Spalten hinwegsetzend, wie auf glattem Boden.

Erstaunt rief die Fürstin aus: „Mein Sohn, woher so unerwartet?“

Aber der Sohn grüßte nur kurz die Mutter, übersah die Umstehenden mit forschendem Auge, und als in diesem Augenblick die, welche das Seil hielten, ausriefen: „das Seil läßt nicht mehr nach, das kühne Fräulein muß Grund haben“, da sprang er wie ein Rasender auf diese zu, faßte das Seil, zog es rasch herauf und mit ihm bald die halbtodte Klara.

„Gott! ist's möglich, Klara, meine Klara, Du wagtest Dich in diesen Höllengrund!“

Aber Klara lag einer Leiche gleich am Boden. Der Fürstin Sohn war außer sich vor Schmerz. Er

kniete nieder, schloß sie in seine Arme, drückte einen Kuß auf ihre blassen Lippen, und rief in höchster Wehmuth: „Klara, meine Klara, meine Geliebte, erwache, oder ich stürze mich in die Flammen!“

Die Fürstin, die Frauen, Alle knieten neben Klara nieder, rieben ihr die Schläfe und die Stirn unter Thränen und Jammern. Da endlich öffneten sich die Augen der schon Halbverlöschten, und mit leiser Stimme sprach sie, auf den Fürstensohn blickend, „mein Hermann!“

Da jauchzten Alle auf, und an seine Brust drückte der glückliche Jüngling seine Klara.

Die Fürstin aber sprach tief erschüttert: „Klara, Du hast das Abenteuer bestanden, beschämt alle Edle meines Hofes, wie sie hier stehen, beschämt mich, die ich meine Neugier nicht zähmen konnte. Dafür soll Dir Lohn werden. Ich halte mein Versprechen, ich kröne Deine Wünsche, ich lege Deine Hand in die meines Sohnes.“

Eine zärtliche Umarmung folgte und ein fröhliches Getümmel unter der Begleitung. Hermann aber hob Klara auf sein Roß und führte es selbst den Berg hinab. Die Andern folgten, und wenige Wochen

darauf vereinte das Band der Ehe das glückliche Paar.

Von ihrer Neugier war die Fürstin geheilt. Nie begehrte sie wieder die Geheimnisse der Unterwelt zu erforschen. Nie näherte sie sich wieder der fortflammenden Teufelsküche.

Sachsenstein, Römerstein, Weingartenloch.

Reich an Sagen und lieblichen Dichtungen der Vorzeit ist der schöne, gesegnete Landstrich, der von Nordhausen am Südharze entlang sich ausbreitet, und abendwärts hinan sich streckt bis an den stolz emporstrebenden Ohmberg. Nennt man mit Recht den Rheingau Sagengau des deutschen Süden, weil an seinen Burgen, Höhen, Klüften und Trümmern jener lieben Volkspoesien so viele hangen, so könnte man diese Gegend aus gleichem Grunde und mit gleichem Rechte den Sagengau Norddeutschlands nennen. Wo man sich hinwendet, nach dieser Höhle, nach jener Felsenwand, dorthin, wo ein Thurmrest als Denkstein eines prachtvollen Klosters noch in den Aether ragt, oder hierher, auf den Spiegel eines klaren tiefen Sees,

überall tönen uns die zarten Gesänge der Mythe entgegen, hüllen das Ueppige der Landschaft in ihren wunderschönen Zauberschleier, und tragen uns hinüber in das reizende Gebiet einer Welt voll Wunder und Erscheinungen.

Aus ihrem reich blühenden Sagenkranze gepflückt, mögen hier einige der duftendsten Blumen vorgeführt sein, welche, nahe beisammen, am Sachsensteine, am Römersteine und an der Weingartenhöhle sproßten, blühten, fort und fort blühen werden.

Sachsenstein nennt man eine lange steile Felsenwand, deren blendend weiße Gypskalkmassen weit hinaus schauen in die lebensvolle, frische Thalebene. Zerrissen ist ihr Geklipp, öde die große Oberfläche, auf der einst die Sachsenburg stand, von der schon längst jede Spur verschwunden ist; aber hinreißend schön ist ringsum der Blick auf die Landschaft, wo Dörfer und Städtchen ihre spitzen Thürme emporrecken.

Am Fuße des Sachsensteins, da liegt ein Dörfchen, das heißt Neuhof. Vor Zeiten war es nur ein Gehöft, von Wiesen umgeben und Fruchtbäumen, von einer wirthlichen Familie bewohnt, deren Wohlhabenheit das weitläuftige Gehöft verkündete, wo überall Ordnung und Reinlichkeit sichtbar waren, und in welchem

nur zufriedene Menschen zu leben schienen. Dem war aber nicht so. Schon lange hatte der Eigenthümer, Neubauer hieß er, gewahrt, daß böse Menschen seine Feldfrüchte angriffen, sie zertraten und wegführten. Er hatte des Nachts Wachen ausgestellt, hatte die Hofhunde auf die Felder gelassen, aber kein Frevler wurde gesehen, noch verdächtiges Geräusch vernommen, auch von den wachsamen Hunden kein Bellen gehört. Kam nun des Morgens die Kunde der Wächter zu Neubauer, daß nichts, gar nichts sie gesehen noch gehört, dennoch viel gewildert sei auf seinen Aeckern, da schüttelte der Mann bedenklich den Kopf, und war betrübt. Betrübt, weil er fühlte, daß er, der keinen Armen ungesättigt vorüber ließ, der seine christlichen Pflichten treulich zu erfüllen strebte, daß solche Unbill er nicht verdiene. Indessen ertrug er im Stillen solch Leiden und seufzte nur. Als ihm aber eines Morgens gemeldet wurde, daß in den Schotenfeldern so arg wie noch nie gewüstet worden, daß die Wächter dicht dabei gelagert und dennoch nicht das Geringste gehört noch gesehen, da riß sein starker Geduldsfaden und er brach in laute, bittere Worte des Zornes und Aergers aus.

Sein gutmüthiges Weib Anna suchte ihn zwar

zu besänftigen, aber dieses Mal gelang ihr das nicht. Neubauer fuhr mit ungewöhnlicher Heftigkeit heraus: „Nein, was zu arg ist, das ist zu arg. Sieh, ich schwöre Dir, den Ersten, den ich erwische, und wenn er mir auch nur eine Aehre genommen, den will ich zwibeln, daß er sein Lebetage daran denken soll."

Anna, ganz betreten über die Heftigkeit, mit der ihr Mann diese Worte sprach, was sie gar nicht von ihm gewohnt war, suchte ihn mit der Aeußerung zu besänftigen: daß böse Menschen es überall gäbe, die nicht darnach fragten, ob der, den sie beraubten, der Armen Freund sei oder auch ein Bösewicht, wie sie.

„Ei was", entgegnete Neubauer, „Alles hat seine Grenzen, auch meine Geduld. Kurz, wenn ich einen fasse, den fasse ich derb."

Er ging hinaus, den Schaden zu besehen, und ordnete drauf an, wie es in kommender Nacht mit dem Aufpassen gehalten werden solle. Gegen Abend zog aber ein schweres Gewitter heran, tobte so furchtbar und verwüstend, daß keine Wache ausgestellt werden mochte, um, im Fall der Blitz zünde, die hülfreichen Hände alle beisammen zu haben. Da hörte man mitten unter den Donnerschlägen ein starkes Pochen an

das Thor des Gehöftes. Ein Wanderer war es, der um Einlaß bat, um Schutz, bis das Wetter vorüber gezogen, und er wurde gern eingelassen. Man that ihm gütlich mit trockner Kleidung, mit Speise und Trank, und der Fremde fühlte sich bald so behaglich, wurde so munter und freundlich im Gespräch, daß er Neubauern gar wohl gefiel, und Anna seinen Erzählungen von den weiten Reisen, die er in fremde Länder gemacht, bis tief in die Nacht, wo das Gewitter erst wich, aufmerksam zuhörte.

Andern Morgens wurde beim Frühstück weiter geplaudert, und von Neubauer auch erzählt, was er von bösen Menschen auf seinen Feldern zu leiden habe, und nie einen der Frevler ertappen könne. Der Fremde horchte hoch auf, verließ die Stube, ging vor das Gehöft hinaus, schauete sich ein Weilchen um, kam wieder zurück, griff nach seinem Wanderstabe, dankte recht schön für gastliche Aufnahme und sprach: „Ihr seid gegen mich, einen Fremden, so freundlich gewesen, habt mich bewirthet, als wäre ich Euer Bruder, dafür muß ich Euch als Lohn einen guten Rath hinterlassen: Wenn Ihr der Diebe habhaft werden wollt, die Eure Felder verwüsten, so geht in der Mitternachtsstunde mit einem Weidenstäbchen hinaus auf

das Feld, schlagt damit in der Luft immer hin und her, und Ihr werdet bald die Diebe erblicken."

Sagt's, und war mit einem Male fort, zur Stube und zum Thore hinaus, wie ein Geist.

Neubauer sah Anna, Anna sah Neubauer an, und Beide schüttelten den Kopf.

„Sieh Frau", sprach Jener, „das ist auch ein undankbarer Mensch, wie wir deren schon so viele kennen. Wir thun ihm Gutes, er weiß uns durch seine Reden zu gewinnen, und zum Dank giebt er uns so einen albernen Rath, als wären wir Kinder, als wolle er uns zum Besten haben. Pfui, das war recht häßlich von dem Manne, das hätte ich ihm nicht angesehen. Er war von stattlichem, ehrwürdigem Ansehen, daß ich ordentlich Respekt vor ihm hatte. Der soll mir aber auch nicht wieder über die Schwelle kommen."

Andern Morgens meldeten die Leute, daß abermals im Schotenfelde gemaust worden sei, sie aber Niemand gesehen, zuweilen nur ein leises Knistern vernommen hätten. Da dachte Neubauer an des Fremden Rath, und so kindisch er ihm auch vorkam, beschloß er doch ihn zu befolgen, mehr, um sich zu überzeugen, daß er den Mann richtig beurtheilt, als eine gute Wirkung davon zu erwarten. Der Anna

verschwieg er seine Absicht, sagte ihr aber, daß er in der folgenden Nacht selbst einmal im Felde aufpassen wolle.

Die Nacht war schön und mondhell. Um die Mitternachtsstunde war Neubauer draußen im Schotenfelde, und lauerte auf. Als es im Städtchen Sachsa zwölf schlug, da begann er mit den mitgenommenen Weidenruthen in der Luft hin und her zu schwenken und zu hauen, bald niedriger bald höher. Plötzlich sah er zwei kleine Männchen vor sich stehen, die falteten die Händchen und sahen gar kläglich zu ihm auf. Er erschrak, und hätten die Kleinen dies genutzt, so konnten sie leicht entschlüpfen, aber ihre Angst machte, daß sie blieben. Bald faßte sich Neubauer, und packte Beide beim Kragen. Heftig auf sie einfahrend, sprach er:

„Wart ihr kleinen Hallunken, hab' ich euch endlich erwischt! Was macht ihr Schotendiebe hier, wer seid ihr?"

„„Ach lieber Herr"", sagte das Eine der kleinen Wesen mit bitterlicher, feiner Stimme, „„wir sind arme Zwerge, die im Sachsensteine wohnen, Niemand was zu Leide thun.""

„Das lügt ihr, denn schon lange thut ihr mir viel zu Leide, stehlt mir die Schoten."

„„Der Hunger trieb uns dazu, wir hatten nichts zu beißen noch zu brechen. Nehmt es ja nicht vor übel, wir wollen es nicht wieder thun, wollen Euch allen Schaden ersetzen.““

„Das sollt ihr auch, ihr kleines Zeug; eine große Rechnung will ich euch machen, allen Schaden sollt ihr vergüten, der mir seit so langer Zeit schon auf meinen Feldern von euch zugefügt ist. Aber wie habt ihr es angefangen, daß euch meine Wächter nicht schon längst erwischten, und auch ich euch nicht eher sah, bis ich diese Weidenruthen in der Luft herum schwenkte?“

„„Wir tragen Nebelkappen, die machen uns jedem menschlichen Auge unsichtbar. Mit den Weidenstäbchen schlugt Ihr uns diese vom Kopfe, und da wurden wir Euch sichtbar; erlaubt, daß wir sie aufsuchen dürfen.““

„Nichts da! Ihr meint wohl, ich ließe euch das Mittel, mir wieder zu entschlüpfen! Nein, nein, ihr kommt mit in mein Haus, und nicht eher wieder los, bis ihr den zugefügten Schaden ersetzt habt. Marsch, vorwärts!“

Mit diesem Zuruf treibt er die kleinen Diebe vor sich her in das Gehöft, nicht achtend ihres Wimmerns und Flehens, sie frei zu lassen.

„Da habe ich die Schotendiebe, rief er von fern schon der in der Hausthür stehenden Anna zu. 'S ist kleines Zeug, kaum glaublich, daß sie mir so vielen Schaden haben zufügen können."

Die Zwerge fielen vor Mutter Anna auf die Knie, wollten um Gnade bitten; die aber entsetzte sich so bei ihrem Anblicke, daß sie laut auffreischend in's Haus lief, und dem Manne zurief: „Bringe mir nicht das Zwergenzeug in die Stube." Herzlich lachte Neubauer ob der furchtsamen Frau, ließ die Gefangenen in ein kleines Kämmerchen sperren, Brot, Salz und Wasser ihnen reichen, und erzählte dann der Anna, wie er diese ertappt und wie Unrecht sie beide ihrem Gaste gethan, seinen sehr guten Rath für Fopperei zu halten. „Drum, drum", — so schloß er seine Rede — „man traue nur immer den Menschen das Bessere zu, wenn man zweifelhaft ist, was man von ihnen denken soll."

Die Zwerge in ihrem Gefängnisse wehklagten und winselten die ganze Nacht hindurch, verzehrten aber das ihnen Gegebene, denn Hunger plagte sie.

Andern Morgens ließ sie Neubauer vor sich führen, ein Verhör mit ihnen anzustellen. De- und wehmüthig nahten sie sich und erzählten: daß sie von einem Könige beherrscht würden, der ihnen die Höhlen im Sachsen-

steine zur Wohnung angewiesen, worin sie schon an hundert Jahre hausten. Seit einiger Zeit hätten aber unterirdische Gewässer und Erdfälle ihre Wohnungen zerstört, ihren Vorrath an Lebensmitteln verdorben oder weggeschwemmt, und seitdem wären sie, die sie kein fremdes Eigenthum anrührten, noch Jemandem Leids thäten, gezwungen gewesen, Nahrung zu suchen, wo sie sie fänden. Sie würden das aber nie wieder thun, Herrn Neubauer ihr Lebtage nicht wieder berauben, bäten um gnädige Strafe, und möchte er nur sagen, wie viel er durch sie Schaden gelitten, um Alles baar bezahlen zu können.

Neubauer machte zum Schein — denn innerlich war ihm die Sache gar spasshaft — ein böses Gesicht und sagte: „es würde eine große Rechnung werden, wenn ihr all den Schaden mir vergüten solltet, der mir zugefügt ist. Ihr sollt mir aber nur die Schoten bezahlen, die ihr gemaust habt. Erlegt dafür drei Gulden, und ihr sollt frei sein."

„„Ihr seid ein billiger Mann"", erwiederten die Kleinen, „„gern wollen wir die geringe Strafe erlegen, aber bei uns haben wir keinen Heller. Erlaubt, daß wir nach Haus gehen, das Geld zu holen.""

„Daraus wird nichts", fuhr Neubauer heftig her-

aus, ich traue euch nicht. Ihr geht und kommt nicht wieder."

Auch das Erbieten der Zwerge, einen von ihnen als Geißel zurück zu behalten, bis der andere die drei Gulden geholt und gezahlt habe, nahm Neubauer nicht an.

„„Nun"", sprachen sie, „„so gebt uns ein Rosenblatt und eine Stecknadel. Wir wollen damit an unsern König schreiben, der schickt gewiß sogleich das Lösegeld.""

Anna hatte dem Verhöre beigewohnt, und es dauerten sie die Kleinen. Sie blickte daher ihren Mann bittend an, und dieser ließ durch sie Rosenblatt und Stecknadel holen. Sogleich bekritzelten die Zwerge das Blatt, wickelten es zu einem feinen Röllchen, gaben es Neubauer und sagten: er möchte das Blatt nach dem Sachsensteine tragen, in eine der Felsspalten hinein blasen lassen.

Das geschah, und die Zwerge mußten wieder in das Kämmerchen spazieren, bis Antwort komme. Der Tag verging ohne Antwort. Als die Nacht heranrückte, Anna mit ihrem Manne in der Stube bei der Lampe saß, und sie eben von den Zwergen sprachen, da öffnete sich die Thür, und eine Schaar schöngeputzter Zwerge trat ein, an ihrer Spitze der Zwergen-

könig in Purpur gekleidet, mit Krone von funkelnden Steinen auf dem kleinen Kopfe und einem goldenen Scepter in der Hand.

Das Ehepaar stutzte nicht wenig ob dieser Erscheinung, und Beide erhoben sich unwillkührlich, denn der Zwergenkönig, so klein er war, hatte ein achtbares Ansehen und schöne regelmäßige Züge. Neubauer nahm sogar seine Mütze ab und behielt sie in der Hand, war auch verlegen, wußte nicht gleich was er sagen sollte, da ihn einige Besorgniß überfiel, es könne diese Zwergenschaar Böses wollen, Leids zufügen.

Der Zwergenkönig blickte ihn an und sprach mit würdevollem Anstand: „In deinem Innern, ich sehe es, regt sich Verdacht gegen uns, wir möchten gekommen sein, dir Uebles zu thun. Sei unbesorgt, wir sind gute Wesen, die es mit allen guten Menschen, zu denen ich dich zähle, gut meinen. Du hast zwei meiner Unterthanen zu Gefangenen gemacht, hältst sie in einem Kämmerlein eingesperrt. Laß sie herkommen."

Anna lief schleunig hinaus, und kam bald mit den beiden kleinen Dieben zurück. Als diese eintraten, ihren König erblickten, fielen sie vor ihm nieder und verblieben in dieser demüthigen Stellung, bis der König ihnen ein Zeichen gab, aufzustehen. Als sie sich er-

hoben, sprach er weiter zu Neubauer: „Diese beiden meiner Unterthanen sind brave Männer, nur die Noth hat sie verleitet, Dir zu schaden, drum haben sie bei mir Gnade gefunden, und ich nehme mich ihrer an. Und da Du deinen Schaden so billig anschlägst, so werde ich Dir aus Dankbarkeit das Zehnfache dafür auszahlen lassen."

Er winkte einem seines Gefolges, der ein Säckchen unterm Arm hervornahm, und dreißig blanke Gulden auf den Tisch zählte. Neubauer hatte zwar schon bei sich beschlossen, seine Gefangenen ohne Lösegeld wieder frei zu geben, die ausgestandene Angst ihre Strafe sein zu lassen; da er aber nun mit einem König zu thun hatte, und dieser ein so Bedeutendes gab, so nahm er es an, bedankte sich, und kündigte den beiden Kleinen ihre Entlassung aus dem Arrest an. Die sprangen vor Freude an ihm hinauf, küßten seine Hände, und fielen dann ihrem Könige zu Füßen, für die Erlösung ihm dankend. Drauf wendete sich der kleine König nochmals zu Neubauer und sprach:

„Dir, braver Mann danke ich, daß Du meine Unterthanen nicht körperlich gezüchtigt hast, weil sie sonst als entehrt aus meinem Reiche verwiesen worden wären. Daß sie Dir nie wieder Schaden zufügen werden,

kannst Du versichert sein, denn ich werde meine bisherige Residenz im Sachsensteine verlassen, mit allen meinen Unterthanen hin nach den Harzbergen ziehen. Die unterirdischen Wasser, die immer höher heraufsteigen, vertreiben mich. In der Johannisnacht werden wir fortwandern. Nur Einige lasse ich zurück."

Er nickte freundlich Neubauer und Anna zu, wandte sich mit Anstand, und ging, gefolgt von seiner Begleitung, an die sich die beiden Entlassenen freudig und tanzend anschlossen. Neubauer begleitete den Zug bis hinaus vor das Thor seines Gehöfts, wo Alle ihre Nebelkappen aufsetzten und für ihn sogleich unsichtbar wurden.

Am Abend des Tags des heiligen Johannes begab sich Neubauer mit Anna und seinem Hofgesinde hinaus in die Nähe einer Brücke, über welche der Zug der fortwandernden Zwerge kommen mußte, dies mit anzusehen. Die Nacht war dunkel und schauerig. Es blitzte und donnerte in der Ferne, sonst überall Ruhe in der Natur. Als es in Sachsa zwölf schlug, da gewahrten sie am Sachsensteine Helligkeit in einer der Felsspalten, die immer mehr zunahm. Bald zeigten sich Lichter und immer mehr Lichter, die in einer langen Linie sich nach der Brücke zu fortbewegten. Als

der Zug sich näherte, zeigte sich an seiner Spitze der Zwergenkönig, vorgeleuchtet von zwei Zwergen mit kleinen Fackeln von Kienholz. Ihm folgten die Unterthanen, immer zwei und zwei neben einander, jeder mit einer Leuchte in der Hand. Neubauer wollte mit den Seinigen nicht gesehen sein, hatte sich im Gebüsch versteckt; die Helligkeit der Leuchten verrieth ihn aber dem Zuge, und da rief ihm der König ein Lebewohl zu, was von allen Zwergen, so wie sie in seine Nähe kamen, auch geschah. Der Zug dauerte lang, denn an vierhundert Zwerge mochten es sein. Neubauer blieb, bis der Letzte über die Brücke war, und sah noch lange hin, wie der Zug sich fortbewegte und endlich hinter einer Höhe verschwand.

Neubauer that es leid, die kleinen Nachbarn, die er jetzt erst kennen gelernt, und deren Oberhaupt sich ihm von so guter Seite kund gegeben, aus seiner Gegend ziehen zu sehen, und oft noch waren sie es, von denen er seinen Kindern und Enkeln erzählte. Die wenigen, im Sachsensteine zurückgelassenen, vertrieben auch die steigenden unterirdischen Gewässer, und nie ward der Sachsenstein wieder Aufenthalt eines Zwergenvölkchens.

Vom Sachsensteine, der kleinen, heimlichen Wesen unterirdischem Reiche, wenden wir uns nach dem nicht gar fern von ihm mächtig emporragenden Römerstein. Aus fruchtbarer Fläche, umgeben von Fluren, Wiesen, von Wald und weißen Gypskalkfelsen, erhebt sich in Kegelform diese nackte Höhe, tragend auf ihrer Stirn zackige, hohe, Burgtrümmern gleichende Felshörner.

Jetzt umschweben Ruhe und Friede die Flächen umher. Nichts stört im Anschauen der herrlichen, durch fleißigen Anbau verschönten, durch menschliche Ansiedelungen belebten Umgebung; ungehindert durchfurcht der Landmann seinen Acker und erntet den Segen seines Fleißes. Vor Zeiten, ja, da war es anders. Da herrschte hier auf dem Römerstein ein mächtiges Riesengeschlecht, dort, im weißen Gypsfelsen, ein Berggeist, Beide stets in Kampf miteinander. Gegen den Feind sich zu schützen, thürmten die Riesen Felsblöcke auf ihrer Höhe zu einer sie sichernden Zuflucht auf, aus welcher Zeit noch jene Felshörner, die Grundpfeiler ihres Baues, stammen.

Damals geschah es, daß ein schöner Jüngling, Romar hieß er, eines Tages ausging zu jagen in des hohen Steines waldiger Umgebung. Als er so ging, nach Wild spähte, und um einen der Felsen bog,

stutzte er gewaltig zurück, denn nahe vor ihm lag, in's weiche Gras gestreckt, ein holdes Mädchen schlummernd. Wie eingewurzelt stand er. Noch nie sah er solch reizendes Mädchenbild, auf dessen Wangen Rosen glühten, dessen weißen Nacken blonde Locken umwallten, und welche die Frische der Jugend so reizend umgab. Auf die Armbrust gestützt, betrachtete er das holde Kind, und im Busen keimten ihm Empfindungen, die er noch nie gekannt. Stören wollte er die Schlummernde nicht, aber in ihrem Anschauen recht lange süßen Gefühlen sich hingegeben, das wollte er. Drum drückte er seinen Hund neben sich nieder, ruhig zu liegen; aber ein vorüberspringendes Reh ließ dem wachsamen Thiere die Lehre vergessen, er bellte, und weckte die Schläferin. Mit lautem Schrei sprang diese auf und floh in den Wald. Romar ihr nach, und bald ereilte er sie, ergriff ihre Hand, und bat mit aller Zärtlichkeit, nur einen Blick in ihr schönes Auge ihm zu gönnen. Mit Schüchternheit geschah das, und nun wollte sie fort, Romar aber umschlang sie mit seinem Arm. Seine Worte waren so süß und lauter, daß das holde Mägdlein ruhig hörte, was er redete, mit Zärtlichkeit ihn anblickte und beim Scheiden sprach: „Du findest mich hier wieder.“

Sie verschwand im Gebüsch, und Romar, erstaunt über die unbegreifliche Schnelle, mit der sie sich seinen Blicken entzog, blieb, sinnend darüber, noch eine Weile stehen.

Andern Tages war er wieder zur Stelle, und auch die Holde erschien. Sie kos'ten und tändelten. Romar fragte: „wer bist Du, wie nennt man Dich, wo ist Deine Wohnung?" und die Antwort war — ein Kuß, und kein Wort.

So verflossen einige Tage, und nie erhielt Romar Befriedigung seiner Neugierde, so liebevoll und zärtlich er auch jene Fragen wiederholte.

Eines Tages, als er früher als gewöhnlich sich eingefunden, die schöne Jungfrau noch nicht da war, saß er auf einem Steine, sinnend, warum wohl die Geliebte ihm keine Auskunft über sich gäbe, und nahm sich vor, heute sie nicht fortzulassen, ehe sie ihm nicht gesagt, wer sie sei. Sie kam, setzte sich zu ihm, sah des Jünglings Gesicht nicht so heiter wie gewöhnlich, und fragte ängstlich, was ihm sei. Da sprach Romar:

„Das will ich Dir offen sagen. Daß Du mir verschweigst, wer Du bist, wie man Dich nennt, und wo ich Dich auffinden könnte, das betrübt mich, denn

es sagt mir, Du liebst mich nicht so rein und innig wie ich Dich, Du hast kein Zutrauen zu mir."

Das Mädchen umschlang Romar mit ihren Armen, drückte einen heißen Kuß auf seine Lippen und sprach:

„„Romar, ich weiß, daß Du mit aller Zärtlichkeit mein bist, mir ewig treu bleibst wie ich Dir. Ohne Bangigkeit sage ich Dir daher, was Du zu wissen verlangst, so gern ich es Dir auch länger noch verschwiegen hätte. Wisse denn: ich bin die Tochter des Berggeistes, der Deinem, auf jenem Felsen hausenden Geschlechte so feindlich gesinnt ist. Meine Mutter ist eine Flußgöttin. Ruma ist mein Name, und jener Teich mein Wohnort. — Nun weißt Du Alles, mein Geliebter. Wirst Du aber nun mich noch lieben?""

Romar erblaßte, blickte Ruma mit schwermüthiger Miene an und sprach: „Eine Nixe bist Du; — das Kind des Erzfeindes unseres Geschlechtes! — O, welch grausames Geschick!"

In tiefen Gedanken ging er auf und ab, geheftet seine Blicke zur Erde und oft tief seufzend. Da ergriff Ruma seine Rechte, drückte sie an ihre Brust und sprach in liebevollster Hingebung: „„Romar, liebst Du mich noch, kannst Du mich noch lieben, da Du

nun weißt, welcher Natur ich bin, o so sei unbesorgt, daß mein Vater unsere Liebe, unsere Verbindung stören werde. Ich war immer sein liebstes Kind, dem er noch keine seiner Bitten abschlug, und ihm auch die nicht versagen wird, mit Dir mich zu vereinen.""

Romar schwieg.

„„Du schweigst, aber Dein Auge sagt es mir, daß Du mich noch eben so innig wie zuvor liebst. Nicht wahr, so ist es?""

Romar blickte nach oben, warf sich in die Arme des überirdischen Wesens und rief aus: „Ja, ich liebe Dich, liebe Dich ewig, und nur der Tod trennet uns!"

Das Band ehelicher Liebe und Treue war geknüpft, Romar und Ruma ein Paar.

Im Vollgenusse der Freuden einer glücklichen Ehe verschwand ihnen ein Jahr. Kein Unfall störte ihren Frieden, und als ein holdes Knäblein auf ihren Armen sie wiegten, da fühlten sie sich auf dem höchsten Gipfel ihres Glückes, und nun beschloß Ruma, dem Vater das Geheimniß zu entdecken, mit dem Enkelchen im Arm seine Zustimmung zu erbitten, um offen und ohne Besorgniß bei ihrem Romar sein zu können, was bis dahin nur insgeheim, im Dickicht des Waldes geschehen konnte.

Eines Tags saßen sie unter einer Eiche. Da erzählte Numa dem Gatten, daß ihr Vater bald von einer weiten Reise zurückkomme, und dann sie jene Bitte an ihn thun werde. Trunkenes Blickes sahen sich die Glücklichen an, und schwelgten im Vorgefühl der ihnen werdenden neuen Freuden, da stand plötzlich der Vater nicht fern von ihnen. Erschrocken sprangen sie auf, eilten ihm, der mit zorniger Miene sie anschauete, entgegen, fielen zu seinen Füßen, baten, ihnen zu verzeihen, ihren Bund zu segnen. Aber schnaubend und tobend stieß er sie von sich, schwang den Zauberstab in der Luft, und im Hui drangen von allen Seiten Schaaren von Zwergen herbei, die Mutter und Kind fortschleppten, und Romar zwickten und peinigten, daß er fliehen mußte, das Leben zu retten.

Qualen jeder Art mußte Numa erdulden, da sie dem Begehren des Vaters, sich loszusagen von ihrem Gatten, männlich widerstand. Selbst als er drohte, ihr Kind zu vernichten, blieb sie standhaft, hoffend, das werde der Vater nicht thun. Aber er that es, schmetterte das unschuldige Wesen gegen einen Felsen, verfluchte die Mutter, und, da die geistige Natur derselben ihre Vernichtung ihm unmöglich machte, bildete er durch seine Zaubermacht in einem nahe liegenden Felsen

eine Höhle, in die er die unglückliche Ruma bannte. Kobolde hielten Wache vor dem Eingange, und zu entkommen war unmöglich. Ruma versuchte daher im Innern ihres Gefängnisses als Bach sich durch Klüfte durchzuwinden; doch wenn sie glaubte bald einen Ausgang gewonnen zu haben, so ließ der böse Vater die mühsam gewaschenen Aushöhlungen zusammenstürzen, wie noch jetzt die vielen Erdfälle in des Felsens Nähe bezeugen, und von Neuem mußte die Unglückliche die schwere Arbeit beginnen.

So vergingen einige Jahre, welche Romar traurig verlebte, täglich des Waldes Dickicht durchstrich oder um den Felsen schlich, der Ruma einschloß, hoffend, sein Weib endlich doch wieder zu finden, aber stets umsonst. Auch zu dem Teich, sonst Ruma's Wohnung, ging er oft, aber nie fand er da Wasser, eine trockene Vertiefung nur.

Ruma ermüdete nicht, immerfort an einem Ausgange zu wühlen, und endlich gelang es ihr. Unterirdisch drang sie über die Grenze des Gebietes und der Wirksamkeit ihres Vaters vor, und da ward es ihr leicht, die Decke der Erde zu sprengen, als kleiner Bach hervorzuströmen. Nach jenem trocknen Teiche leitete sie ihren Lauf, füllte diesen, war frei, und

wieder in ihrem frühern Wohnsitze, gesichert gegen die Macht ihres hier ohnmächtigen Vaters.

Wie immer, ging Romar eines Tages trüben Sinnes aus; denn die Hoffnung, sein Weib wieder zu finden, verließ ihn nicht, wiewohl der Jahre viele schon dahin waren, er immer vergebens heimkehren mußte. Da sieht er in der Ferne die Spiegelfläche des wohlbekannten Teiches im Sonnenlichte schimmern. „Was ist das!" ruft er freudig aus, „der trockne Teich mit Wasser gefüllt!" und eilends geht er dem Teiche zu.

Ein Weilchen steht er am Ufer, von freudigem Bangen ergriffen, und blickt in die klare Tiefe: „Ruma", ruft er, „meine Ruma!" Da theilt sich die Fluth und heraus steigt aus der Tiefe seine Ruma, so hold, so schön, so jung wie damals, als zuerst er sie sah.

Wer malt das Entzücken, die Freude des wieder vereinten Paares. Worte sagen es nicht. Aber auch sie hatten keine Worte; eine sprachlose Umarmung war es, mit der sie das Glück ihrer Wiedervereinigung feierten, und lange Jahre noch lebten sie in ungetrübtem Frieden ein Leben voll Lust und Freude.

Freude und Trauer verbreitete sich aber auch im Gebiete des Vaters, als man erfuhr, daß dem Unholde endlich doch die Tochter glücklich entronnen sei.

Freude, daß man sie geborgen wußte; Trauer, daß man ihr holdes Antlitz nun nie mehr sehen werde. Ihr Andenken zu bewahren, hieß man die Höhle, worein sie der Zauberer bannte, wo sie so viel geweint, und welche in ihrem ehemaligen Garten lag, „Weingartenloch", und den kleinen Fluß, mit dem die Nixe da hervorbrach, wo er noch jetzt hervorströmt, Ruma, wie man noch heutiges Tags ihn nennt. Auch das Andenken an den treuen Romar ehrte das Volk, und gab dem schwarzen Felsen, worauf des Riesengeschlechts Riesenburg stand, den Namen „Romarstein, Römerstein", dem Teiche zu seinen Füßen, aus dem die Nixe hervorstieg, den Namen „Nixteich."

Wer zum Weingartenloch kommt, in den gähnenden Schlund dieser Höhle blickt, und versucht sein möchte, über die im Eingange liegenden Felsblöcke hinweg zu klettern, um in das Innere einzudringen, der prüfe sich wohl, ob er auch stark genug sei, solch Wagstück zu vollbringen. Grausig ist es in dieser Unterwelt, von Unthieren und bösen Geistern bewohnt. Bäche brausen unsichtbar zu den Füßen, bezeichnend den Lauf, den die Nixe nahm. Erdfälle überall, von unergründlicher Tiefe; Fledermäuse umschwirren den Wanderer, denn er stört sie in ihrem Treiben, und

Unken unken ihm mit ihren hohlen Tönen ein: „Bleib zurück!" entgegen. Läßt er aber durch alle diese Schrecklichkeiten sich nicht irren, windet sich vorwärts durch Schluchten, zwängt sich durch Engpässe, die ihn zu zerdrücken drohen, so mache er wenigstens da Halt, wo ein breites, schäumendes Wasser vorüberbrausend den Weg durchschneidet. Dieses überschreite er nicht, wenn ihm sein Leben lieb ist. Waghälse thaten es zwar, legten Balken über den Bach, aber wie bekam es ihnen? Sie verfielen dem Bösen, denn jenseits des Wassers waltet der Höllenfürst. Da sitzt er an einem Tische vor einem großen Buche, links und rechts liegen Haufen von Goldkörnern und Silberbarren. Wer zu ihm kommt, des Namen trägt er in das Buch ein. Kommen drei zusammen, verlangen von seinen Schätzen, so gewährt er solches nur zweien. Durch's Loos werden diese bestimmt und wohlbeladen dürfen diese wieder umkehren. Der Leerausgehende aber verfällt ihm, und wird elendiglich zerfetzt.

Zwei Männer aus fernen Landen betraten schon oft diese Höhle, und da ihnen bekannt war, wie es anzufangen sei, ungefährdet und reich beladen wieder heraus zu kommen, so hatten sie immer einen Dritten aus der Umgegend zur Begleitung mitgenommen, dem

sie dann das Todesloos zuzuschieben wußten. Man erfuhr nun zwar nie, was dem Mitgenommenen widerfahren, wohin er gerathen, wurde aber mißtrauisch gegen die beiden Männer, und Niemand wollte mehr ihr Begleiter sein.

Einst kamen sie auch wieder, klopften am ersten Hause im Dorfe Osterhagen an, und verlangten einen solchen. Der Eigenthümer weigerte sich dessen, und ließ sich auch selbst dadurch nicht bereit finden, als die Männer ihm bis auf funfzig Thaler für die Begleitung boten.

Seine Frau, ein verschmitztes Weib, erfahren in allerlei geheimen Künsten und eingeweihet in verborgene Kräfte der Natur, weshalb sie auch in der Umgegend „die kluge Frau" hieß, hatte im Höllenzwang gelesen: daß der Satanas große Schätze im Weingartenloch bewahre, und wie er, wenn drei zusammen zu ihm kämen, diese beschenke. Sie konnte es sich daher erklären, warum die fremden Männer, so oft und bekannt sie auch schon in der Höhle waren, doch immer wieder einen Begleiter mitnahmen. Da sie nun auch wußte, was gegen des Bösen Macht in der Höhle schütze, so beschloß sie, die Männer, welche durch die Aufforderung, sie zu begleiten, ihren Man

in's Verderben stürzen wollten, zu bestrafen, sie in ihren eigenen Schlingen zu fangen.

Als diesen daher ihr Mann wiederholt seine Begleitung abschlug, weil die Höhle im üblen Rufe stehe, Mancher schon das Leben darin eingebüßt, er, als Gatte und Vater vieler Kinder, auch nicht gegen funfzig Thaler sein Leben auf's Spiel setzen werde, da trat die Frau hinzu und sprach: „Gehe Du nur mit, lieber Mann, denn funfzig Thaler ist ein hübsches Geld und nicht so geschwind verdient. Komm herein, ich will Dir einen warmen Rock anziehen, denn in der Höhle ist's kalt."

Als sie in der Stube und allein mit ihm war, sprach der Mann: „„Aber Frau, wie kannst Du mir zureden, mit den Männern zu gehen, da Du weißt, daß Keiner, den sie mitnahmen, wiederkehrte?""

„Das weiß ich recht gut", erwiederte sie, „aber Du kannst doch mitgehen, es soll Dir kein Leids geschehen, Du wirst sicher wieder zurück kommen. Sieh, ich nähe Dir an drei verschiedenen Stellen Deines Rockes braunen Dost oder Wohlgemuth ein; das ist ein Kraut, was gegen die Macht böser Geister, selbst gegen die des Satans, schützt."

Der Mann wollte nun zwar an der Wirksamkeit

des Krautes zweifeln, aber die Frau versicherte hoch und theuer, er sei dadurch gegen jede Gefahr gewaffnet, und könne er sich wohl denken, daß sie ihn nicht mitgehen heiße, wenn sie nicht die Kraft des Krautes so ganz genau kenne, ihrer Sache völlig gewiß sei.

Zwar schüttelte der Mann dennoch bedenklich den Kopf, ließ aber das Einnähen des Talismanns zu, die Fremden zahlten das Geld, und mit Laterne versehen, folgte er diesen in die Höhle.

Als sie an dem starken Bach waren, ermahnten ihn die Männer, in den beiden nächsten Höhlen, in die sie jenseits des Baches kämen, ja kein Wort zu reden, sonst sei er des Todes. Er versprach es. Auf der von Balken gelegten Brücke gingen sie über den Bach, und traten in die erste, dunkle Höhle. Da wimmelte es von Ungeziefer der abscheulichsten Art. Kröten, Schlangen, Salamander, Unken, Eidechsen, Eulen, Nattern, Fledermäuse, Lindwürmer, Alles kroch und flog kreischend, zischend, unkend durch einander, und mußten sie tüchtig fechten und wehren mit ihren Stöcken, um das Ottergezücht von sich abzuhalten.

Die zweite Höhle, hoch und geräumig, erhellte ein magisches Licht. Rechts stand an der in goldenem Schimmer glänzenden Felswand ein Ruhebette

von rothem Sammet, mit goldenen Blumenzweigen durchwirkt. Drauf lag schlummernd eine nackte Jungfrau mit einer Krone von blitzenden Steinen auf dem Kopfe. Der Bauersmann war schon in die Jahre, aber so was Schönes von Jungfrau hatte er nie gesehen, und das reizende Bild zog ihn mächtig an. Er blieb davor stehen, und wäre gern länger geblieben, denn gar zu gewaltig zog es ihn an, hätten ihn die Männer nicht mit Gewalt fortgezogen.

In der dritten Höhle sprachen diese zu ihm: „Jetzt, Freund, gilt es. In der nächsten Höhle finden wir unermeßliche Reichthümer. Da sind wir entweder reich und für immer glücklich, oder verloren und in des Teufels Klauen. So viel ist gewiß, daß nur zwei von uns das Tageslicht wieder schauen, den dritten faßt der Teufel. Welcher von uns das sein wird, entscheidet das Loos. Sei jedoch ohne Zagen, das kann auch uns treffen.“

Dem Bauersmann war doch nicht ganz wohl zu Muth bei diesen Worten, indessen gedachte er des eingenäheten Krautes, und rief muthig aus: „Nun, vorwärts nur!“ welche Worte die Männer in Verwunderung setzten, denn noch Keiner der frühern Begleiter hatte solchen Muth gezeigt.

Nun ging es auf eine kleine eiserne Pforte zu. Hier klopften sie drei Mal an, und sie öffnete sich. Ein blutrother Schimmer erhellte diese große, weite Höhle, in welcher aufgehäuft Goldkörner, Silberstücken und Edelsteine lagen, die der Bauersmann starr vor Staunen anblickte; denn so etwas hatte er noch nie gesehen, daß es so viele Reichthümer gäbe, sich nicht gedacht. Da ließ sich in einem Winkel ein dumpfes Geräusch hören, und hervor trat eine kolossale Mannsgestalt mit funkelnden Augen, buschigem Kopfhaar, und einer großen gebogenen Habichtsnase. Ein weiter feuerrother Mantel umgab sie, ein niedergekrempter Hut mit herabhängender rother Feder deckte den Kopf, und unter dem Mantel schaueten Pferdefüße hervor. Freundlich grinsend nickte sie den drei Männern zu, und ging durch die eiserne Thür, durch welche Jene eingetreten waren.

„Wer war das?" fragte der Bauersmann.

„Das sollst Du hernach erfahren. Jetzt hilf eiligst unsere Säcke füllen, damit wir wieder fortkommen. Das war bald geschehen; jeder hockte einen Sack auf, und sie gingen durch die eiserne Pforte zurück, die sich hinter ihnen schloß. In der Höhle, wo die schöne Jungfrau lag, stand der Bauersmann wieder still,

und funkelte diese mit feurigen Augen an. Während dem sprach der eine Mann leise zum andern: „Höre, ich weiß nicht, wie mir so wunderlich ist. Ich bin so bange, daß mir die Zähne klappern, wenn uns nur kein Unglück begegnet." — „„Du bist nicht klug"", entgegnete der Andere. „„Ist es nicht schon das achtzehnte Mal, daß wir hier sind, und haben wir es nicht immer so zu machen gewußt, daß den Mitgenommenen das Loos traf? Und den Dummrian, den wir dieses Mal bei uns haben, den wollen wir schon übertölpeln. Komm, Alter"", sagte er zum Bauersmann, der noch immer sehnsüchtig die Jungfrau beschauete, „„das ist nichts für Dich.""

Als sie in die Höhle traten, an welcher der Bach vorüber brauste, that der Bauer einen gewaltigen Schrei, und die beiden Männer ergriff ebenfalls ein Grauen, obgleich sie das, was sie sahen, an dieser Stelle schon oft gesehen, nämlich den leibhaftigen Satanas. An der schmalen Brücke über den Bach stand er, mit Hörnern und Pferdefüßen, streckte die lechzende Zunge aus dem qualmenden Rachen, gierte die Kommenden an, reichte ihnen mit der Kralle drei Loose hin, brüllend: „Loost, ihr Buben, auf daß ich mein Opfer würge!"

Die Männer zitterten und bebten. Der Eine ergriff

die Loose, mischte sie und ließ ziehen. Die Andern zogen, ihm blieb das Todesloos. Leichenblaß war er, faßte sich aber schnell und sprach: „habe nicht recht gemischt, muß anders mischen.“ Der Bauer, nicht wissend, wie das Mischen geschehen müsse, gab sein Loos ohne Weigerung zurück. Jener mischte von Neuem, ließ ziehen, und da faßte sein Freund das Todesloos. „'S ist noch nicht recht gemischt, gebt her, es muß von Neuem gezogen werden“, sprach er, und nahm die Loose wieder an sich, die seine zitternden Hände kaum festzuhalten vermochten.

Da sprach der Schwarze mit donnernder Stimme: „Noch ein Mal zu loosen erlaube ich. Einer von Euch Beiden wird mir aber zu Theil, denn an diesem da — er zeigte auf den Bauer — habe ich keine Gewalt, ihn schützt ein Kraut, das er bei sich trägt. Hurtig, loost ihr Beide!“

Gleich armen Sündern sahen sich die Männer an, bebten, beteten und zögerten zu loosen. Da schrie der Böse: „Nun, wird's bald!“ — Sie loosten; der, welcher beim ersten Male das Todesloos zog, zog es jetzt wieder, und stürzte auch sogleich halbtodt zur Erde. Schnell packte ihn der Böse und zerriß ihn in Stücken.

Der Bauer, von Schauder und Entsetzen ergriffen, sank bewußtlos nieder. Als er erwachte, lag er vor dem Eingange in die Höhle, und neben ihm der Sack, den er aus derselben tragen sollte. Erstaunt sah er sich ringsum, meinend, was ihm begegnet sei, geträumt zu haben, überzeugte sich aber bald vom Gegentheil, als er den Sack öffnete, mit Goldkörnern ihn gefüllt erblickte. Flugs nahm er ihn auf den Rücken und eilte nach seinem Dörfchen zurück.

Aber wer malt den Jubel der Frau, als sie ihren Mann wieder sah, hörte, wie ihr Zauberkraut ihn geschützt, und welchen Reichthum er mitbringe. Um ihn herum sprang sie, herzte und küßte ihn, wie zwanzig Jahre früher als seine Braut, und ihre erste Bitte war, vom Dorfe weg und in eine Stadt zu ziehen, ihres Reichthums besser zu genießen. Und das geschah. Sie kauften sich ein Haus in der Bergstadt Andreasberg am Harz, lebten lange noch glücklich beisammen, und hinterließen ihren Kindern viel des Reichthums aus dem Weingartenloch.

Der Hirsch mit dem schwarzen Horne.

Wo im Lande Westphalen der Weserstrom ein Thal durchfluthet, das, mit allen Reizen der üppigsten Natur bekleidet, durch Städte und Dörfer belebt, meilenweit sich hinschlingt, da erhebt sich an des Stromes rechtem Ufer, inmitten der alten Grafschaft Schaumburg, ein Hauptgebirgszug des Landes, der Süntel oder das „Süntelgebirge" genannt. Von Osten nach Westen, zwischen den Städten Hameln und Minden bis hin nach Osnabrück, dehnt sich sein Berggewinde in weiten langen Bogen, durchbrochen, vielleicht schon vor Jahrtausenden, von des Stromes ewiger Strömung da, wo der Porta Westphalika weites Thor sich zeigt.

Hoch über alle ihre Brüder ragen zwei der Bergkuppen des Süntels mächtig empor. Von ihnen schauet

man ringsum auf gesegnete Landstriche, gar reizend geschmückt mit Dörfern, deren einzeln umhergestreuete Wohnungen von ihren Gärten, Fluren und Wiesen umgeben, das landschaftlichste Gemälde bilden.

Die eine jener Kuppen heißt schlechthin: „das Gebirge", die andere: „der Hohnstein." Ein tiefes wildes Thal zieht zwischen beiden hindurch. Auf dem Hohnstein liegt ein Felsenstück von ungeheurer Größe, der „Trustein" genannt, ein Name, der aus Druidenstein hervorgegangen sein mag, denn das Felsenstück wird nicht unwahrscheinlich für einen Opferaltar der alten heidnischen Priester oder Druiden gehalten. Wintergrün und die kleine, zarte, rothe Steinnelke umblühen und umgrünen ihn. Da beide Pflanzen in der ganzen Umgegend nur hier gefunden werden, so will die Sage, daß die rothe Nelke aus dem vom Altar herab geträufelten Blute der geopferten Thiere entstanden sei; und versteinerte Knochen, welche in des Altars Nähe ausgegraben wurden, sind ihr Ueberbleibsel der geschlachteten Opfer.

Dann will uns auch die Sage berichten: daß in den Klüften und Höhlen des Felsens Zauberer und Bergmännchen gehaust hätten, auch der „Gottseibeiuns" ein Sommerschloß in der größten der Klüfte ge-

habt habe, weshalb diese noch jetzt „die Teufelskammer" heiße. Daß es überhaupt auf dem ganzen Gebirge, und besonders in der Gegend des Trusteins, nicht geheuer sei, war des Volkes Glaube von jeher und ist es noch jetzt. „Nicht gern", sagte mir ein Anwohner, „nehmen wir Holz, am wenigsten Bauholz, aus den Waldungen umher. Jenes läßt uns der Böse ohne Schabernack nicht aufladen; denn sind auch die Scheite noch so ordentlich auf den Wagen gelegt, immer poltern sie von selbst wieder herab, die Pferde sind unruhig, brusten und schnauben und spitzen die Ohren, und das so lange, bis wir aus dem Geisterrevier heraus sind. Und das Bauholz, das bringt uns geradezu Unsegen und Feuerunglück, denn es entzündet sich von selbst. Schon beim Fällen und Zimmern springen Funken daraus hervor, daher wir es vor seiner Benutzung immer erst von unserm Herrn Pater mit dem heiligen Weihwasser besprengen lassen, wodurch es vom teuflischen Einflusse befreit wird, und uns keinen Schaden mehr zufügt. Auch erscheint an einem der Felsen beim Trustein alle sieben Jahre, auf den Tag des heiligen Johannes, eine Schrift, die ist vier und zwanzig Stunden lang sichtbar, in der Nacht feuerroth. Seit undenklichen Zeiten erscheint diese.

Unsere Groß- und Urgroßväter haben sie schon gesehen; viele hochstudirte Männer sind hergereist gekommen, haben daran herum gegrübelt, aber Keiner noch hat sie deuten können, noch die ganz unbekannten Schriftzüge erkannt. Einmal war ein Pater vom Kloster Laach am Rhein hier, der sagte: wenn Einer kommt, der diese Worte zu lesen versteht, so wird er ein reicher Mann werden, denn diese Schrift weiset einen großen Schatz nach, der in einer der Höhlen des Gebirges verborgen ist und von dem Geiste Moor bewacht wird.

Das ginge nun Alles noch an; aber da ist einmal ein Kuhhirt gewesen, der hat seine Heerde immer an einem gewissen Orte auf der Nordseite des Gebirges weiden lassen, die man das Dachtelfeld nennt. Der bemerkt eines Tages, daß mitten unter seiner Heerde ein schöner weißer Hirsch ist, der zwischen dem Geweih ein langes schwarzes Horn hat. Er stutzt, denn einen solchen Hirsch hat er noch nie gesehen. Der Hirsch geht immer unter den Kühen herum, bald da bald dorthin, als mustere er sie; dann bleibt er bei einer stehen, neigt den Kopf zu ihr, berührt sie mit dem schwarzen Horn, rennt dann fort, und die Kuh rennt hinterdrein. Zwischen den Felsen und Gebüschen

verlieren sie sich. Gern wäre er nachgegangen, zu sehen, was die Thiere dahin zieht, will aber die Heerde nicht verlassen und bleibt. Nach einer langen Weile kommt die Kuh allein zurück, und der Hirt bemerkt, daß ihr Euter, zuvor von Milch ganz aufgeschwellt, jetzt schlaff und leer ist.

Abends, als der Hirt mit der Heerde in das Dorf zurückkommt, erzählt er von dem Hirsche, aber Niemand will es glauben, am wenigsten der Eigenthümer der Kuh, die mit dem Hirsche weggelaufen. Der meint, der Hirt habe die Kuh ausgemolken.

Folgenden Tags läßt sich der Hirsch nicht sehen. Am dritten Tage kommt er aber wieder, spaziert unter den Kühen herum, neigt den Kopf bald zu dieser bald zu jener hin, berührt dann eine mit seinem schwarzen Horn, und rennt mit dieser abermals hinter die Felsen. Der Hirt, ärgerlich darüber, ruft mit geballter Faust die Worte nach: „Warte, du Bestie, du Teufelsbolzen, das nächste Mal, wo du wieder kommst, sollst du mir nicht entwischen, da werde ich dir nachgehen." Kaum hat er diese Worte mit überlauter Stimme ausgesprochen, so braust aus der Gegend und von dem Felsen her, wo Hirsch und Kuh verschwanden, ein Luftstrom auf Hirt und Heerde los; aus klarem Him-

mel fährt ein Blitz von Donnergekrach begleitet, und zersplittert eine hohe Birke in der Nähe der Heerde, die erschrocken durcheinander läuft. Der Hirt erschrickt nicht minder, merkt aber wohl, daß es hier nicht mit rechten Dingen zugehe, und nicht mit Toben und Gewalt, nur mit List er werde erforschen können, wohin Hirsch und Kuh laufen.

Als die Kuh zurückgekommen ist, treibt er die Heerde in das Dorf, erzählt aber nichts, beschließt jedoch, vom folgenden Tage an einen Hirtenknaben mitzunehmen, welcher bei der Heerde bleiben solle, wenn er dem Hirsche nachgehe. Das geschieht, allein der Hirsch kommt nicht, kommt mehrere Tage nicht. Schon glaubt der Hirt, er komme gar nicht wieder. Doch nicht also. Am siebenten Tage ist das Thier mit einem Male und ohne daß es der Hirt hat herbeikommen sehen, mitten unter der Heerde, und nimmt, wie früher, eine der Kühe mit fort. Sogleich folgt der Hirt, den Knaben bei der Heerde lassend. Zwar beugen Hirsch und Kuh bald um einen Felsen, verlieren sich im Dickicht und zwischen Felsengruppen, aber der Pfad, den sie allmählig getreten, leitet den Hirten weiter und in die Gegend des Hohnsteins. Lange muß er sich zwischen Felsen und Gebüsch

hindurch winden, bis er endlich auf einen freien Platz tritt.

Was sieht er da? — Seine Kuh, den Hirsch daneben und ein kleines schneeweißes Hirschkalb, am Euter der erstern saugend. Der Hirsch springt rasch auf einen Felsen und schaut herab, das Kalb verkriecht sich im Gebüsch, die Kuh bleibt ruhig stehen.

„So, so", spricht der Hirt bei sich selbst, „du bist der Milchdieb, warte, dich muß ich haben!" und läuft auf das Dickicht zu, wo hinein das Kalb sich verkrochen. Doch wie erschrickt, wie prallt er zurück, als aus diesem ein langer, hagerer Mann heraustritt mit tiefgefurchtem Gesicht, eisgrauem Kopf und Bart, gekleidet in ein bis auf den Boden hinabreichendes, schwarzes, vorn mit blutrothen Schleifen zugebundenes Todtenhemd, in der Rechten ein goldenes Schwert, in der Linken ein silbernes Horn haltend. Zornige Blicke schießt diese Erscheinung aus den tief liegenden, überborsteten Augen auf den vor Entsetzen zitternden Hirten. Was er thun, ob er fliehen oder bleiben solle, — er weiß es nicht. Der Verstand steht ihm still, aber das Herz, das pocht wie ein Eisenhammer. Eine Weile stehen sie so gegen einander über, da wendet sich der Hirt schnell, zurück zu laufen.

„Halt!" brüllt der graue Mann mit Donnerstimme ihn an, und der Hirt steht eingewurzelt, zitternd und von Angstschweiß übergossen. Der Mann hebt das goldene Schwert, blickt aufwärts und schwingt es dreimal im Kreise. Drauf setzt er das Horn an den Mund, und ein grell schrillender Ton erschallt. Das thut er zum zweiten und zum dritten Male. Da beginnt ein Sausen und Brausen in der Luft, das stärker und stärker, Sturm und Orkan wird. Die Bäume werden hin und her gerissen, gebeugt und gebrochen. Blitze leuchten, die Felsen dröhnen vom Krachen des Donners, und stinkender Schwefeldampf läßt sich in dichten Wolken nieder.

Der Hirte sinkt betäubt zu Boden. Da braust ein Wirbelwind herbei, hebt ihn auf, zieht ihn ohnmächtig in die Höhe und führt ihn fort.

Als er, an der Erde liegend, aus der Betäubung erwacht, sieht er sich auf dem Weideplatze seiner Heerde, die ruhig graset, und den Knaben dabei im tiefen Schlafe. Er reibt sich die Augen, blickt umher, und da ringsum Alles still und ruhig ist, nur das Geläute der Glocken der Heerde er hört, so meint er, geschlafen und geträumt zu haben.

Er steht auf. „Ja, ja, so ist's, so muß es sein",

spricht er zu sich selbst, „ich habe geträumt, denn wäre ich wirklich vom Wirbelwind aufgenommen worden und hier niedergefallen, so wäre ja kein Knochen an mir ganz geblieben, und — hier ging er hin und her — ich gehe so gut auf meinen Füßen wie immer."

Jetzt weckt er den Knaben, fragend diesen: ob es gedonnert, ob er das Tosen und Brausen des Sturmes gehört? und dieser erwiedert: daß der Himmel immer heiter gewesen, kein Lüftchen sich gerührt habe. Nun ist es ihm gewiß, daß er geträumt, und da er die Heerde überzählt, keine der Kühe fehlt, so zieht er ruhig heim. Der Traum ist indessen immerfort sein einziger Gedanke, und kaum ist er im Dorfe angelangt, so erzählt er davon seinen Nachbarn. Die lachen ihn aus und achten nicht weiter darauf.

Andern Tags treibt er wie gewöhnlich mit der Heerde auf den Weideplatz. Den Traum kann er aber nicht aus dem Kopfe bringen, immer steht er klar vor seinen Augen. Er sieht das weiße Kalb, den häßlichen alten Mann, hört den schrillenden Ton des Horns, sieht das Rasen und Toben der Elemente, die brechenden Eichen und Birken, und all die grausigen Erscheinungen des vorigen Tags. Bedenklich schüttelt er den Kopf, und es will ihn fast bedünken, daß es

doch wohl kein Traum gewesen. Nach langem Hin- und Herschwanken sagte er sich endlich: „ich mag nun geträumt oder wirklich jenes Abenteuer erlebt haben, so will ich es mir eine Warnung sein lassen, dem Hirsche nicht wieder nachzuspüren. Er mag kommen und immerhin unter meiner Heerde sein Wesen treiben, ich wehre ihm nicht. Mit dem Teufel, denn der hat hier sein Spiel, muß man nicht anbinden."

Unter solchen Betrachtungen und Selbstgesprächen ist er mit der Heerde auf dem Weideplatze angelangt, wo er sich im Schatten eines Baumes lagert. „Bin doch begierig, ob der Hirsch heute wiederkommen wird." Kaum hat er diesen Gedanken nur gehabt, so kommt der Hirsch hinter dem Felsen hervorgetrabt auf die Heerde zu, spaziert unter den Kühen herum, sucht sich eine aus, und rennt mit ihr davon. „Lauf du, lauf", ruft der Hirt ihm nach, „ich halte dich nicht, schicke mir nur die Kuh zurück."

So geht es nun tagtäglich. Der Hirsch holt eine Kuh, der Hirt kümmert sich nicht weiter darum, und die Kuh kommt nach einer Stunde wieder zur Heerde. Aber nicht so ruhig verhalten sich hierbei die Eigenthümer der Kühe. Sie sind es müde, jedes Mal eine derselben mit leerem Euter zurück zu erhalten, und

setzen daher dem Hirten eines Abends beim Zurückkehren der Heerde mit heftigen Worten zu, ja, sie geben ihm Schuld, daß er es sei, der die Milch stehle, und drohen, den Hirtendienst ihm zu nehmen, wenn ein Mal noch eine der Kühe mit leerem Euter zurückkehre.

Der Hirt schwört hoch und theuer, daß er unschuldig sei, daß aber alle Tage der Hirsch — von dem er ihnen schon erzählt, was sie ihm aber nicht glauben wollten — komme, eine der Kühe mitnähme, die alsdann mit geleertem Euter zurückkomme. Wollten sie ihm nicht glauben, so möchten sie nur mit hinaus gehen auf den Weideplatz, und es selbst mit ansehen.

„Ja ja, das soll geschehen", riefen Alle, „morgen gehen wir mit; und kommt ein Hirsch, so soll er nicht ganzbeinig davon kommen. Todt schlagen wir ihn."

„„Das thut nicht"", sprach der Hirt, „„das könnte Euch schlecht bekommen.""

„Ei was da, was da!" war die Antwort. „Was will so ein Hirsch uns thun, und wenn er noch mehr Hörner auf dem Kopfe hätte. Fort muß er. Die Milchdieberei muß ein Ende nehmen."

„„Nun, nun"", erwiedert der Hirt, „„ich hab's Euch

gesagt, ich hab' Euch gewarnt. Wollt Ihr nicht hören, so mögt Ihr fühlen. Werdet's schon sehen, daß mit dem Hirsch nicht zu spaßen ist; das ist kein gewöhnlicher, das ist ein verzauberter Hirsch, das sieht man ja schon an seinem schwarzen Horn. Ich kann ein Liedchen davon singen.""

„Nun, was kannst du denn für ein Liedchen davon singen? Laß doch hören."

Der Hirt besinnt sich ein Weilchen, ob er, was er erlebt, als Traum oder als wirklich ihm begegnet erzählen solle, und findet am besten, als eine wirkliche Begebenheit es darzustellen, um die erbitterte Menge von einem Gewaltstreiche zurück zu halten, der ihnen nur schlecht bekommen könne. Er erzählt daher den ganzen Vorfall, wie er ihn erlebt, und man stand und wußte nicht, was man dazu sagen solle, denn der Hirt schließt seine Erzählung mit hohen Schwüren, daß er die Wahrheit rede.

Da tritt Einer zum Hirtenknaben, ihn fragend: ob er den Teufelsspuk mit angesehen? Der erwiedert ganz trocken: „Ich habe nichts gesehen, weiß von keinem Teufelsspektakel; daß aber täglich ein Hirsch gekommen und mit einer Kuh davon gerannt ist, habe ich mehr als zehn Mal gesehen."

„Da seht ihr's", riefen Alle aus, „er hat uns belogen, oder er hat geträumt, was er uns erzählt. Kurz, wir gehen morgen mit auf den Weideplatz, denn die Milchdieberei soll und muß ein Ende nehmen."

„„Nun, Glück zu!"" spricht der Hirt. „„Ich habe das Meine gethan, habe Euch gewarnt, und sage nochmals: wollt Ihr nicht hören, so mögt Ihr fühlen.""

Am folgenden Morgen zieht eine große Anzahl der Dorfbewohner, besonders der jüngern viele, mit der Heerde hinaus auf den Weideplatz, wohl versehen mit Stricken, Stangen und Heugabeln. Der Eine will den Hirsch todt stechen, der Andere ihn todt schlagen, der größte Theil ihn fangen, im Triumph in's Dorf bringen. Nur einer der jüngern Burschen hat ein Gewehr. Er will ihn schießen.

Unter lärmendem Geschwätz und Streiten, was das Beste sei, kommen sie auf dem Weideplatze an. Nicht lange läßt der Hirsch auf sich warten. Mit Verwunderung sehen Alle das seltsame Thier von der Felsengruppe herkommen, auf die Heerde zugehen, unter den Kühen herum spazieren, und eine mit dem schwarzen Horne berühren. Sie staunen, sind wie verdutzt und Keinem kommt es bei, Jagd auf ihn zu machen.

„Na", spricht der Hirt mit innerer Schadenfreude, „lacht Ihr mich noch aus mit meinem Märchen vom Hirsche? Da ist er ja, warum schlagt Ihr ihn denn nicht todt?"

Keiner antwortet. „Ja", fährt er fort, „groß Maul habt Ihr gehabt, und nun steht ihr Alle da, wie die dummen Jungen."

Während dem, und ehe noch die Menge einen Beschluß faßt, will der Hirsch eben mit der auserwählten Kuh nach dem Felsen hin. Da springt der junge Bursche mit dem Gewehre ihm nach, und die Andern folgen. Bald in der Nähe des Thieres, drückt Jener das Gewehr auf den Hirsch ab, fehlt aber. So wie der Schuß gefallen ist, erscheint auf der Höhe des Felsens der alte graue Mann, und läßt sein Horn drei Mal ertönen. Sturm und Wetter beginnen. Es blitzt, donnert, kracht und hagelt, die Erde bebt. Die Bauern, erschrocken, von Angst ergriffen, laufen durcheinander, und drehen eben um, zurück zu fliehen. Aber mit donnerndem Brausen zieht eine Wasserhose ihnen nach, wirbelt sie Alle zusammen, hebt sie hoch in die Luft, führt sie bis über die Felsengruppe, und hier stürzen Alle nieder, zerschmettert, verstümmelt, und Keiner bleibt am Leben.

Der Hirt mit seiner Heerde bleibt verschont. Mit Entsetzen sieht er was geschieht, und weint bitterlich. Denn daß der graue Geist solche Rache an seinen Kameraden nehmen werde, glaubte er nicht; sie nur eben so bestraft zu sehen, wie ihm geschehen, dachte er.

„O, welch gräßliches Unglück, welch gräßliches, fürchterliches Schicksal!" rief er ein Mal über das andere Mal händeringend und weinend aus, trieb eiligst das Vieh nach Haus, und verbreitete hier Wehklagen und Jammer durch die traurige Kunde von der schrecklichen Rache des erzürnten Berggeistes.

Alles im Dorfe zog hinaus, und trug die verstümmelten Lieben unter Weinen und Schluchzen heim. Der Tag, an welchem sie begraben wurden, war ein Jammertag. Jährlich beging man ihn mit einem feierlichen Todtenamte.

Nie wurde wieder die Heerde des Dorfs auf jenen Weideplatz getrieben, und selbst der Waidmann wagte es nicht, hier ein Stück Wild zu erlegen, fürchtend den grauen Mann auf dem Felsen.

Die drei Becher und die Tidianshöhle.

Wie von allen Gebirgzügen und Höhen unseres herrlichen deutschen Vaterlandes Trümmer der Sitze alter ritterlicher Geschlechter ernst und sinnend niederschauen in die tief unter ihnen von den Enkeln bebauten Thäler, der Landschaft ein freundlicher Schmuck sind, so auch vom nördlichsten derselben, dem Harze. Von welcher Seite auch der Wanderer komme, nach dieser Bergwelt sich wende, zu schauen seine herrlichen, so heitern als wilden Thäler, seine Höhen, seine romantischen Schluchten, Felsenbilder, und seiner Bewohner Leben und Treiben, über wie unter der Erde; oder zu genießen auf den Zinnen seiner hoch aufstrebenden Berge des Blickes auf reich geschmückte Landschaften, bis hin in die weiteste Ferne, — überall wer-

den ihm erlöschende Bilder von Sitzen alter, längst untergegangener Geschlechter aus frühester Zeit entgegen treten. Wohl mögen sie ihn mahnen an die ewig dauernden Naturgesetze des Kommens und Gehens, des Entstehens und Verschwindens, aber auch noch im Untergehen Freude bereiten; denn sie zieren und schmücken die Landschaft, verleihen ihr einen unbeschreiblichen Reiz. Sieht er auch aus der Ferne schon, daß es nur zusammengebrochene Steinmassen sind, alle Formen früherer Wohnungen verschwunden, nichts von dem Gewesenen aus ihnen sich herausbilden läßt, dennoch wird er zu ihnen hinanklimmen. Zu mächtiger Zauber liegt darin, an solchen Grabsteinen untergegangener Geschlechter zu weilen, bei ihnen der Geschichte derer zu gedenken, die hier oben lebten und walteten, und dabei hinab zu blicken in die Thäler und auf die Fluren, wo es immer wieder grünt und blüht wie damals, zu immer neuem Leben die Natur sich wieder entfaltet, während neben ihm der Vergänglichkeit Bild ihm laut zuruft: daß Alles auf Erden der ewig rollende Strom der Zeiten mit sich fortreißt und verschlingt.

Und so wird er erstiegen haben, der Harz-Wanderer, der Höhen viele, zu welchen ihn hinauf wink-

ten die Trümmer Hohnsteins, Scharzfelds, Arnsteins, Lauenburgs, und anderer Burgen noch. Ueberall aber fand er nur in Nacht versunkene Spuren alter Kraft des Ritterthums, überall öde Mauern nur, an welchen die Elemente nagen, sie zermürben. Nur eine Burg unter den vielen wird er finden, ragend in voller Manneskraft, hoch oben auf steiler Felsenstirn, aus frischem Waldeskranze, und das ist: Burg Falkenstein.

Wo des hohen Harzgebirges weit ausgestreckte Gebirgszweige in Osten sich sanft abdachen, in fruchtbaren Ebenen sich allmählig verlieren mit ihren frisch grünenden Eichen- und Buchenwäldern, und wo die Mündung des lieblichen, romantischen, von dem Selkeflüßchen durchströmten Selkethales sich zeigt, da liegt auf einer der letzten hohen Bergwände die alte Burg Falkenstein. Ein ernstes Bild aus der Zeit des Mittelalters, steht sie da, blickt stolz mit ihren Erkern, hohem Thurme, kleinen Fenstern und Giebeln hinab in das Thal, bezeichnend ihren tief im Alterthum wurzelnden Ursprung. Sorgliche Pflege erhielt sie bis in unsere Tage, und im Innern ist es noch gar gemüthlich und schmuck, des sich der Wanderer erfreuen wird.

Ein altes Mütterchen führt ihn umher in den

vielen Räumen, zeigt ihm, was darin an Alterthumsstücken bewahrt wird, leitet ihn Trepp auf Trepp ab, in die kleine Kirche, in den Rittersaal, in's Fräuleinzimmer, zum tiefen Brunnen, beim Verließ vorbei auf hoher Stiege bis in die Spitze des Thurmes, hier umher zu schauen über Wälder und Berge, bis hin zum Brocken, und wieder in gesegnete Ebenen, wo am fernsten Ende des Domes Thürme in Magdeburg hervorragen. Auch zeigt sie ihm im Vorübergehen die wohlverwahrte Thür des Archivs, sprechend: „Drinnen ist ein großer Schatz, drum liegen Schloß und Riegel vor der Thür. Zeigen kann ich ihn dem Herrn nicht, wohl aber davon erzählen, und sie erzählt:

Unter den Vorfahren des alten edlen Geschlechtes der Asseburg, dem Falkenstein seit fünftehalb Jahrhunderten schon gehört, und dessen Eigenthum es noch heute ist, da hat einmal einer gelebt, der hieß Asche von der Asseburg, und seine Hausfrau, die hieß Anna. Die wohnten hier auf der Burg, und hatten acht Söhne und zwei Töchter, welche sie nach damaliger Weise gut erzogen. Abends, wenn sie beisammen saßen, die Kinder der Mutter Lehre empfingen, und die aufgegebenen Sprüchlein gelernt, richtig ihr vorbeten konnten, da lohnte sie ihren Fleiß mit Erzählen

von Geschichtchen und Märlein. Aufmerksam hörten diese zu, und wußte die Mutter keines mehr, so ließen sie nicht ab, sie mußte die schon oft erzählten wiederum erzählen.

Eines besonders — wo einmal zu der Bewohnerin der Burg des Nachts kleine Männer und Frauen gekommen sind, sie einladen, in ihrer Wohnung im Innern des Felsens, worauf die Burg Falkenstein steht, sie zu besuchen, was diese ablehnt, die kleinen Menschen aber mit kostbaren Steinchen beschenkt und ihnen sagt, ihre Wohnung immerdar unter der Burg zu behalten — gefiel den Kindern gar zu wohl, das mußte von der Mutter täglich wiederholt werden. Wenn nun die Kinder verlangten, die Mutter solle einmal mit ihnen hinunter in den Felsen zu den kleinen Männchen gehen, Anna dann sagte: solche Männchen gäbe es nicht, das sei nur ein Märchen, welches sie von ihrer Großmutter schon gehört; so verwies ihr Asche diesen Unglauben, meinte, es sei allerdings eine wahre Begebenheit, an die er fest glaube. Der Streit darüber zwischen Vater und Mutter endigte sich gewöhnlich damit, daß Letztere erklärte: sie werde nur dann daran glauben, wenn sie ein ähnliches Ereigniß erlebe, das kleine Völkchen einmal zu ihr käme.

Asche gab es endlich auf, seine Hausfrau zu bekehren, und lange Zeit verging, wo gar nicht wieder von dem Märchen die Rede war. Da begiebt es sich, daß Anna, Nachts an der Seite ihres Mannes ruhend, nicht schlafen kann. Draußen tobte ein Wetter. Es blitzte, donnerte, der Regen prasselte an die Fenster, und der Wind pfiff durch Fugen und Ritze. Das war Anna schauerlich, und gern hätte sie es gesehen, wenn ihr in tiefem Schlummer liegender Eheherr erwacht wäre, aber wecken wollte sie ihn nicht. Da schlägt die Thurmuhr zwölf, und wie der letzte Schlag verhallt, ist es ihr, als höre sie ihren Namen rufen. Sie horcht hoch auf, hört aber nichts. Nach einem Weilchen ruft es wieder: „Anna!“ Da richtet sie sich auf, horcht mit zurückgehaltenem Athem, und vernimmt den Ruf zum dritten Male. Zugleich gewahrt sie, daß in der Ecke des Gemachs, unten am Boden, eine Hellung entsteht, die mehr und mehr zunimmt, und endlich das Gemach mit blendendem Lichte erfüllt. Unverwandt starrt sie nach der Ecke hin, von welcher das Licht ausströmt, nicht wissend, ob sie wache, ob sie träume. Furcht war es, von der sie sich ergriffen fühlte, ein dumpfes Staunen über das, was sie sah, und Spannung, was daraus werden solle, daher sie

gar nicht auf den Gedanken kam, ihren Eheherrn zu wecken. Da tritt aus der lichten Ecke ein kleines Männlein heraus, eines Fußes hoch. Ihm folgen ein zweites, ein drittes und so fort, bis es zwanzig sind. Drei Mal ziehen sie paarweise im Gemach herum, murmeln unverständliche Worte, stellen sich dann in einer Reihe Anna's Bett gegenüber, und das zuerst eingetretene Männchen spricht zu der erstaunten Frau:

„Anna, komm, hilf meinem kreisenden Weibe, hilf ihr, sonst stirbt sie."

Alle rufen: „Hilf, hilf!"

Anna's Herz klopft hoch vor ängstlicher Verlegenheit; sie weiß nicht, was sie thun, was sie antworten soll.

Da spricht das Männchen mit ängstlicher, flehendlicher Stimme, und ringt die kleinen Hände: „Anna, wirst Du kommen?" Und Anna sagt mit bebender Stimme: „„Ja, ich komme."" — Hoch schwenken Alle ihre kleinen Mützen mit freudiger Geberde, und schlüpfen durch die Oeffnung, durch die sie gekommen, wieder zurück. Nur das Männchen, welches sprach, bleibt und fordert Anna auf, ihm zu folgen.

Ohne ihren Mann zu wecken, erhebt sich Anna,

wirft einen Mantel um, und folgt dem Männchen durch die Oeffnung, welche sich augenblicklich so erweitert, daß sie bequem eintreten kann. Auf vielen Stufen steigt sie hinab und immer tiefer und tiefer. Dann tritt sie in ein weites Gemach, wo viele Männchen sind, die sich Alle ehrerbietig neigen, als sie durch dieses in ein zweites kleineres Gemach geht. In diesem findet sie die Kreisende auf ihrem Lager, umgeben von Weiberchen, die bei Anna's Eintritt auf die Knice nieder fallen, und weinend um Hülfe sie bitten.

Anna, eine erfahrne Mutter, hilft, und nach einer halben Stunde hält sie der erschöpft Daliegenden ein fein gebildetes Knäblein, einer Wachspuppe gleich, hin. Da fallen die Weiblein ihr wieder zu Füßen, küssen den Saum ihres Mantels, und zugleich lassen sich draußen im Vorgemach sanfte reizende Töne hören.

Nach einem Weilchen entfernen sich die Weiblein, die Wöchnerin aber reicht Anna die Hand und spricht:

„Edle Frau, Du hast mir geholfen, das Leben mir gerettet; dafür danke ich Dir, dafür wird Dich Gott segnen. Als ein Andenken an mich, die Du nie wiedersehen wirst, reiche ich Dir hier drei Becher von reinem Kristall. Bewahre sie sorgfältig, denn wisse: von ihrer Dauer hängt die Dauer des Geschlechts

der Asseburg ab. Zerbrechen sie, so bricht auch sein Stamm und verdorrt. Sorge für ihre Erhaltung wie für Dein Auge, hörst Du! — Lebe wohl!"

Anna schüttelt bedenklich den Kopf. Ungern vernimmt sie die dem Geschenke innewohnende Wichtigkeit für ihr Geschlecht; fühlt, welche schwere Aufgabe ihr und ihren Nachkommen wird, wenn sie es annimmt, und schwankt, ob sie es annehme. Da richtet sich die Wöchnerin auf, und spricht mit ernster Stimme: „Anna, Du mußt die Becher nehmen. Es ist des Schicksals Wille, das durch mich diese Bürde Dir auferlegt. Ich vermag diesen Willen nicht zu ändern; denn nimmst Du sie nicht, so droht Deinem Geschlechte ein frühes Erlöschen. Seine Fortdauer ist nun einmal an diese Becher geknüpft. Drum nimm, fasse Muth, und Alles wird gut gehen."

Anna nimmt schweigend die Becher und geht. Im Vorgemach war Niemand, aber hell erleuchtet war es wie die lange Treppe, die sie hinan steigt, in ihr Schlafgemach eintritt, hier ermattet auf einen Sessel sinkt und in tiefes Nachdenken verfällt.

Als sie sich erholt, weckt sie ihren Mann, und erzählt ihm die wunderbare Begebenheit. Nicht erfreuet sind Beide über das Geschenk der Kleinen, an

dessen Erhaltung so Wichtiges für ihr Haus geknüpft ist, das ihnen und ihren Nachkommen eine mit steter Angst und Verantwortlichkeit verbundene Sorge auferlegt. Sie müssen sich aber fügen in den unbegreiflichen Willen einer höhern Macht, und die drei Schicksalsbecher werden in einem feuerfesten, wohlverwahrten Gewölbe der Burg niedergesetzt. Anna's Frohsinn und Heiterkeit sind aber von dem Tage an dahin. Ihr erscheint die aufgelegte Bürde wie eine Strafe für den Unglauben an die alte Sage vom Erscheinen solcher Kleinen, welche von einer frühern Bewohnerin der Burg gleichen Dienst, wie von ihr, umsonst erbaten. In ihrem Innern nagt es, daß sie es ist, durch welche solch gebrechliches, inhaltsschweres Geräth in ihr Haus gekommen, worüber Enkel und Urenkel ihr noch grollen müßten. So sehr nun auch der bekümmerte Mann sie aufzurichten, wider seine Ueberzeugung dem Geschenke die beigelegte Wichtigkeit zu nehmen, wenigstens zu mindern sucht, so war doch sein Mühen umsonst. Anna wird nicht wieder froh, zehrt ab, und nach Jahresfrist umschließt sie die Gruft ihrer Väter.

Als die Kinder herangewachsen, erzählt ihnen der Vater die Begebenheit, führt sie in das Gewölbe, zeigt ihnen die Becher, und macht es ihnen zur heiligen

Pflicht, sorgfältig sie zu bewahren, und ihren Kindern und Enkeln gleiche Sorgfalt einzuschärfen.

Fort und fort erben nun, von Geschlecht zu Geschlecht, durch zwei Jahrhunderte hindurch, die wichtigen Familienbecher; denn fest hält man an dem Glauben von ihrer Bedeutsamkeit, wacht mit ängstlicher Sorgfalt über ihre Erhaltung.

Die Familie hatte sich vermehrt, ausgebreitet, in verschiedenen Gegenden Besitzungen erworben, und da kam es einige Male vor, daß die Familienhäupter um den Besitz und die Aufbewahrung der Becher sich stritten, Jeder das Recht dazu ansprach, da Jedem die Ueberwachung des kostbaren Familienkleinods eine Ehrensache, die damit verbundene Verantwortlichkeit fast Nebensache war. Konnte man sich nicht einigen, so geschah es wohl, daß die drei Becher an drei verschiedenen Orten, oder auch zwei beisammen, der dritte anderswo allein aufbewahrt wurde. Das Letztere war der Fall zu Ende des siebenzehnten Jahrhunderts, wo ein Becher bei den Asseburg auf Hindenburg in Westphalen, und zwei auf dem Gute einer andern Linie in Wallhausen in Thüringen sich befanden. Hier lebte eine Wittwe Asseburg, und auf einem andern Gute, im nahen Orte Brücken, ihre beiden Söhne, lockere

Gesellen, die gern umherschwärmten bei Gleichgesinnten, ihre Zeit mit Nichtsthun vergeudeten.

Einstmals kommen diese von Brücken herüber, die Mutter zu besuchen, und bringen den jungen Werther von Beichlingen mit, dem bald noch mehrere ihrer Freunde aus der Umgegend folgen. Man ist lustig, zecht und treibt allerlei Kurzweil. Das Gespräch kommt auch auf die drei Becher, und Burckhardt Asseburg erzählt den Gästen von der Geschichte und der Wichtigkeit derselben für seine Familie. Kaum hat er geendet, so lacht Hans von Heringen aus Uftrungen laut auf, und spricht:

„Das sind Possen, wer wollte an solche Ammenmärchen glauben!"

„Ja wohl", fällt Heinrich von Rüxleben aus Auleben ein, „nichts als Ammenmärchen, die hübsch klingen und nichts bedeuten."

„Wo sind jetzt die Becher?" fragt Max von Eberstein aus Gehofen.

„„Hier auf unserm Gute"", spricht Burckhardt, „„werden zwei derselben verwahrt.""

„O, die mußt Du uns zeigen, Burckhardt", rufen Alle zugleich.

„„Das wird schwerlich geschehen können. Die Mut-

ter glaubt steif und fest an die Sage, zeigt sie Niemand, so oft sie auch schon darum gebeten wurde, und selbst wir Brüder bekommen sie nur jährlich an ihrem Geburtstage und auch dann aus der Ferne nur zu sehen, ohne sie berühren zu dürfen.""

„Ei was da, was da! Die Mutter muß sie uns zeigen, wir wollen sie schon durch Bitten erweichen", schreien Alle und stürmen hin in das Gemach der Mutter. Diese sitzt eben beim Spinnrocken, liest in einem Gebetbuche, und erschrickt nicht wenig, als der wilde Haufen herein und auf sie einstürmt, bittend, die Becher ihnen zu zeigen. Aber rund ab schlägt sie die Bitte, besonders da sie sieht, daß die jungen Leute des Weins zu viel genossen, in ihren Händen das Kleinod gar sehr gefährdet sein möchte. Doch nicht ab läßt die brausende Jugend mit Bitten und Flehen und scherzhaften Drohungen. Nur sehen, nur aus der Ferne sehen wollen sie die Becher, nicht sie berühren. Dabei liebkosen sie das Mütterchen so zärtlich und unablässig, fallen auf ihre Kniee vor ihr nieder, und treiben den Scherz so arg, daß die gute alte Frau, um der Quäler los zu werden, endlich einwilligt, ihren Wunsch zu erfüllen, doch unter der Bedingung, daß Alle zwei Schritte weit entfernt von den Bechern

ruhig stehen bleiben sollen, aus dieser Entfernung nur sie beschauen dürfen. Versprochen wird das sogleich, gehalten aber nicht. Denn kaum hat die Mutter den großen Schrein in ihrem Gemache geöffnet, worin in einem kleinen verborgenen Schrein, unter doppeltem Schlosse verwahrt, die Becher standen, und dessen Thüren aufgeschlagen, so stürzen die Jünglinge hinzu, und im Hui sind die kostbaren Gefäße in ihren Händen. Die Mutter schreit laut auf, bittet und fleht, ruft nach Hülfe; aber wer kann ihren schwachen Ruf hören bei dem Jauchzen und Getümmel der Jugend, das sich steigert, als Bodo von Stollberg, der lustigsten Gesellen einer, ausruft: „Aus den Bechern müssen wir trinken auf's Wohl der Mutter Asseburg!" und Alle nachschreien: „Ja, das gute Mütterchen wollen wir hochleben lassen;" und sie nun zurück in ihr Gemach stürmen, mit Wein die Becher füllen, unter Gesang diese von Hand zu Hand gehen lassen, zuerst ein „Hoch!" dem Mütterchen, dann dem Hause Asseburg, dann der Reihe nach den Familien der Anwesenden: den Rürlebens, den Kaufbergs, den Tüttcherode's, den Heringens, den Ebersteins u. s. f. ausbringen, und immer lebendiger und lärmender das vom Geist des Weins begeisterte Corps wird, während drüben in ihrem

Gemach der Mutter Angst und Bangigkeit mit dem zunehmenden Getöse steigen.

Längst war es Nacht, und des Mondes Sichel senkte sich schon, hinterm Kyffhäuserberge zu verschwinden, da tritt Heringen auf und spricht: „Freunde, nun sei es genug. Zum Beschluß laßt uns noch einmal auf des Mütterchens Wohl trinken, und dann ziehe Jeder seine Straße."

Die Becher werden gefüllt. Man bildet einen Kreis, und Heringen beginnt auf das Wohl und lange Leben der alten Mama zu trinken. „Hoch soll sie leben!" schreien Alle. Die Becher erklingen, gehen aus einer Hand in die andere, und erklingen immer wieder, bis sie geleert sind. Schon hat man sie niedergesetzt, da taumeln Kaufberg und Eberstein an den Tisch, ergreifen, füllen sie, und rufen: „Auf das Wohl des Hauses Asseburg!" Ja, schrie Alles, das soll blühen und grünen lange, lange noch! Kräftig erklingen die Becher, aber, ach! Heringen und der Tüttcheroder stoßen zu heftig an, und einer der Becher liegt zertrümmert am Boden.

Stille, große Pause. Erblaßt vor Schrecken und verlegen stehen Alle; Keiner redet. Tüttcherode setzt den ganz gebliebenen sanft auf den Tisch, und ver-

läßt das Gemach. Endlich spricht Heringen: „Es ist mir zwar höchst unangenehm, daß ich es sein mußte, in dessen Hand der Becher brach, allein der Schaden ist doch eigentlich nicht von Bedeutung; denn an das Märchen, das Kindermuhmen den Bechern angedichtet, wird doch wohl Keiner von uns glauben."

Keiner spricht. Endlich sagt der Asseburgschen Brüder einer: „Auch für mich haben diese Becher den Werth nicht, den die Sage ihnen beilegt, aber die Mutter, die gute Mutter, die mit so festem Glauben sie für Schicksalsbecher unseres Hauses hält, die sie wie ihren Augapfel behütete, für die wird der Verlust ein schreckliches, Unglück verkündendes Ereigniß sein, einen erschütternden Eindruck auf sie machen. Wahrlich, Freunde, mir bangt für ihr Leben."

Er verließ mit dem Bruder das Gemach, der Mutter die traurige Kunde zu bringen, und die Andern schlichen hinab in den Hof, setzten sich auf ihre Rosse, und ritten davon.

Nicht ohne Grund war die geäußerte Besorgniß des Sohnes. Mit einem heftigen Jammerschrei empfing die Mutter die traurige Nachricht, sank nieder, weinte und schluchzte, bekam krampfhafte Zuckungen, und alles Zureden der Söhne, sich zu trösten, der Sage

doch nicht zu trauen, waren umsonst. Sie jammerte, flehte den Höchsten an um Abwendung eines Unglücks, und erkrankte ernstlich.

Die Söhne kehrten nicht nach Brücken, wo sie wohnten, zurück, verließen das Lager der Mutter nicht. Erst als diese sich außer Gefahr befand, nahmen sie Abschied von ihr, nach Brücken sich zu begeben. Eine Jammerscene war diese, so gering auch die Entfernung von Wallhausen war. Die Mutter zerfloß in Thränen, denn ihr sagte eine dunkle Ahnung, sie sähe ihre Kinder nicht wieder, es werde an ihnen das Schicksal den Leichtsinn der Jugend rächen. Und so war es. Schon dunkelte es, als die Söhne abfuhren, und ein Unwetter nahte. Durch das Leuchten eines starken Blitzes wurden die jungen Pferde scheu, flüchtig, verließen den Weg, und mit ihnen stürzte der Wagen in einen Abgrund, wo beide Brüder Asseburg den Tod fanden, und die Mutter, beim Empfange der Nachricht, ihnen bald folgte.

Seitdem, sprach die erzählende Alte, giebt es nur noch zwei dieser Becher, wovon der eine auf Hindenburg, der andere hier auf Falkenstein verwahrt wird. Gesehen habe ich diesen nie, denn unser Herr breitet stets beide Hände darüber, und es müßte was recht

Vornehmes hierher kommen, wenn er sich entschließen sollte, ihn hervor zu holen aus dem tiefen Verschluß, unter welchem er ihn hält. Ob er an die Sage von den Bechern glaubt, weiß ich nicht; Unsereiner aber meint, daß dem Teufel doch nicht zu trauen sei; denn das ist gewiß, daß die kleinen Leutchen, welche die Becher gebracht, nichts als kleine Teufelchen waren.

Während des Erzählten ist sie mit dem Wanderer vorn auf der Spitze des Berges angelangt, von hier ihm die schöne Einsicht in das Selkethal zu zeigen. Belebt war dieses von Arbeitern, das Heu der Wiesen zu sammeln und einzuführen. Ihr munterer Gesang tönte herauf, und gegen über an der Bergwand durchzog eine Heerde weidend den Wald, bezeichnend ihren Weg mit dem harmonischen Geläute ihrer Glocken. Der Wanderer nimmt still hinblickend das herrliche Bild der abendlichen Landschaft mit all ihren Reizen in sich auf, und was die Alte ihm dabei vorplappert, hört er nicht. Endlich fährt er wie aus dem Traume auf, und fragt diese: was sie wolle?

„Dorthin sollen Sie sehen, an die Ecke des Felsens, wohin ich zeige."

„„Nun?""

„Sehen Sie da nicht den Eingang in eine Höhle?"

„„Ja; das scheint ein verfallener Stollen zu sein.““

„Das hat schon Mancher gemeint, ist's aber nicht. Eine Höhle ist's, die man den Tibian nennt, eine gar merkwürdige Höhle.“

„„Wie so?““

„Sehen Sie, lieber Herr“ — spricht die Alte; — Vor Zeiten, da hat man tief hinein gehen können in diese Höhle. Da sind jedes Jahr drei fremde Männer hierher gekommen, haben mit dem Sande, der darin gelegen, Säcke angefüllt, und ihn mitgenommen. Man hat ihnen das nicht gewehrt, denn kein Mensch wußte, was es für Sand war, und wer sie gefragt, wozu sie den Sand gebrauchten, dem haben sie geantwortet: zum leichtern Schmelzen des Eisens. So haben sie viele Jahre lang eine Menge Sand weggetragen. Als sie nun auch einmal wiederkommen, da finden sie die Höhle mit großen Felsstücken angefüllt, können kaum noch zehn Schritte weit hineingehen, und finden den Sand nicht mehr, den sie sonst da fanden. Sie erzählen hiervon, meinen, ein böser Geist müsse die Höhle verrammelt haben, denn Menschenhänden könnte das nicht möglich gewesen sein, und erzählen auch, daß der Sand, den sie daraus mitgenommen, purer Goldsand gewesen, der sie zu reichen Leuten gemacht,

und den sie nun nicht mehr daraus holen zu können sehr bedauerten. Wiewohl ihnen nun Niemand dies geglaubt, so sind doch Viele aus Neugierde hingegangen, haben aber nur ganz gewöhnlichen Sand darin, und bestätigt gefunden, daß die Höhle, die sie als eine tief in den Berg hineingehende noch gekannt, ganz mit Felsstücken wie zugewachsen sei. Da hieß es nun, das habe der Böse gethan, der wohne darin, wolle den Goldsand für sich behalten, und seitdem habe Jeder vermieden, der Tidianshöhle zu nahe zu kommen. Erst viele Jahre nachher ist es bekannt geworden, daß wegen einer unmenschlichen Schandthat, die ein Burgherr auf Falkenstein verübt, die Höhle sich geschlossen.

Dieser Herr hieß Siegmund, war ein steinreicher, aber geiziger Herr, der des Goldes nicht genug haben konnte, immer mehr zusammen scharrte, obwohl er nicht Frau noch Kind hatte, auch keinem Armen ein Stückchen Brot gab. In seinem Dienste war ein Hirt, der hieß Mathias, ein ehrlicher, treuer Mann, von Klein auf ein Mitbewohner der Burg. Dieser weidet einst seine Heerde hier unten im Thale auf den Wiesen, nicht fern von der Höhle. Hingestreckt unter einer schattenden Ulme ruht er, und um ihn her sein schönes

Harzvieh, denn es war Mittag, und die Sonne brannte heiß darnieder. Da tönt von der Burg herab das Kirchenglöcklein zum Gottesdienst, am Fest des heiligen Johannes des Täufers. Mathias erhebt sich bei diesem Rufe zur Andacht, sinkt auf seine Kniee, entblößt das Haupt, und betet zu Gott ein andächtiges Vaterunser. Als er geendigt, seinen Hut wieder aufgesetzt, schlägt es eben auf dem Burgthurm zwölf. Da sieht er vor sich auf der Wiese in geringer Entfernung eine Blume von wunderschöner, glänzender Farbenpracht, so schön er noch nie eine gesehen. Schnell geht er darauf zu, pflückt sie, steckt sie auf den Hut, dem Herrn sie mitzubringen, nicht ahnend, daß es die Wunderblume sei, die jährlich nur ein Mal, am Tage des heiligen Johannes des Täufers, Mittags um zwölf Uhr aus der Erde steigt, ihre Blätter entfaltet, und den, der sie in diesem Augenblicke pflückt, ist er ein guter Mensch, glücklich macht. Als er sich wieder niedergesetzt, zufällig nach der Höhle hinsieht, gewahrt er, daß ihre Oeffnung noch einmal so groß ist, als er sie bisher gesehen, und daß er weit hinein in dieselbe schauen kann. Er stutzt, reibt sich die Augen, meinend, es täusche ihn sein Gesicht; aber es bleibt dabei, er sieht eine große Höhle, und tief in ihr

Dunkel hinein. Verwundert steht er auf, geht drauf zu, tritt einen Schritt hinein, und blickt scheu in ihr Inneres. Eine erquickende Frische strömt ihm entgegen. Er thut einige Schritte weiter, sieht, daß sie sich tief in den Berg hinein zieht, und daß der Boden mit flimmerndem Sande bedeckt ist. Weiter einzudringen getraut er sich aber nicht, denn er kann sich des Gedankens nicht erwehren, daß, so wunderbar die Höhle sich geöffnet, sie eben so sich hinter ihm schließen, ihn einsperren könne. So steht er eine Weile, schauet bald die hohen Felsen, bald den glimmernden Sand an. Da fällt ihm bei, in seiner Kindheit gehört zu haben, daß fremde Leute aus der Tidianshöhle Goldsand geholt, und da ist's ihm klar, daß das solcher Goldsand sein müsse, der vor ihm liege. Dieser Gedanke verscheucht seine Furcht, er schreitet rasch tiefer in die Höhle, ergreift eine Hand voll des Sandes, springt aber schnell wieder hinaus in's Freie. In der Sonne glänzt der Sand wie das reinste Gold, und in der Hand prüft er dessen Gewicht.

„Das ist Gold", spricht er, „ganz gewiß Gold, sonst wäre der Sand nicht so schwer. Damit fülle ich meinen Ranzen, trage ihn nach Magdeburg zu meinem Vetter, dem Goldschmied, nehme dafür ein

hübsches Stück Geld zurück, kaufe meiner Marthe, wenn sie den Jürgen freit, ein Haus in Meisdorf, putze es fein auf, kann ihr auch noch eine Kuh mitgeben, ein Rind, ein fettes Schwein und eine Stiege Leinwand. Ach, wie wird sich die freuen, und der Jürge, wie wird der große Augen machen!"

So spricht Mathias, springt vor Freude hoch auf, geht nun ohne alle Besorgniß in die Höhle, füllt den Ranzen mit Sand, verbleibt dann, in Träumereien versunken über seine Zukunft, bei den Kühen und treibt diese mit der sinkenden Sonne heim. Da gewahrt er aber zu seinem großen Erstaunen, daß, so wie er sich von der Höhle entfernt, diese sich allmählig schließt, die frühere Gestalt wieder erhält. Das gefällt ihm nicht, geht ihm im Kopfe herum, denn er hat sich vorgenommen, mehr des Sandes zu holen, ärgert sich schon, nicht auch die Taschen damit gefüllt zu haben, tröstet sich jedoch, doch so viel zu haben, daß er wenigstens die Tochter gut ausstatten könne.

Andern Tags übergiebt er dem Kuhjungen die Heerde zum Austreiben, huckt den Ranzen mit dem Sande auf, und geht nach Magdeburg zum Vetter, dem Goldschmied.

„I Vetter", ruft dieser dem eintretenden Mathias

entgegen, „was führt Dich denn zu uns? Das muß doch ganz was Absonderliches sein."

„„Das ist es auch, Vetter. Sieh, ich bringe einen ganzen Ranzen Goldsand, den will ich Dir verkaufen, wenn Du mir zahlst, was er werth ist.""

„Goldsand? ei, laß doch sehen."

Mathias öffnet den Ranzen, und schüttet den Sand in eine Mulde. Des Goldschmieds Augen werden groß und immer größer und funkelnder, je mehr des Sandes in die Mulde läuft. Klüglich verbirgt er aber sein Erstaunen, betrachtet mit gleichgültiger Miene den Sand, wiegt ihn in der Hand, und läßt ihn nachlässig durch dieselbe laufen, während Mathias mit gespannter Erwartung des Vetters Urtheil auf dessen Gesichte zu lesen späht.

„Es ist möglich", spricht dieser nach langem Besinnen und mit zweifelhaftem Ausdruck, daß es Goldsand ist, es scheint fast so, ich müßte ihn indessen erst näher noch probiren, ehe ich Bestimmtes darüber sagen kann."

„„Nein"", fährt Mathias etwas ärgerlich heraus, „„es scheint nicht so, es ist Goldsand. Bist Du aber darüber in Zweifel, so gehe ich zu einem andern Goldschmied.""

„Nun, das brauchst Du nicht, Vetterchen; was ein Anderer versteht, verstehe ich auch, und was ein Anderer dafür giebt, gebe ich Dir auch. Ich will ihn für Goldsand annehmen, nach dem Gewicht ihn bezahlen, Du mußt aber mehr davon bringen, sonst lohnt das Schmelzen desselben die Mühe nicht."

Mathias verspricht das, wird Handels einig mit dem Vetter, kauft ihm zwei goldene Ringe, für die Tochter und deren Bräutigam, ab, und geht vergnügt wieder heim.

Wiewohl er nun sehr zufrieden ist mit dem, was der Vetter ihm gezahlt, sehr reich sich dünkt, so ist es ihm doch ärgerlich, daß die Tidianshöhle sich geschlossen hat, er keinen Goldsand mehr holen und dem Vetter bringen könne, was er diesem in der Uebereilung zugesagt.

Eines Tags, als er mit der Heerde wieder in die Nähe der Höhle kommt, denkt er: willst doch einmal sehen, ob sie noch geschlossen ist. Aus der Ferne sieht er nun zwar schon, daß sie eben so aussieht, wie damals, als er sie verließ, geht aber doch darauf zu. Da gewahrt er abermals zu seinem großen Erstaunen, daß, je näher er kommt, desto mehr die Höhle sich öffnet und erweitert, und als er dicht daran

ist, sie ganz die Gestalt wieder hat, wie damals, als er das erste Mal davor stand. Er staunt, weiß solch Wunder nicht zu deuten, und schüttelt mit einem „sonderbar!“ den Kopf. Nicht ohne alle Besorgniß wagt er in die Höhle einzutreten. Alles um ihn her bleibt ruhig. Da wird er frohen Muthes, füllt seinen Ranzen wieder mit Goldsand, und tritt höchsterfreuet, daß die Goldquelle ihm wieder fließe, in's Freie. Kaum hundert Schritte weit gegangen, blickt er nach der Höhle zurück, und siehe, sie hat sich wieder geschlossen. „Das ist Zauberei!“ ruft er aus. „In der Höhle muß ein Geist, oder das Bergmännchen wohnen; will mich doch nochmals ihr nähern, was dann geschieht.“ Er thut es, und so wie er darauf zugeht, öffnet und weitet sich die Höhle wie zuvor. Außer Zweifel ist's ihm nun, daß hier Zauberkräfte eines höhern Wesens wirken, dessen Sitz im tiefen Hintergrunde der Höhle sein müsse, und da er begreift, welch' Glück ihm hier blühen werde, wenn die Höhle bei seinem Erscheinen sich öffne, ihm ihre Schätze darbiete, so ist er so entzückt, daß er in der Freude seines Herzens laut in die Höhle hinein spricht: „Wunderbares Wesen, sag, was that ich, daß Du mich so glücklich machst?“

Da tönt es aus dem tiefen Hintergrunde: „„Du

brachst die Wunderblume zur glücklichen Stunde. Verwahre sie wohl.""

„Wie", ruft er aus, „die schöne Blume ist eine Wunderblume! Hab' ich sie denn noch?" Schnell reißt er den Hut vom Kopf, und zu seiner großen Freude ist sie noch darauf, doch verwelkt.

„Blümchen, Goldblümchen", ruft er aus, „Du bist es, durch deren Kraft die Höhle sich mir öffnet! O Du Himmelskind! Sorgfältig will ich Dich bewahren, damit Du mir bleibest, in keine Hände Du fällst, die Deine Kraft mißbrauchen möchten!" Doppelt befestigt er die Blume an den Hut, und als er heim kommt, verwahrt er sie in seiner Lade, steckt sie auch nur dann auf den Hut, wenn er Goldsand holen will. Dies geschieht nicht zu oft, er ist genügsam. Gehüllt in den dichtesten Schleier des Geheimnisses, treibt er den Handel mit Goldsand nach Magdeburg, und mehrt die Summe zur Ausstattung und Mitgift der Tochter.

Nun begiebt es sich, daß Siegmund, der Burgherr von Falkenstein, nach Magdeburg reitet, des Geschmeides viel für seine Base einzukaufen, und deshalb zu dem Vetter des Mathias, den Goldschmied, kommt. Schmuck von Silber und Gold wird ihm vorgelegt, und vom letztern die von Tidiansgold ge-

fertigten Sachen ganz besonders empfohlen, denn das Tidiansgold sei das beste was man habe. Siegmund stutzt bei dem Namen des Goldes, da er weiß, daß ein Distrikt seines Waldes der Tidian heißt, und fragt, woher das Gold den Namen habe. Der Goldschmied belehrt ihn darüber, erzählt, sein Vetter bringe es ihm aus dem Harzwalde schon seit einem Jahre, und Jedermann verlange seitdem Arbeiten von Tidiansgold, da es so vorzüglich sei.

Siegmund wird durch diese Antwort noch begieriger, genau zu erfahren, woher das Gold gebracht werde, und sagt zum Goldschmied, daß er den Lieferanten des Goldes sprechen möchte, und, da er einige Tage in Magdeburg verweile, so solle er es ihm wissen lassen, falls dieser in der Zeit zu ihm käme.

Der Goldschmied verspricht das. Zwei Tage später kommt Mathias mit Goldsand zu ihm, und Siegmund, davon benachrichtigt, kommt auch. Wie aber stutzt dieser, als er in der Person des Goldlieferanten seinen Hirten findet; und Mathias ist nicht minder verwundert und eben nicht erfreuet, mit seinem Herrn hier zusammen zu treffen, sein so lange bewahrtes Geheimniß nun selbst aufdecken zu müssen. Arglos erzählt er auf Befragen des Herrn, woher er den Sand hole,

erbietet sich die Höhle ihm zu zeigen; von der Blume und ihrer Wunderkraft sagt er aber nichts.

Nach zwei Tagen waren Beide wieder zu Haus, und Herr Siegmund fordert sogleich den Hirten auf, die Höhle ihm zu zeigen. Mathias thut es, nachdem er, ohne daß es der Graf bemerkt, die Blume auf den Hut befestigt hat. Als sie noch eine Strecke von der Höhle entfernt sind, läuft Mathias voraus, der Blume Kraft wirken zu lassen, ehe sein Herr herbei komme. Wie erstaunt und erfreut ist dieser beim Anblick der Goldsandmassen, die ihm unerschöpflich scheinen. In der Freude seines Herzens vergißt er Stand und Verhältnisse, und drückt den Hirten mit den Worten an seine Brust: „O Mathias, wie glücklich machst Du mich! Brüderlich wollen wir theilen, denn hier ist genug des Goldes für uns Beide." Jeder füllt nun die mitgebrachten Beutel, und Mathias muß seinem Herrn versprechen, wenigstens drei Mal wöchentlich mit ihm in die Höhle zu gehen. Das geschieht; bei jedem Besuche ist Mathias aber immer früher bei der Höhle, dem Herrn das wunderbare Oeffnen derselben nicht gewahr werden zu lassen.

Mehrere Monate hindurch setzen sie diese Besuche fort, und kein Mal kehren sie heim, ohne daß nicht

Herr Siegmund den Hirten lobt, ihm dankt, aber auch ängstlich bittet, ihr Geheimniß ja nicht auszuplaudern.

Wiewohl nun Jener sieht, daß der Reichthum der Höhle unerschöpflich ist, so steigt doch bei dem Geizhals der Gedanke auf, daß es besser noch sei, wenn er allein Herr desselben wäre, mit Niemand zu theilen brauche; auch ist es ihm je länger je unangenehmer, den niedrigsten seiner Diener zum Vertrauten und Mitwisser zu haben; der Besitz des Schatzes sei ihm sicherer, wenn er allein um das Geheimniß wisse, was Mathias doch einmal ausschwatzen könne, dessen Begleitung in die Höhle er ja überdies gar nicht bedürfe.

Wie er diese seine Wünsche erreichen könne, darüber quält er sich Tag und Nacht, hat nirgends Ruhe. Endlich erzeugen Gier und Habsucht in Siegmunds schwarzer Seele den teuflischen Entschluß, den Hirten, seinen Wohlthäter, der es so ehrlich mit ihm meint, aus dem Wege zu schaffen. Wie aber das anfangen, ohne nicht selbst als der Mörder zu erscheinen, darüber quält er sich wieder geraume Zeit, giebt endlich dieses Vorhaben auf, faßt aber dafür einen nicht minder teuflischen Beschluß, nämlich: den Hirten zu blenden, und im Burgverließ allmählig verhungern zu lassen.

Eines Abends läßt er ihn zu sich rufen. Arglos tritt Mathias ein, grüßt den Herrn freundlich, der ihm die Hand reicht und zum Sitzen auffordert. Alsbald schleichen aus der Ecke des Gemachs zwei gedungene Knechte herbei, binden ihn an des Sessels Lehne, und mit zwei Stichen von des Herrn Hand, ist Mathias des Augenlichtes beraubt.

Da schreit der Unglückliche vor Schmerz und Zorn schrecklich auf, und die Absicht Siegmunds errathend, spricht er in höchster Wuth und Verzweiflung die schrecklichen Worte:

„Verflucht seiest Du und verdammt, Du undankbares Scheusal, Du Ungeheuer, Du teuflischer Bösewicht! Verflucht und vermaledeit sei Deine schwarze Seele, und komme nie zu Gott! Nimmer wirst Du die Höhle wieder erblicken; geschlossen bleibt sie für Dich wie für Dein Geschlecht, und erst dann wird sie sich wieder öffnen, wenn ein Lahmer, ein Stummer und ein Blinder, Herrn dieser Burg gewesen sind. Fern liegt diese Zeit; Jahrhunderte vergehen, ehe meine Worte erfüllt werden, aber sie werden erfüllt."

„Dich aber, dessen teuflische Habgier jenen unerschöpflichen Schatz Deinen Nachkommen verschloß, Dich und Dein Andenken werden diese verfluchen und ver-

wünschen, Deinen Namen in ihrem Geschlechte löschen, daß es nicht geschändet werde durch Dich, teuflisches, scheußliches Scheusal."

In heftigster Aufregung und von Körperschmerz durchzuckt, stieß Mathias diese Worte aus, richtete faltend seine Hände gen Himmel, bat Gott, seine Seele aufzunehmen, und sank leblos nieder.

Siegmund befahl den Knechten, den Todten in den Wald zu tragen und einzuscharren, und verließ acht Tage lang sein Gemach nicht, denn das Gewissen pochte mit harten Schlägen an. Bald aber wußte er es zum Schweigen zu bringen, lachte der Worte, die Mathias aus Rache gesprochen, war erfreut, nun allein Herr der Schätze der Höhle zu sein, und ging früh am neunten Tage hin zu ihr. Doch wie ward ihm, als er ihre Oeffnung klein und niedrig fand, nur einige Schritte hinein thun konnte, tieferes Eindringen vorgeschobene Felsen wehrten, auch keine Spur von Goldsand zu finden war. Von Erstaunen ergriffen und betäubt kehrte er auf die Burg zurück, saß Tag und Nacht im Lehnstuhl, gefoltert von Gewissensbissen, verfluchend sein Geschick, hinbrütend in düsterm Stumpfsinn; Nebel umdüsterten seinen Geist, verstandlos ward er zum Thiere. Wuth bemächtigte sich des Körpers,

an Ketten mußte man ihn legen, in Ketten verschied er.

Noch zur Stunde ist die Oeffnung der Höhle sichtbar, tief einzudringen aber nicht möglich. Ein lahmer und ein stummer Burgbesitzer sind dagewesen, ein blinder noch nicht. Ehe dieser nicht kommt, wird die Tidianshöhle ihre jetzige Gestalt nicht ändern, ihr Goldsand verborgen bleiben.

Dem Wanderer wird jetzt das erzählende Mütterchen sagen: daß es nun kein Märchen mehr vom Falkenstein wisse; und Jener wird hinabsteigen in's Thal, im Vorübergehen einen scheuen Blick in die geheimnißvolle Tidianshöhle werfen, aber keinen Goldsand erblicken, auch keine Wunderblume auf der Wiese blühen sehen.

Druck von J. B. Hirschfeld.


JUN 11 1890
Gebunden

